

Zielquecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 62

Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“

November 1992



Karl Heinz Krauskopf
„Buschhausen Erben“
Tempera, Ratingen 1947

Inhaltsverzeichnis

<i>Matthias Claudius</i> Täglich zu singen	
<i>Gretel Krauskopf-Gemert</i> Das Wichtigste für mich ist meine Arbeit - Karl-Heinz Krauskopf, Maler und Graphiker	1
<i>Yvonne Friedrichs</i> Metamorphosen vom Bekannten ins Unbekannte: Karl-Heinz Krauskopf - ein malerischer Poet	5
<i>Richard Baumann</i> Lintorf hat immer noch 21 Baudenkmäler - Von der St. Anna-Kirche bis zum Kurhaus Siloah	9
<i>Wilfried Bever</i> Die evangelische Kirche in Lintorf	14
<i>Manfred Buer</i> Friedrich Kroll	18
<i>Manfred Buer</i> Otto Brües	19
<i>Otto Brües</i> Abschied vom Sommer	21
<i>Friedrich Wagner</i> Altersaufbau der Lintorfer Bevölkerung - Ein Vergleich 1952-1992	22
<i>Rose-Marie Weibenbach</i> Die Schule im „Busch“ - 90. Geburtstag der Heinrich-Schmitz-Schule	24
<i>Stefani Kugler</i> 100 Jahre Katholische Öffentliche Bücherei St. Anna Lintorf	26
<i>Maria Molitor</i> De Prumelaat	29
<i>Lore Schmidt</i> Prumelaat	29
<i>Heinz Fleermann</i> Ratingen und Lintorfer zu Besuch in Frankreich im Jahre 1932	30
<i>Andreas Preuß</i> Plönnies' Stadtansicht von Ratingen - ein originalgetreues Abbild der Stadt um 1700?	31
<i>Erika Münster</i> Das Leben mußte weitergehen - Ratinger Frauen und Männer erinnerten sich an die Nachkriegszeit	33
<i>Rolf Größterlinden</i> Erinnerung an eine Kindheit in Hösel	39
<i>Bertolt Brecht</i> Der Pflaumenbaum	42
<i>Kurt-Peter Gertz</i> Das Homberger Jacobus-Reliquiar	43
<i>Karin Schrey</i> Die Puppensammlung im Ratinger Stadtmuseum	45
<i>Hans Jungbecker/Maria Molitor</i> Su wü-et mer Mitjied em Lengtörper Heimatvere-in	49
<i>Andrea Töpfer</i> Generationswechsel im Ratinger Heimatverein	50
<i>Otto Wilms</i> Breitscheid - Aus der Geschichte einer bäuerlichen Siedlung	51
<i>Wolfdietrich Schnurre</i> Wissensdrang	58
<i>Klaus Wisotzky</i> Das Hösel's Kriegerdenkmal von Ewald Mataré	59
<i>Helmut Kuwertz</i> Einiges über den „Alten und Neuen Hohlenweg“ in Hösel und über die Familie Nofen	62
<i>Volker Straßen</i> Hösel im Übergang zur Diktatur - Wirtschaftsentwicklung, Wohnerhalten und Lokalpolitik in der Landgemeinde von 1930 - 1934	65
<i>Helmut Kuwertz</i> Hösel's Straßennamen (Fortsetzung)	73
<i>Joachim Ringelnatz</i> Das Lied von der Hochseekuh	78
<i>Wilfried Rosendahl</i> Haie und Seekühe im Lintorfer Waldsee	79
<i>Andreas Preuß</i> Medizinische Versorgung Lintorfs im 18. Jahrhundert	82
<i>Hans Muskens</i> Kurze Anmerkungen zum Besuch von Reiner Kunze in Ratingen	85
<i>Reiner Kunze</i> Das Ende der Fabeln	86
<i>Burkhard Weigel</i> Rein-treu-immerfort! Zum 90jährigen Chorjubiläum des MGV Eintracht 1902 e.V. Lintorf	87
<i>Manfred Buer</i> Vierzig Jahre Lintorfer Tambourcorps	88
<i>Heinz Fleermann</i> Bürgerstreich, Spiel- und Wettleidenschaft im alten Lintorf	91
<i>Wilhelm Molitor</i> Der Lintorfer Norden	93
<i>Volker Neumann</i> 85 Jahre Feuerwehr in Lintorf	95
<i>Hans Christens</i> Lied der Dickelsbachpiraten	98
<i>Manfred Buer</i> 30 Jahre Reservistenkameradschaft Ratingen	99
<i>Christine Herdt</i> Kermes vor zich Johr in Lengtörp	99
<i>Maria Molitor</i> Lengtörper Kermes ut minner Kengertied	101
<i>Manfred Buer</i> Agnes Weiß	104
<i>Buchbesprechungen:</i> <i>Hans Muskens</i> „Lintorfer Kreuzweg“ von Walter Gondolf	105
<i>Andreas Preuß</i> „Die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgeschaffen... Zur Industriearchitektur der Textilfabrik Cromford 1783-1977“	106
<i>Hermann Töpken</i> „Ratinger Forum, Heft 2“	107
<i>Friedrich Voßen</i> „Die Leute vom Schimmershof - Tausend Jahre bäuerliches Leben in Ratingen“	108
<i>Carl Schmachtenberg</i> Chrestkengd	109

Täglich zu singen

Ich danke Gott und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz! habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Laub und Gras kann sehen,
Und abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir denn zumute ist,
Als wenn wir Kinder kamen,
Und sahen, was der heilige Christ
Bescheret hatte, Amen!

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär geschmeichelt worden viel,
Und wär vielleicht verdorben.

Auch bet ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde,
Nicht bin ein großer reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr und Reichtum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hats das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Mut
Kanns aber doch nicht machen.

Und die sind doch bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastein
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich darf, zum Leben.
Er gibts dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt ers mir nicht geben!

Matthias Claudius

„Die Quecke“

Begründet 1950 von Theo Volmert.

Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen - Lintorf

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer

Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen - Lintorf

Die Quecke erscheint einmal jährlich

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Einzelpreis: DM 3,50

Das Wichtigste für mich ist meine Arbeit

Karl Heinz Krauskopf

Maler und Graphiker · 15.5.1930 - 22.1.1984

Als wir 1968 beschlossen zu heiraten, sagte er zu mir diesen Satz und ergänzte, „danach kommst du und danach die anderen“. Das überzeugte mich, denn hätte er mich als das Wichtigste genannt, wäre es wohl anders gekommen. Aber ein Mensch, der so von seiner kreativen Arbeit erfüllt ist, konnte nur ein guter Partner sein.

Seine Bilder lernte ich in größerem Umfang kennen durch eine Ausstellung im Jahre 1960, die Dr. Heinz Peters, Kustos des Kunstmuseums in Düsseldorf, für uns im Ratinger Bürgerhaus arrangiert hatte, ihn selbst aber noch nicht, da durch Verschiebung des Termins seine gebuchten Ferien in Griechenland fällig waren.

Erst 1967 machte ich seine Bekanntschaft in Mettmann bei einer Besprechung zu einer Ausstellung, und wir entdeckten viele gemeinsame Nenner. So erfuhr ich auch von seinem „Vorleben“.

Von seinem Vater Karl Krauskopf, Beruf Schreiner, und seiner Mutter Maria, geb. Laenen, wurde seine Geburt am 15.05.1930 auf dem Standesamt gemeldet. Er war winzig klein und die Nachbarinnen meinten: „Maria, den kriegst du nicht groß.“ Aber Maria schaffte es doch!

Die Schulzeugnisse, vor allem das Abschlußzeugnis, zeigten nur Einer und Zweier, in Malen und Handschrift hatte er natürlich eine Eins.

Er war hinter jedem Stück unbedruckten Papiere her, nur um darauf malen und zeichnen zu können. Eine Bleistiftzeichnung



„Alte Windmühle in Ostpreußen“, Bleistiftzeichnung, 1944, 35 x 27,5



Karl Heinz Krauskopf im 2. Schuljahr, im Alter von sieben Jahren

aus dem Jahre 1944 aus Ostpreußen, wo er mit der Mutter und den beiden Schwestern beim Onkel war, zeigt seinen Eifer im Zeichnen.

Auf der Rückreise im Zug brach er in Tränen aus über die Zerstörung, die die Bombardements in den Städten am Wegesrand angerichtet hatten. Brutalität, wo sie auch zu Tage kam, hat er niemals ertragen können.

1944 war die Schulzeit zu Ende und er wollte einfach Maler werden. Daran war leider kein Denken. Aber der Vater hatte eine

gute Idee für einen Beruf. So wurde er Lehrling bei der Druckerei L. Schwann in Düsseldorf als Klischee-Ätzer. Das war immerhin in Richtung Kunst und kam ihm bei seiner Malerei und Graphik zugute.

Aber seine Lust am Malen wuchs so sehr, daß er Mittel und Wege suchte, noch weiter zu kommen. 1946 bekam er durch seinen Onkel einen Termin bei Generaldirektor Fritz Langhoff vom Schauspielhaus in Düsseldorf, der ihm Verbindung zu dem Maler Peter Jansen schaffte. Dieser

Als eifriger und interessierter Museumsbesucher fiel er 1948 Dr. Hans Lühdorf auf, der ein begeisterter Kunstsammler und -kenner war. Die großzügigen Schenkungen an das Kunstmuseum in Düsseldorf bestätigten das.

Aber Dr. Lühdorf war nicht nur Sammler, sondern förderte junge Talente. Er war ein in allen Kunstsparten versierter Mann, der für Karl Heinz Krauskopf der wichtigste Lehrer war. Er schenkte ihm zur Weiterbildung Kunst- und Lesebücher sowie Karten für das Theater und für Konzerte. Er

Dann mußte er leider wieder Geld verdienen. Die Eltern errichteten ein Haus in Eigenleistung. Jede Hand und jeder Pfennig wurden dringend gebraucht. Aber als er Mitte 1952 soweit fertig war, zog es ihn hinaus in andere Gefilde. Er fand Arbeit in seinem erlernten Beruf in Konstanz, Geldern, Bayreuth und Stuttgart. Seine Ferienreisen, die er unternahm, um Land und Kultur in sich aufzunehmen und auch drei Wochen lang viel malen zu können, führten ihn nach Frankreich, Jugoslawien, Griechenland, Spanien, Tunesien, Ibiza und in die Schweiz. Und welche Freude, wenn eine Arbeit an Ort und Stelle einen Liebhaber fand. Es war also nicht schlecht, was er so malte; und wurde doch auch die Reisekasse aufgefüllt.

1959 kam er wieder zurück nach Ratingen zu den Eltern und fand Arbeit bei der Firma Brunotte in Düsseldorf. Er durfte sich ein Atelier im nicht gebrauchten Schweinestall einrichten. Eine Staffelei wurde aufgestellt und eine alte Schusterpresse wurde zur Druckpresse umgebastelt. An Ausstellungen konnte er sich jetzt intensiver beteiligen, und Einladungen zu Einzelausstellungen kamen häufiger. Zum Beispiel: 1958 Galerie Aumann, Düsseldorf, 1963 Kunstkreis 52, Gelsenkirchen, 1966 Galerie May, Düsseldorf etc. Er beteiligte sich an Ausstellungen in Düsseldorf, Solingen, München, Wuppertal, Recklinghausen, Duisburg etc.



„Zirkus Althoff in Ratingen“, Tempera, 41 x 53, Mai 1947

nahm sich des begabten Jungen an, gab ihm kostenlos Unterricht und konnte ihn damit auf die Kunstakademie vorbereiten. Im Wintersemester 1947/48 war es dann soweit. Er wurde aufgenommen, mußte aber sechs Wochen lang bei den Wiederaufbauarbeiten des schwer zerstörten Baues mitarbeiten.

ermunterte ihn auch durch Ankäufe seiner Bilder. Bis zu seinem Tod 1983 interessierten ihn die Arbeiten von Karl Heinz Krauskopf.

Bis Sommer 1951 studierte er bei den Professoren Werner Heuser, Heinz May, Otto Coester und Bruno Goller.



Karl Heinz Krauskopf in seinem Atelier



Selbstbildnis, Tempera, 48 x 46, 1984

So weit das „Vorleben“.

1969 bekam er dann ein Atelier in Heerdt und jeden Abend, nach getaner Lohnarbeit, fuhr er mit dem Rad dorthin. Im Winter und vor allem bei Nebel und Regen hatte ich Sorge, weil er über die Nordbrücke radelte. War auf der stark befahrenen Kreuzung hinter der Brücke in Richtung Oberkassel ein Fahrradfahrer doch leicht zu übersehen. Also freute ich mich, daß er Spaß am Autofahren hatte und den Führerschein machte. Vier Räder und ein Blechkasten sind doch etwas sicherer.

Seine unermüdliche Arbeitslust wurde natürlich unterbrochen durch Museumsbesuche und Ausstellungen oder Theater und

Konzerte, die wir gerne wahrnahmen. Auch Ferien waren verdient, und zwar in Menorca, Formentera, der Bretagne, der Südtürkei, Burgund, Sardinien, Südengland, Nordgriechenland und Galicien, aber auch in Deutschlands Norden und Süden. Es war immer eine herrliche Mischung von Erkunden der Natur und der Kultur. Alle Reisen wurden ein Jahr lang vorbereitet, und das gab schon viel Vorfreude. Nur in der Türkei machten wir eine 14tägige Rundreise vom Hotel aus, denn da trauten wir uns nicht, ein Auto zu mieten, um wie immer alleine loszugondeln.

Die Arbeit blieb aber Mittelpunkt seines Lebens. Er machte sich

immer schon an alles heran. Allein die Techniken der Druckerei wie Linolschnitt, Holzschnitt, Monotypie, Farbradierung, Prägedruck oder Lithographie und den Monolinoldruck, den er erfunden hat. Er hatte schon früh Ton- und Holzplastiken und später auch interessante Farbreliefs aus gebranntem Ton gearbeitet. Zeichnen und Malen, Aquarellieren und Hinterglasmalerei, alles wechselte in verschiedenen Intervallen. Es sprudelte nur so aus ihm heraus. Durch die vielfältigen Arbeitsweisen hatte er auch immer wieder genügend Abstand zu strenger Selbstkontrolle. Wenn ein Objekt seiner Kritik nicht standhielt, ritsch-ratsch war die Arbeit im Abfall.

Feste mit Freunden waren ihm ein Vergnügen. Wie schön war es, sich mit simplen Mitteln zu verkleiden, und nicht nur an Karneval. Und das Tanzen, Jazz und Soul oder Flamenco, ließen ihn nicht stillsitzen. Und erst klassische Musik hörte er viel und gerne, auch bei der Arbeit. Einige seiner Bilder verraten es.

Im August 1974 hatte er das große Glück, auch in der Franz-Jürgens-Straße 12 ein Atelier zu bekommen. Nun fielen doch die Wege nach Heerdt fort, und er konnte jeder Zeit auch „mal eben nur“ ins Atelier. Gerade wenn eine Arbeit nicht gleich glücken wollte, war es gut, zum Beispiel vor dem Schlafengehen, noch mal einen Blick darauf zu werfen. Wo sitzt die faule Stelle, wo der Fehler? Er hat schon oft kämpfen müssen um Form oder Farbe.

Zu seinem Leidwesen wurde ihm zum 01.11.1974 die Arbeit gekündigt, da seine Tätigkeit als Chemigraph durch den Offsetdruck überflüssig wurde. Aber das Jahr Arbeitslosenunterstützung hat ihn doch gefreut. Er konnte malen, so oft und soviel er wollte.

Aber Neider wachsen überall. So wurde er vom Arbeitsamt aufgefordert, unverzüglich dort zu erscheinen. Große Geldsummen hätte er durch den Verkauf eines großen Bildes erhalten, aber diesen nicht gemeldet. Es war aber nur eine Leihgabe an eine Krankenkasse, die weder Transport noch Miete zahlte, na denn!

Immerhin konnte die Zeit nun besser eingeteilt werden. Ganz viel Zeit für die Arbeit im Atelier zur Durchsicht seiner Arbeiten und zur kritischen Prüfung, was standhält oder was nicht. Aber auch mehr Zeit zum Lesen oder Spaziergehen oder mit dem Rad zu fahren zum Aquarellieren oder Zeichnen. Sein Wissen um Kunst und Künstler wurde noch umfassender. Sein von der so anstrengenden Lohnarbeit schon krummer Rücken wurde wieder gerade und die überanstrengten Augen wieder kräftiger. Das normale Leben wurde gelassener und die Lust an der Arbeit womöglich noch intensiver. Aber auch seine Selbstkritik nahm zu.

Viele interessante Einzelausstellungen kamen, unter anderem

1971 im Malkasten Düsseldorf und im Kunsthaus Bocholt, 1974 Niederrhein-Museum Duisburg, 1976 Elsässische Bank Karlsruhe, 1977 Klingensmuseum Solingen, 1978 Stadttheater Ratingen, 1979 Robert-Schumann-Institut Düsseldorf, 1980 Malkasten Düsseldorf, 1982 Studio Golzheim Düsseldorf und 1983 Schelmenturm Monheim. Viel Arbeit mußte da hineingegeben werden, aber wenn eine Ausstellung glücklich stand, war es doch eine Freude, und wenn die Ausstellung noch gut besucht war, hatte sich der Einsatz gelohnt.

Mindestens achtzig Jahre wollte er alt werden, um all das zu verwirklichen, was ihn erfüllte. Doch im Januar 1984 wurde seinem Leben ein Ende gesetzt.

Die größte und umfangreichste Ausstellung war dann die Gedächtnisausstellung 1985 im Stadtmuseum Ratingen.

Gretel Krauskopf-Gemert



„Wald“, Öl, 1963, 150 x 100

Metamorphosen

vom Bekannten ins Unbekannte:

Karl-Heinz Krauskopf - ein malerischer Poet

Karl-Heinz Krauskopf wäre am liebsten gleichzeitig Maler, Schauspieler, Regisseur, Dirigent, Dichter geworden, und den Flugschein hätte er auch gern gemacht. Ein ganzer Vulkan an Neugier und ständiger Entdeckerfreude steckte in ihm. Ein einziges Leben, und besonders das seine,

war dafür viel zu kurz. Wunschtraum und Wirklichkeit klappten weit auseinander. Karl-Heinz Krauskopf hat es schwerer gehabt als viele andere, um sein Lebensziel, sein inneres Bild, zu realisieren. Das „Große Traumschiff“, das er 1959 malte, ein strukturelles Spiel zwischen

Segeln und Wind, gehörte zu seinen frühesten abstrakten Kompositionen.

Der verletzende Eindruck des Kaputten, Zerstörten muß den vierzehnjährigen Jungen, der 1944 weinend durch die Kriegstrümmer-Landschaft Deutschlands fuhr, hart getroffen haben. Das in Teilelemente aufgelöste wieder zu neuen Einheiten zusammenzufügen, als Ergebnis eines kreativen Prozesses, stand jedenfalls später im Mittelpunkt seines künstlerischen Schaffens. Und letztlich hat er eigentlich doch alles erreicht, was ihm vorschwebte. Denn als Maler und Graphiker, sogar hin und wieder auch als Bildhauer, beherrschte er souverän zahlreiche Techniken, die er abwechselnd, sich selbst zum Ansporn, praktizierte. Und auf den Klavaturen seiner Farben und Formen spielend, war er zugleich Musiker, Dirigent, Regisseur, Pilot und Poet.



„Zirkus“, Acryl, 1974, 70 x 50

Um Maler werden zu dürfen, mußte der Handwerkersohn aus Ratingen erst eine Lehre als Chemigraph absolvieren. Diesen Brotberuf hat er bis 1974 ausgeübt, um unabhängig zu sein und niemandem zur Last zu fallen. Das gehörte zu seinem Charakterbild. So mußte er sich seinen Weg nach einem nur dreijährigen Studium an der Düsseldorfer Kunstakademie in den Ruinen- und Aufbruchsjahren der ersten Nachkriegszeit teuer erkaufen, und die spätere dauernde Doppelbelastung eines Acht-Stunden-Arbeitstages als Chemigraph und anschließendem künstlerischem Schaffen bis spät in die Nacht hinein im Atelier überforderte sein Herz.

Schon 1984, noch nicht 54jährig, ist Karl-Heinz Krauskopf, dieser stille, bescheidene, empfindsame, lebensfrohe Düsseldorfer

Maler, Graphiker, Bildhauer, gestorben. Erst in seinem letzten Lebensjahrzehnt war es ihm vergönnt, sich ausschließlich seiner Kunst zu widmen, nachdem er zusammen mit seiner Frau, der Bildhauerin Gretel Gemmert, 1974 ein Atelier im Golzheimer Künstlerhaus beziehen konnte.

Blickt man zurück auf die Düsseldorfer Kunstszene der frühen Nachkriegszeit, so stellt man fest, daß die abstrakte Malerei, die in der französischen Ecole de Paris schon längst blühte, sich in Düsseldorf eigentlich erst wirklich Ende der fünfziger Jahre durchsetzte, nachdem 1957 Jean Pierre

Wilhelm und Alfred Schmela ihre Galerien eröffnet hatten und intensive Kontakte zur internationalen Avantgarde, besonders in Paris, pflegten. Zuvor war das meiste noch Übergang, Suche nach einem Weg der Vermittlung zwischen Gegenstand und Abstraktion.

Auch im Frühwerk Krauskopfs spiegelt sich diese Situation. War er doch an der Düsseldorfer Kunstakademie von 1947 bis 1951 Schüler von Bruno Goller, Werner Heuser, Heinz May und Otto Coester gewesen, die alle, wenn auch jeweils eigenwillig und offen für Neues, der figurativen

Kunst verbunden blieben. Krauskopf ist überdies immer ein eifriger Museumsbesucher gewesen. Er liebte Vermeer, Cézanne, Paul Klee, E.W. Nay. Manche seiner frühen gegenständlichen Bilder und Aquarelle stehen auch den Rheinischen Expressionisten nahe.

Die Lust am Experiment, die Freude am Entdecken, die Neugier, immer weiter vorzudringen in unbekanntes Gefilde gestalteter Form, befreiter Farbe, handwerklich-technischer Prozesse müssen es wohl gewesen sein, die ihn gegen Ende der fünfziger Jahre den Sprung ins Neuland der abstrakten malerischen, dann auch graphischen Struktur wagen ließen.

Ein „Sprungbrett“ war für ihn dabei auch der technische Prozeß der Chemigraphie - das heißt die Herstellung von Bild-Klischees für den Fließdruck -, wobei die Ätzplatten immer exakt zusammengepaßt werden müssen. Dieses Verfahren, dem er auch seine große Meisterschaft im Handdruck verdankt, dürfte ihn angeregt haben zu seinen späteren, aus vielerlei abstrakten Formelementen zusammengesetzten Bildern, Aquarellen, Monotypien, Farbradierungen (zum Teil mit Prägedruck), Lithographien, Hinterglasbildern und besonders den von ihm erfundenen Monolinol-Drucken. Sein ungewöhnliches handwerkliches Können in all diesen Bereichen war für ihn aber nie Selbstzweck, sondern Mittler hochsensibler, zugleich vitaler, expressiver, poetischer Ausdruckswerte.

Spontane Eingebung, der Impuls des Moments bleiben immer spürbar, auch wenn den ausgeführten Arbeiten oft kleine Ideenskizzen in Bleistift und Kugelschreiber vorangingen: dieses Sich-Reiben, das unvermittelte Aufeinanderstoßen der Teilchen mit all seinen vielen Überraschungsmomenten, das Ereignishafte von Form und Farbe in ihrem raumübergreifenden Zusammenspiel. Das scheinbar Zufällige fügt sich einer ausgewogenen Ordnung, doch zwanglos und gelöst und immer das

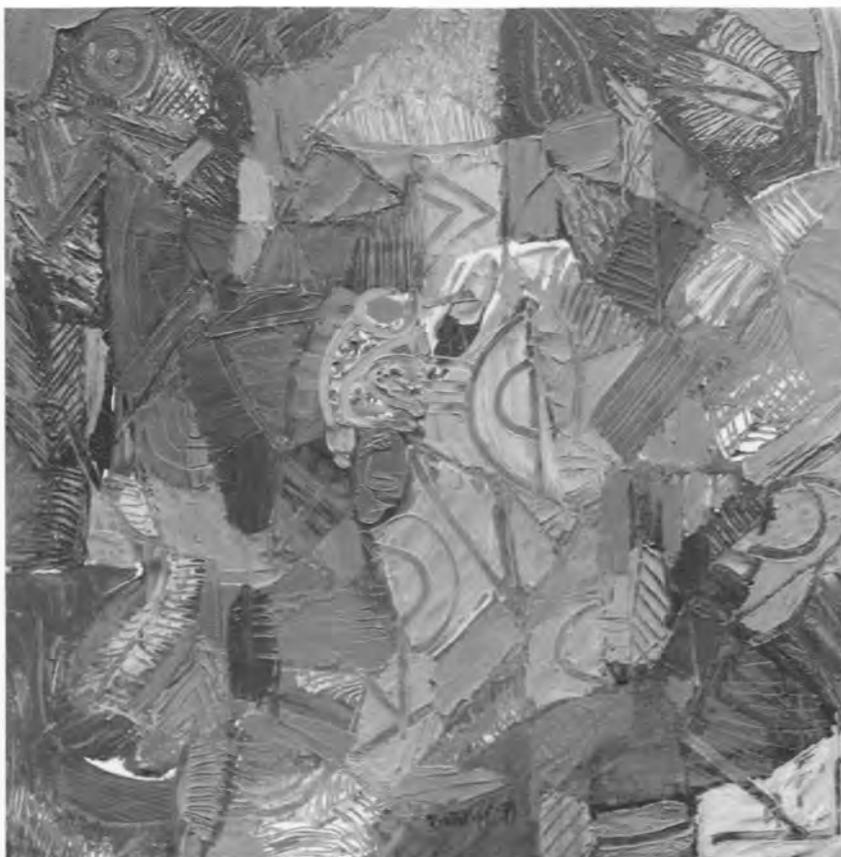


„2-68“, Acryl, 70x50

Geschehen stimulierend. Man erlebt es beispielsweise in dem Acrylbild „Zirkus“ von 1974. Der ganze sprudelnde Übermut der in jenem Jahr erlangten Freiheit des ungehinderten künstlerischen Schaffens scheint in diese Malerei geschlüpft zu sein, in der sich collagenhaft die Teilchen sammeln und umeinanderwirbeln wie das Spielzeug eines virtuosen Jongleurs. Sie fügen sich zusammen zu einem geschichteten Stakkato unangepaßter Flächenformen, die sich in kreisender Bewegung verdichten und flatternd wieder das Weite suchen. Rundes und Eckiges, Spitziges reibt sich aneinander, läßt Farbtöne aufklingen, die einander suchen und finden, sich antworten und abstoßen in einem bezaubernden Klanggemälde. Lyrisch-romantisch ist das in jeder Nuance, fern allem Plakativen - ein Blütenstrauß der Farben, ein Glücksmoment der Imagination.

Mögen da Erinnerungen an Klee, Poliakoff mitschwingen, so ist Krauskopfs Ausdrucksskala doch so echt, eigen und unverwechselbar Spiegel seines Wesens, Temperaments, das sich allen Widrigkeiten zum Trotz dem stets erneuten Aufschwung, den positiven Lebenskräften anvertraute. Musik spielt in allen seinen malerischen und graphischen Arbeiten mit - Bach, Mozart, die deutschen Romantiker, bis hin zum Jazz. Eine unbändige Freude an der Bewegung, dem vitalen Impuls durchzieht seine Werke wie ein einigender Strom. Aus Teilen werden so Organismen, die sich im Raum entfalten wie Strukturen einer phantastischen, neugeschaffenen oder ganz verwandelten Welt: jede eine Metamorphose vom Bekannten ins Unbekannte, ein Sprung ins Niemandsland ohne Auffangnetz, ein Abenteuer der Entdeckung.

Von welchem Elan sind auch seine erstaunlichen Monolinol-drucke getragen, deren differenzierte Technik Krauskopf selbst ersann. Diese Unikate druckte er mit nuanciert eingefärbten Schablonen, luftig, leicht, in flexibelster Reaktion und Kombination von Vorstellung, Bewegung, Zuordnung und Komposition der Teilelemente zum Ganzen: oft in



„Bolero“, Öl, 1979, 58x57

einem wahren Rausch der Schaffensfreude, dann wieder feinfühlig abwägend das in der Schwebel bleibende Gleichgewicht von Formen und Farben ertastend.

Fast immer weist der Bewegungsschwung seiner sich oft transparent überlagernden Farbelemente auch in der Malerei in Öl, Aquarell, Acryl über den Bildrand, auch der Glasplatte, hinaus. Nicht selten wird sogar Kosmisches suggeriert, wie in dem Acrylbild „2-68“, das zu einer ganzen Reihe im gleichen Jahr entstandener Variationen gehört. Es vermittelt den Augenblick eines geradezu seligen, traumhaften Schwebens im All, den Zustand völliger Offenheit, Gelöstheit, Schwerelosigkeit, einer Umarmung vielleicht der Sonne: den rhythmischen Gleichklang mit dem Universum also, totale Integration in ein umfassendes Geschehn.

Karl-Heinz Krauskopfs Arbeiten, darunter seine sublimen geätzten,

lichtdurchlässigen Farbradierungen mit Prägedruck, die Monotypien oder Terrakotta-Reliefs, sind aber vor allem auch tief in seiner Liebe zur Natur, Landschaft und Vegetation, zum Animalischen verankert.

Nach langer Abgeschlossenheit von der Welt in den dreißiger und vierziger Jahren war ja die Reisefreiheit eins der größten Geschenke, nicht zuletzt für Künstler, in der Nachkriegszeit. Auch Krauskopf hat sie in der ihm eigenen Intensität und Begeisterungsfähigkeit ausgeschöpft. Spanien, Frankreich, Nordafrika, Jugoslawien, Griechenland, England, die Türkei oder der Schwarzwald, die Nordsee beflügelten seine Phantasie, regten ihn an zu malerisch-graphischen Verwandlungsspielen bildnerischer Neuschöpfung, in denen sich Essenz von Erlebnis herauskristallisierte. Letztlich sind all seine abstrakten, teils ins Kubistische gebrochenen, aber immer wieder im Rhythmisch-Organischen aufgefangenen, stets in Bewegung eingebundenen Struk-



in dessen Arbeiten sich nicht selten Humor wie eine schelmische Nuance einschleicht, die düstere Kehrseite des Lebens in seinem Bewußtsein ausgeklammert hätte. Gespenstisch geistert diese Dimension schon durch den „Kindertraum“, ein Ölbild von 1963, und ist auch in manchen Bildern der siebziger Jahre gegenwärtig oder doch zu ahnen.

Yvonne Friedrichs

Bild links:
Monotypie
15. 7. 1974, 32 x 25

Bild unten:
„Kindertraum“
Öl, 1963, 40 x 50

turen in ihren Licht- und Farbgestimmtheiten, Spannungen, Vibrationen Ausdruck persönlicher, einfühlsamer Weiterfahrung, ein Dialog mit dem, was er mit Auge, Ohr, Herz aufnahm und sich anverwandelte. Sei es der leidenschaftlich beschwingte, rauschhafte, doch auch streng und fein gezirkelte spanische „Bolero“, ein Ölbild von 1979, oder nur eine schlichte, aus geheimnisvollen, selbsterfundenen Zeichen spielkartenartig zusammengewürfelte Monotypie vom 15.7.1974. Selbst solche wie beiläufige poetische Träumereien sind formbewußt.

Keiner sollte sich aber darüber täuschen, daß das so ganz ins Musische verstrickte lebensbejahende Temperament dieses Künstlers Karl-Heinz Krauskopf,



Lintorf hat immer noch 21 Baudenkmäler:

Von der St. Anna-Kirche bis zum „Kurhaus Siloah“

Die Denkmalpflege hat in Ratingen - wie in einer der letzten Quecken ausführlich berichtet - eine gute Tradition; und zwar schon aus einer Zeit, in der öffentliche Denkmalpflege noch längst nicht gesetzlich geregelt war. Ein Beispiel ist dafür die in der „Quecke“ ausführlich behandelte „Denkmalliste der Stadt Ratingen“, in der insgesamt 182 Objekte festgehalten sind. Die meisten davon befinden sich verständlicher Weise in der Ratinger Innenstadt, aber auch die einzelnen Stadtteile haben zahlreiche Baudenkmäler vorzuzeigen.

In Lintorf z. B. sind allein 21 Baudenkmäler festgehalten, obwohl leider - so stellt man heute mit großem Bedauern fest - in den vergangenen Jahrzehnten viele heute unersetzliche Baudenkmäler zerstört und der neuen Zeit geopfert wurden. Geblieben sind - wie gesagt - 21 Objekte von der katholischen Pfarrkirche St. Anna bis zum „Kurhaus Siloah“, die den besonderen Charakter der ehemals selbständigen Gemeinde Lintorf auch noch für künftige Generationen bezeugen sollen. Die 21 Lintorfer Objekte, von denen die ersten zehn 1984, die weiteren elf dann 1987 jeweils durch Ratsbeschluß festgelegt wurden, sind in der Denkmalliste der Stadt Ratingen mit einer Kurzbezeichnung des Denkmals, der genauen Angabe von Gemarkung, Flur und Flurstück und ferner mit den wesentlichen charakteristischen Merkmalen festgehalten. Und das liest sich dann so:

Katholische Pfarrkirche St. Anna, Gemarkung Lintorf, Flur 16, Flurstück 708. Bauwerk von 1878, neuromanische Basilika mit vorgesetztem 3-geschossigen Westturm, teilweise Sandsteingliederungen, Obergeschoß des Turms polygonal. Sanierung von 1976 bis 1980. Eigentümerin ist die Katholische Kirchengemeinde St. Anna.



Die neuromanische Pfarrkirche St. Anna mit dem Haus Ulenbroich

Evangelische Kirche und Pfarrhaus, Flur 16, Flurstück 165. Kirche, Grundstein 1864, Fertigstellung 1867, neuromanische Backsteinhallenkirche mit vorgesetztem 3-geschossigen Westturm; zugehörig 2-geschossiges Pfarrhaus (1884) in Backstein, Walmdach, nur teilweise verändert. Eigentümerin ist die Evangelische Kirchengemeinde.

Friedrichskothen, Lintorfer Markt 20, Flur 16, Flurstück 775. Winkelhof, in Fachwerk, datiert durch Inschrift im Balken 1735 (bereits 1601 erwähnt: „Frederichs Benden“), rechter Teil 2-geschossig, in 2 : 3 Achsen, linker Teil eingeschossig in 3 : 1 Achsen, weitgehend Lehmgefach erhalten, verputzter Backsteinsockel, Holzsprossenfenster mit Klappläden.



Idyllisch am Dickelsbach gelegen:
der Friedrichskothen, der immer noch als Kindergarten dient

Eigentümerin ist die Evangelische Kirchengemeinde. Nutzung: Kindergarten.

„Achterwinter“, Krummenweger Straße 223, Flur 19, Flurstück 261. Fachwerkhofanlage, 18. Jahrhundert (bereits erwähnt in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts: „Achter Winter“ und im 17. Jahrhundert: „Heinrich am Achter Winter, ein alter Kot“), 1-geschossiges Wohnhaus auf geteertem Backsteinsockel, giebelständig, Kellerzugang von außen, Holzsprossenfenster, zugehörige Scheune in Backstein, an der Giebelseite kleines Backhaus. Nutzung: Wohnen.

„Benne“, An der Renn 51, Flur 26, Flurstück 27. 18./19. Jahrhundert, 1-geschossiges Fachwerkhaus mit Backstein ausgefacht



Erst in jüngster Zeit wurde dieses Haus restauriert und einer neuen Nutzung als Gaststätte zugeführt: Das Haus „Porz“ in Lintorf



Das Fachwerkhaus der Helfensteinmühle mit dem charakteristischen polygonalen Turmstumpf aus Bruchstein mit Holzaufbau („Taubenturm“)

auf geteertem Backsteinsockel, Holzfenster teilweise mit Sprossen und Klappläden, Anbauten in Backstein, geschlämmt, teilweise instandgesetzt. Nutzung: Wohnen.

„Helfensteinmühle“, Hülsenbergweg 11/13, Flur 23, Flurstück 348. Hofanlage, 2-geschossiges Fachwerkwohnhaus, 18. Jahrhundert (bereits 1470 erwähnt), Lehmgefache, teilweise erhalten, auf geteertem Bruchsteinsockel.

Holzsprossenfenster mit Klappläden, rückwärtig 2-geschossiger Scheunenanbau aus Backstein, die dazugehörigen Stallgebäude neuerer Zeit aus Backstein, im Hof polygonaler Turmstumpf aus Bruchstein, mit aufgesetztem Holzgeschoß und polygonalem Turmhelm (17. Jahrhundert) sowie Wassermühle des 19. Jahrhunderts mit erhaltener Mühlen-technik. Nutzung: Landwirtschaftliches Anwesen.

„Porz“, Hülsenbergweg 12, Flur 23, Flurstück 325. 17. Jahrhundert, (bereits erwähnt 1470: „Porz“), 1-geschossiges Fachwerkhaus auf geteertem Bruchsteinsockel, Lehmgefache teilweise erhalten, Holzsprossenfenster, teilweise mit Klappläden, Krüppelwalmdach, an der rechten Seite Anbau unter Dachschleppe. Anm. d. Red.: Das Haus „Porz“ wurde mittlerweile grundlegend restauriert und dient jetzt als Gaststätte.

„Haus Ulenbroich“. Ulenbroich 1/3, Flur 16, Flurstück 902. 17. Jahrhundert (bereits erwähnt: 1470 Ulenbroich), 1-geschossiges Fachwerkhaus auf geteertem Bruchsteinsockel, Holzsprossenfenster mit Klappläden, alte Haustür mit Oberlicht, rechte Seite

verputzt, rückwärtig Schuppenanbau unter Dachschleppe. Nutzung: Wohnen.

„Oberste Mühle“, Krummenweger Straße 84 a, Flur 17, Flurstück 337. Hofanlage, 2-geschossiges Wohnhaus in Fachwerk, 18. Jahrhundert (bereits erwähnt in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts: „Oberste Müllen“), Giebel und ein Teil des Sockels in Bruchstein, Bruchsteinkeller, Lehmgefache zum Teil erhalten, Holzsprossenfenster und Klappläden, historische Einrichtungen, wie Uhr und Truhe, erhalten; Anbau aus Ziegelmauerwerk (1746), rückwärtiger Anbau aus dem 20. Jahrhundert, zugehöriges Hofgebäude in Fachwerk. Nutzung als landwirtschaftliches Anwesen.

„Bürgershof“, Lintorfer Markt 24, Flur 23, Flurstück 366. Ehemalige Hofanlage, 2-geschossiges Gebäude in 2 : 4 Achsen, 17./18. Jahrhundert (bereits erwähnt 1470 als „Bürgersgut“), ältester Gasthof der Umgebung, Erdgeschoß in Massivbauweise, Obergeschoß und Giebel in Fachwerk, Keller mit Tonnengewölbe, Kellerzugang von außen, Holzsprossenfenster, Erweiterungsbau aus dem 19. Jahrhundert. Die Nutzung ist heute noch Gasthof und Wohnen.

Zu den 1987 festgelegten Lintorfer Baudenkmälern gehören:

„Vogelshanten“, An den Hanten 7/9. Flur 21, Flurstück 32. Fachwerkhofanlage, 1-geschossiges Wohngebäude als Doppelhaus



Die Oberste Mühle an der Krumpfenweyer Straße wird schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erwähnt

angelegt, 18. Jahrhundert, zum Teil Lehmgefache erhalten, Bruchsteinsockel, Holzfenster, Hohlpannendeckung, alte Haustür, Bruchsteingewölbekeller unter Gebäude Nr. 7, zugänglich von Gebäude Nr. 9. Gebäude Nr. 7: Keller mit Kölner Decke; zugehöriges Nebengebäude mit Fachwerk, anschließendem Anbau in Backstein (Süden), verputzt; bereits erwähnt 1624 „uf den Hirnten“, 1614 „Vogelshanten“, dokumentiert in der Kartographie von E. Ploennies 1715 als „a. d. Hanten“. Nutzung: Wohnen.

„Hermannshanten“, An den Hanten 17. Flur 21, Flurstück 28. Ein-geschossiges Fachwerkgebäude, 18. Jahrhundert, Satteldach, Holzsprossenfenster, zum Teil Lehmgefache erhalten; Gewölbekeller. Bereits erwähnt 1624: „uf den Hirnten“ und 1652 „Haus auff dem Hermeshanten“, dokumentiert in der Kartographie von E. Ploennies 1715 als „a. d. Hanten“. Nutzung: Wohnen.

„Beckerhof“, Beckerhof 11. Flur 16, Flurstück 157. Dreiflügelige

Hofanlage, 2-geschossiges Wohnhaus in Bruchstein (datiert durch Türsturz mit Wappen und Jahreszahl 1733) in 4 : 2 Achsen, Fenstergewände teilweise in Backstein, Türgewände in Blaustein; Walmdach; innen ba- rocker Tür-

mehrfach wiederaufgebaut, zuletzt im 20. Jahrhundert), eingeschossig in Backstein, am rechten Flügel mit Backsteinausfachung, teilweise mit Fachwerk; Brunnen. Ehemals freies Gut; Sitz des Hofgerichtes; erste urkundliche Erwähnung im 16. Jahrhundert („up der Beek“). Nutzung: Wohnhaus, Wohnen.

„Neue Kämp“, Hülsenbergweg 160. Flur 27, Flurstück 44. Fachwerkhofanlage; datiert durch Balkeninschrift 1785, 2-geschossiges Fachwerkwohnhaus in 5 : 2 Achsen, zum Teil Lehmgefache erhalten, Bruchsteingewölbekeller; Holzsprossenfenster mit Klappläden, Südgiebel in Backstein, steinsichtig, zum Teil erneuert; zugehörige Scheune in Fachwerk mit zum Teil Backsteinausfachungen. Neu: Schuppenanbau in Backstein. Dokumentiert in der Bürgermeistereikarte Angermund 1837/38 als „auf dem Kämpken“. Nutzung: Wohnen.

„Haus am Pöstchen 101“. Flur 21, Flurstück 21. 1-geschossiges Fachwerkgebäude auf Bruchsteinsockel, 17./18. Jahrhundert. Weitgehend Lehmgefache erhalten, Hohlpannendeckung, Holzsprossenfenster mit Klappläden, Bruchsteinkeller; bereits erwähnt 1624 als Teil der Hausgruppe „Am Pöstgen“, dokumentiert in



Die Einfahrt nach Lintorf säumen zwei bekannte Baudenkmäler, nämlich die Pfarrkirche St. Anna und der Bürgershof



Vogelshanten

der Bürgermeistereikarte Angermund 1837/38 und in der Kartographie von E. Ploennies 1715. Nutzung: Wohnen.

„**Haus am Pöstchen 104**“. Flur 21, Flurstück 18/19. 1-geschossiges Fachwerkgebäude, 18. Jahrhundert, landschaftlich typische Katenstelle, traufseitige Fachwerkabseite mit Schleppehdach, Südgiebel bis zur Traufe mit Holz verkleidet; bereits erwähnt 1624 als Teil der Hausgruppe „Am Pöstgen“, dokumentiert in der Bürgermeistereikarte Angermund 1837/38 und in der Kartographie von E. Ploennies 1715. Nutzung: Wohnen.

„**Alter Friedhof**“, Duisburger Straße. Flur 16, Flurstück 7. Überkonfessionelle Friedhofsanlage seit 1832, Belegung bis 1958; für die Heimatgeschichte bedeutende Grabsteine, -tafeln und -platten Lintorfer Bürger, zum Beispiel Grabplatte des Pfarrers „Heinrich Schoenscheidt“ (1806-1874), Hauptkrenz des Friedhofes sowie zahlreiche Soldatengräber des Zweiten Weltkrieges erhalten. Nutzung: Grünanlage.

„**Tönniscamp**“, An der Renn 81/83. Flur 27, Flurstück 116. 1-geschossiges Fachwerkgebäu-

Nebengebäude in Fachwerk mit Backsteinausfachungen, dokumentiert in der Kartographie von E. Ploennies 1715 als „Tönnecamp“. Nutzung: Wohnen.

„**Am Trockenen Stiefel**“, Mülheimer Straße 109/111. Flur 21, Flurstück 94/95. Hofanlage des 18./19. Jahrhunderts, 1-geschossiges Wohngebäude in Backstein mit zwei Hauseingängen (Doppelhaus), weiß geschlämmt; Südgiebel verputzt, Bruchsteinsockel, Holzsprossenfenster mit Klappläden, zwei sehr gut erhaltene Bruchsteingewölbekeller, Innenwände Backstein mit Lehmputz, Treppenanlage unverändert, Blausteinplatten; Nebengebäude in Bruchstein, steinsichtig, Sandsteinplatten und Ziegelfußboden im Inneren, Hohlpfannen mit Strohpuppen, Stallgebäude in Backstein auf Bruchsteinsockel, im Norden und Süden weiß geschlämmt; abgedeckter Brunnen in Bruchstein im Hof; in der Bürgermeistereikarte Angermund von 1837/38 an der ehemaligen Kalkstraße dokumentiert. Nutzung: Wohnen.

„**Haus Siloah**“, Am Eichförschten 72, Flur 14, Flurstück 25/1, 25/2. 3-geschossiges Backsteingebäude, 1879 errichtet, steinsichtig,



Haus „Neue Kämp“ am Hülsenbergweg

symmetrisch angelegter Baukörper, Stockwerkgesimse, Mittelrisalit und Eckrisalit, Treppenhaus mit Pilasterandeutungen, Keller mit Kappendecke und Entwässerungsrinne, Geschoßdecken in Holzkonstruktion mit Lehmein Schub, Pfettendachstuhl, Holzfenster mit Mauerwerksbögen; Wilder-Wein-Bepflanzung an der Süd-Ostfassade; mit altem Baumbestand im Park; Nebengebäude: 1-geschossiges Werksteingebäude in Ziegelbauweise, Hohlpfannendeckung (ehemals Stall); Begründung des „Kurhauses Siloah“ in Lintorf durch Pfarrer Hirsch am 27.11.1879 als erste deutsche Trinker-Heilstätte „für gehobene Stände“. Nutzung: Trinkerheilstätte. Anm. d. Red.: Heute ist das „Kurhaus Siloah“ Bestandteil der Psychiatrischen Fachklinik „Fliedner-Krankenhaus“. Beim Aus- und Erweiterungsbau wurde die charakteristische Fassade des Hauses erhalten.

Dr. Richard Baumann



Das Haus Siloah mit seiner typischen Fassade, die auch beim Umbau des Hauses erhalten blieb



Füsgen



**Kosmetik-Center mit Behandlungskabine
Fotostudio, Paßbilder und Fotokopien**

**Konrad-Adenauer-Platz 5, 4030 Ratingen 4 - Lintorf
Telefon 021 02/353 93, Telefax 021 02/8932 27**

Belletristik
nach Ihren Wünschen von uns ausgesucht

Taschenbücher
in breitgefächertem Angebot
Kinder- und Jugendbücher
mit neuen Akzenten

Hobbybücher
für die ganze Familie

Reiseliteratur
rund um die Welt

Kunst- und Bildbände
in individueller Auswahl

Sachbücher
in erweitertem Rahmen

Nachschlagewerke
nach Ihrer Wahl

Kalender
neu im Programm

Beratung
fachkundig und freundlich.

Das alles und noch vieles mehr
finden Sie in Ihrer



Altstadt Buchhandlung
Teuwsen & Claus oHG

Lintorfer Straße 15
Telefon 021 02/24879

4030 Ratingen City

 **KOHL**
Malerbetrieb



Bitte rufen Sie uns an
Wir beraten Sie gern

 (02102) 17293

Krummenweger Straße 173 • 4030 Ratingen 4
 (02102) 17293 • Telefax (02102) 18458

über 30 Jahre

Karl-Heinz Brüster
Elektromeister



Licht-, Kraft- und Industrie-Anlagen
Verkauf und Montage von
Elektro-Wärmespeicheranlagen
Reparaturen aller Art.

4030 Ratingen 4, Breitscheider Weg 60, Telefon 021 02/35751

Kampmann Möbelpolsterei GmbH

**Aufarbeitung,
Neubezug sowie Neuanfertigung
von Polstermöbeln
Autopolsterei**

Speestraße 37/Ecke Pohlacker · Ratingen-Lintorf
Telefon 31202 privat: Schuur 36822

Fr. Karrenberg Nachf.

**Spedition - Lagerung
Güternahmeverkehr**

4030 Ratingen 4 - Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 13 · Tel.: 021 02/35248

WEGA REISEN

**Moderne Reisebusse in allen Größen
für In- und Auslandsfahrten**

Siemensstraße 23 - 25 - 4030 Ratingen 4
Telefon 021 02/32055
Telefax 021 02/32059

Hans Plogmann

Alles für den gepflegten Tisch

Porzellan - Glas - Keramik
Elektroinstallation

Speestraße 7, 4030 Ratingen-Lintorf
Telefon (02102) 3 1372



Das NÜRNBERGER SICHERHEITSPAKET

für alles was Sie sind, haben, tun und wollen

NÜRNBERGER VERSICHERUNGEN

Peter Coenen GmbH

4030 Ratingen 4,
Telefon 3 1924, Telefax 3 2924

FENSTER + ROLLADENBAU

BECKER

4030 RATINGEN - LINTORF
BREITSCHIEDER WEG 17
TELEFON 02102/35327
TELEFAX 02102/35881

Fachbetrieb für Rolladen in Kunststoff, Aluminium,
Holz · Nachträgliche Einbauten · Markisen · Jalousien · Roll- und Scherengitter · Fenster und Türen in Kunststoff, Aluminium, Holz · Elektroantriebe, Sicherungen, Reparaturdienst

MUNK



GmbH gegr. 1920

Meisterbetrieb für Dach- Wand- und Abdichtungstechnik

Duisburger Straße 169, 4030 Ratingen-Lintorf, Telefon 35059, Fax 36568

SANITÄR UFERKAMP

- Be- und Entwässerungsanlagen
- Wasser-Aufbereitungsanlagen
- WC - Küche - Bad
- Lieferung von Tablettensalz

4030 Ratingen-Lintorf - Tel. 0 21 02 / 3 13 80
Tiefenbroicher Straße 55

Zigarrenhaus Hamacher

Lotto - Toto - Glücksreisen - Zeitschriften

4030 Ratingen 4 (Lintorf) Konrad-Adenauer-Platz 14

WILLI NITSCHKE MALERMEISTER

Thunesweg 14 · 4030 Ratingen 4-Lintorf
Telefon 02102/35835

Blankstahl

in Abmessungen von \varnothing 120 mm bis \varnothing 500 mm in allen Stahlsorten
in geschliffener Ausführung.

Bearbeitung von Wellen nach Zeichnung bis 10m Drehlänge.

HANS ZIMMER
M A S C H I N E N B A U G M B H



Rehhecke 89, 4030 Ratingen 4, Tel. (02102) 35078/79, Fax (02102) 37555

Marco

die Mode für sportliche Männer

*Inh. Gritta Schwarz
Speestraße 28 · 4030 Ratingen 4
Telefon: 02102/32775*

Manteufel & Pooth

Reparatur von
Waschautomaten und Geschirrspülern
aller Fabrikate.

Verkauf preisgünstig direkt ab Lager.

Lintorf, Duisburger Straße 38

Telefon (02102) 34355

Bauknecht Fachhändler / AEG Vertrags-Kundendienst



Speestraße 11 · 4030 Ratingen 4 - Lintorf
Telefon 02102/31578

UHREN:
Technik von heute und morgen im Stil unserer Zeit.
SCHMUCK:
Auserlesene Kostbarkeiten für jeden Geschmack.
GESCHENKE:
Liebenswertes für jede Gelegenheit.
Eigene Werkstatt.

Karl Kronen - Malermeister

Anstrich- und Tapezierarbeiten

Ratingen-Lintorf, Am Potekamp 3, Telefon 02102/34778

Die evangelische Kirche in Lintorf

Nach 17monatiger Bauzeit wurde am 28. August 1867 die evangelische Kirche in Lintorf eingeweiht. Das unter Denkmalschutz stehende Gotteshaus ist also in diesem Jahr 125 Jahre alt, Anlaß genug für Pfarrer Gerhard Gruska, den Geburtstag am Sonntag, dem 23. August 1992, in einem Festgottesdienst mit seiner Gemeinde zu feiern. Pfarrer i. R. Wilfried Bever erzählt noch einmal für die Leser der „Quecke“, wie es zum Bau der evangelischen Kirche in Lintorf kam und wie sie sich im Laufe der Zeit mehrfach veränderte.

Alte Bilder und Stiche, etwa die von Merian, zeigen uns die Ansicht von Städten, auf denen neben den Befestigungswerken vor allem die Kirchtürme das Häusermeer überragen und an Höhe miteinander wetteifern, wobei bekanntlich der Ehrgeiz einzelner Gemeinden für einen höheren Kirchturm sorgte. Die schlanken Türme weisen wie ein Zeigefinger nach oben und wollen den Menschen an seine ewige Bestimmung erinnern. Dazu kommt die Aufgabe, aus der Höhe die Glocken erklingen zu lassen nach den Worten des Schiller'schen Gedichtes „Die

90-jährige Küsterin Martha Gelhardt durch den Garten vom Friedrichskothen her zur Kirche eilen, um von Hand die Glocken zu läuten, die so einen schöneren Klang hatten als später, als das elektrische Läutewerk die Menschenhand ersetzte. Im Laufe dieser Jahrzehnte mußten an der Kirche auch sonst immer wieder Reparaturen vorgenommen werden, wie das bei einer Kirche von über 100 Jahren nicht anders zu erwarten ist. Der Hofraum vor der Kirche war ein beliebter Spielplatz für die Kinder, vor allem in der Zeit der Kastanien. Die zum Glück auch heute noch stehenden Bäu-

mußte in jenen Jahren durch die Fa. Ritterskamp neu gedeckt werden, und das in einer Zeit, in der die nötigen Finanzen schwer zu beschaffen waren.

Aber nun zur Vorgeschichte der Kirche: es muß ja erst eine Gemeinde da sein, die ein Gotteshaus benötigt und es oft mit großen Opfern zu bauen bereit ist. Eine fast 300-jährige Vorgeschichte liegt vor dem Bau unserer Kirche. Es war eine kleine und wenig begüterte Schar von evangelischen Christen in Lintorf, denen durch den evangelischen Freiherrn v. Isselstein in einem Saal auf Schloß Linnep zusammen mit anderen Glaubensgenossen die Möglichkeit geboten wurde, „ihren Hunger zu dem Heiligen Wort Gottes zu stillen“. Dies taten sie dann später am Anfang des 17. Jahrhunderts in der heimlichen reformierten Gemeinde in Ratingen, zu der sie dann in den weiteren Jahrhunderten gehörten. So erscheinen sie auch dort seit 1655 in den Kirchenbüchern. Ursprünglich war das Luthertum am Niederrhein verbreitet, später kam aus den Niederlanden der reformierte Einfluß (von Calvin in Genf her) zur Geltung. Was aber hier am Ort die wenigen Evangelischen zusammenhalten ließ, war neben der evangelischen Schule (seit 1640) und der erstaunlich intensiven Armenpflege (interessante Armenbücher existieren im Gemeindearchiv ab 1670 und 1718) die „Sage“ von der einstigen Selbstständigkeit der Gemeinde in den Jahren 1631-1635, die von zwei bzw. drei Pfarrern, die praktisch Wanderprediger waren und sich immer wieder vor der Obrigkeit verbergen mußten, nacheinander betreut wurde. Das Selbstbewußtsein der kleinen Lintorfer Gemeinde hat sich dann erhalten. Der Wunsch, wieder selbstständig zu werden, geht durch die Jahrhunderte, bis das Ratinger Presbyterium 1845 beschließt, die Lintorfer Gemeinde freizugeben. Ein Ereignis möge



Die evangelische Kirche in den 50iger Jahren
(Aufnahme vom Turm der St. Anna-Kirche)

Glocke“, die den älteren Lesern meist noch im Gedächtnis leben: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango“ („die Lebenden rufe ich, die Toten beklage ich, die Blitze breche ich“). Heutzutage lassen sich allerdings die Lebenden nur noch spärlich rufen.

Seit 1953 haben wir mit unseren drei Kindern neben der Kirche im alten, jetzt renovierten Pfarrhaus von 1884 gewohnt, und die Kirche gehörte zu unserer engen Heimat, von der unser Jüngster als von „Vaters Werkstatt“ sprach, in die er auch einmal hinein wollte (er ist aber Jurist geworden). Ich sehe noch unsere damalige, jetzt über

me (Linden, Blutbuche, Kastanie) umgeben freundlich die Kirche, die neuerdings im Winter, wie auch die katholische Kirche, mit Scheinwerfern angestrahlt wird. Die Türme der beiden Kirchen, die sich freundschaftlich gegenüberstehen, überragen das alte Lintorf, bis dann die Hochhäuser am Konrad-Adenauer-Platz ihrerseits immer mehr das Ortsbild prägten. Auch die Kriegsschäden hatten sich an unserer Kirche ausgewirkt, wovon im Gartengelände immer neu auftauchende Glassplitter Zeugnis ablegten, die ich wegen der Gefahr für die Kinder mit viel Mühe stets aufs neue einsammelte. Auch das Kirchendach



Friedrichskothen und evangelische Kirche in den 60-iger Jahren

noch aus diesem Jahrhundert erwähnt werden, das für ökumenisches Denken besonders erfreulich ist und sich in meiner Amtszeit bestätigt hat: 1662 (also nach dem 30-jährigen Kriege) der Lintorfer Religionsfriede zwischen Katholiken und Protestanten. Im Jahre 1688 erhielt die Gemeinde durch den Freiherrn v. Isselstein auf Linnep den Friedrichskothen als Schulhaus und Versammlungsraum der Gemeinde. Später wurde daraus bis in unsere Tage der Kindergarten als die „Brunnenstube der Gemeinde“. Entscheidend für die Zukunft der Gemeinde wurde die Beziehung zu der vom Kaiserswerther Pfarrer Theodor Fliedner 1844 gegründeten Duisburger Diakonenanstalt, von der aus ihr späterer Direktor Pfarrer Richard Engelbert den ersten Gottesdienst hielt im oben erwähnten Friedrichskothen und die in Lintorf Grundstücke erwarb, auf denen später das Männerasyl, Haus Siloah und Haus Bethesda als Trinkerheilstätten errichtet werden konnten. Ebenso war die Verbindung mit dem Gustav-Adolf-Verein für die finanzielle Seite von entscheidender Bedeutung. In weiser Voraussicht wurde bereits 1850 das Grundstück „Der Rüping“ gekauft, auf dem bereits ein Haus stand, das wenige Jahre später als Pfarrhaus, etwa an der Stelle des heutigen Pfarrhauses neben der Kirche, benutzt wurde. Am 18. Mai 1853 wurde die Kgl. Ordre gegeben, welche die Selbständigkeit der evangelischen Gemeinde Lintorf begründete. Die Zustimmung des Presbyteriums

erfolgte am 19.1.1854; dies letztere Datum war dann auch maßgebend für die Hundertjahrfeier 1954, die ich kurz nach meinem Amtsantritt hier erlebte. Nun war auch der Weg frei für die Besetzung der Pfarrstelle. Es war der Kandidat der Theologie Eduard Dietrich, der in der Duisburger Diakonenanstalt tätig war und bereits Gottesdienste in Lintorf gehalten hatte. Sein besonderes Interesse galt den Männern, die vor allem durch Trunksucht besonderer Hilfe bedurften. Eine hiesige Grundschule trägt seinen Namen und erinnert damit an Dietrichs Tätigkeit, die er zunächst als Unverheirateter in seinem höchst bescheidenen Pfarrhaus entfaltete und so die Arbeit an den gestrandeten Männern in dem 1856 neu erbauten „Männerasyl“ gegenüber dem Pfarrhaus vorwegnahm. Am 30. Mai 1854 fand die feierliche **Re**-Konstituierung (auf die Wieder-Begründung der Gemeinde legte man damals besonderen Wert) der Gemeinde und zugleich Ordination und Introduction (Einführung) des Pfarrers Eduard Dietrich statt. Ordination und Einführung fanden früher gewöhnlich gleichzeitig statt; dies will man neuerdings wieder zur Regel machen, um mit der allgemeinen Berufung eine bestimmte Aufgabe in der Kirche zu verbinden. Dietrich ist ein Jahr nach der Einweihung der Kirche, die doch sein Werk war, aus persönlichen Gründen in seine Heimat Quedlinburg zurückgegangen, wo er auch gestorben ist. Seit 1856 war er verheiratet mit

der damals 21-jährigen Christine Esch. Er selbst war geboren am 12.1.1825. Über beider Herkunft habe ich früher in der „Quecke“ ausführlich berichtet.

Wie es zu dem Wunsch nach einer Kirche kam, wird deutlich, wenn man über den „Kirchsaal“ im Friedrichskothen liest. Bis 1849 war der Saal auf der 1. Etage nur durch eine Falltür zu erreichen; dann wurde eine Holzterasse auf der Ostseite angefügt. Nur 100 Personen konnten auf den Bänken Platz nehmen. In einem Jubiläumsbüchlein wird berichtet, daß man bei der Niedrigkeit der Decke ein Stück aus dem Deckenbalken heraussägen mußte, um dem Pfarrer die nötige Bewegungsfreiheit zu beschaffen. Man kann sich die dort herrschende Luftknappheit vorstellen, die vor allem älteren Menschen zusetzte.

Das Lagerbuch der evangelischen Gemeinde weist auf den Beschluß der Repräsentanten vom 16.4.1862 hin, übersieht dabei aber, daß lt. dem alten Protokollbuch des Presbyteriums dieses bereits am 25.5.1857 bei der Visitation durch den Superintendenten Wächtler in seiner Sitzung eine eigene Kirche ins Auge gefaßt hatte. Im Visitationsbericht wird gesagt, „daß diese junge Gemeinde alle Anzeichen einer selbständigen Entwicklung vertrat, in ihrer öffentlichen Sitte durchaus sich keiner besonderen Gebrechen zu schämen habe, durch Ordnung, Eintracht und Willigkeit im häuslichen und öffentlichen Leben lobenswerth dastehe, mit ihrem Vorstande und Pfarrer in gutem Einvernehmen lebe und mit ihrer Schule zufrieden sei ... Das Presbyterium beschloß auch, da eine eigene Kirche sich immer mehr als notwendig herausstelle, darauf zu sinnen, daß ein Kirchenbau-fond gebildet werde, dessen feststehende Einnahme etwa eine jährliche Hauskollekte bildete.“ Ein Jahr später wird protokolliert: „Die bei der vorjährigen Kirchenvisitation angeregte Angelegenheit der Ansammlung eines Fonds zum Kirchenbau wird gründlich besprochen. Zuerst wurde der Vorschlag gemacht, eine wöchentliche Pfennigsammlung zu halten.“ Man hält es dann aber für „ein-

träglicher und mit weniger Verdrießlichkeiten verknüpft", wenn man gewisse Kollekten für den Kirchbau bestimmt. Im Jahre 1862 will das Presbyterium „unter des Herrn Gnadenbeistande einen einfachen Kirchbau ins Auge fassen." Man ist bereit, „alle entsprechenden Opfer für diesen wichtigen und heiligen Zweck zu bringen." „Als Bauplatz erscheint am zweckmäßigsten der Pastoratgarten hinter dem Hause mit Zuhülfenahme des dem Asyle gehörigen früher Füsgen'schen Garten, zu dessen Abtretung sich der Vorsteher des Asyles, Pfarrer Dietrich, vorbehaltlich der Genehmigung der Direktion sofort bereit erklärt." Es folgte dann eine Gemeindeversammlung, in der es vor allem um die Stiftung von Beiträgen zum Kirchbau geht, somit eine zum Handeln und Opfern bereite Gemeinschaft. Das Baugeld soll beisammen sein, erst dann soll mit dem Bau begonnen werden. Die zum Teil noch heute bekannten Spendernamen können in der Gemeindegeschichte, S. 41, nachgelesen werden. Es sind zu jener Zeit 236 Gemeindeglieder. Die Gemeinde wächst aber, und dies ist ein weiterer Grund, eine Kirche zu bauen. Der Bauplatz ist zum Teil durch Grundstückstausch mit Peter Tröster zustande gekommen. Die Grundsteinlegung erfolgte am 19. März 1866 „unter großer Beteiligung von nah und fern". Dies ist umso verständlicher, als der Zustand des Betsaales nach dem Bericht des königlichen Bauinspektors an die Düsseldorfiger Regierung mit einer genauen Zeichnung ein Jahr zuvor geradezu katastrophal ist mit eingesackten Deckbalken und drei kleinen Fenstern und dies alles bei 200 Kirchenbesuchern an Festtagen! „Es ist kaum begreiflich, daß bei so großem Bedürfnis dieser Neubau nicht schon früher zu Stande gekommen ist." In einer Eingabe heißt es, daß der Betsaal „unstreitig das unwürdigste und schlechteste (ist), was es in der ganzen Rheinprovinz gibt." 1866 erklärt das Presbyterium, daß ein regelmäßiger Kirchenbesuch in fast allen Familien Sitte ist.

Die Einweihung der Kirche wird auf Dienstag, den 20.8.1867, 9.30 Uhr festgesetzt. Die Hausmutter

Haase bereitet das Festessen gegen ein Entgelt zu. Es sollen „Suppe, Fleisch mit Beilage und Gemüse mit Braten oder Schinken" gereicht werden. Der Wein soll von Frau Stein (eine frühere Lintorferin) in Düsseldorf bezogen werden. Das Festzelt wird neben

Duisburger Baumeisters A. Kersten. Sie kostete mit Bauplatz 10500 Taler. Bei dem gemeinsamen Mittagessen seien 300 und beim Kaffee 500 bis 600 Personen anwesend gewesen. Die Gemeinde verstand zu feiern und war dabei trotz ihrer Armut nicht



Tauf- und Abendmahlsgeräte (Zinn) aus den ersten Jahren der Selbständigkeit der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf (1854)

der Kirche errichtet. Tackenberg und Wendel (der spätere Schwiegersohn war Behmenburg, dessen Tochter noch in Düsseldorf lebt) liefern die Bauernplätze und letzterer auch die Butter. Für das rohe Gemüse und die Kartoffeln sorgt Lehrer Hagen. Ich zitiere hier meine Gemeindegeschichte, S.42: „Der Festzug soll sich vom Betsaal zur Kirche bewegen: zuerst die Geistlichen im Ornat, dann die ungeladenen Geistlichen, die eingeladenen Beamten und Privatgäste und endlich Presbyterium und Gemeinde. Auf einem Präsentierteller sollen getragen werden: die große Bibel von Kirchmeister Kemmann, die Abendmahlskanne vom Ältesten Tackenberg, der Kelch vom Ältesten W. Kemmann, die Taufgeräte vom Diakon (hier keine Berufsbezeichnung, sondern der für die karitative Tätigkeit der Gemeinde verantwortliche Älteste (= Presbyter) Fr. Wiefelspütz." In der Chronik des Protokollbuches lesen wir, daß die Einweihung von Generalsuperintendent Evers und dem Präses der Provinzialsynode Pfarrer Nieden in Koblenz sowie von Superintendent Spies in Recklinghausen vorgenommen worden ist. Die Kirche wurde gebaut unter der Leitung des

kleinlich! „Gott wolle in Gnaden geben, daß nimmer etwas anderes in ihr verkündigt werde, als sein reines lauterer Wort von treuen wahrhaftigen Zeugen. Ich kann nur hinzufügen, daß dieser Schlußsatz sich auch in alle Zukunft hinein bewahrheiten möge." Soweit mein Zitat aus der Gemeindegeschichte von 1973. Die letzten Zeilen sollten auch heute ihre volle Geltung haben.

Während in den Jahren nach 1876 und in der Amtszeit von Pfarrer Eduard Hirsch, dem „berufenen Lehrer der Trinkerheilkunde", von 1869 bis 1894 die Gemeinde wuchs und die von den Lintorfer Pfarrern immer weiter ausgebreitete Arbeit an den Alkoholkranken (1879 Gründung des Kurhauses Siloah, 1901 Haus Bethesda durch den Nachfolger Pfarrer Friedrich Kruse, bis 1930 in Lintorf tätig) die Gemeinde an Bedeutung gewinnen ließ, bedurfte die Kirche der Erneuerung, nachdem auch die Evangelischen in Angermund seit 1897 zur Gemeinde gehörten. 1887 hatte ein Sturm das Kreuz vom Turm gerissen; die Patienten von Siloah beteiligten sich mit 150 Mark an den Reparaturkosten. In demselben Jahre stiftete Wilhelm Stock-

100 Jahre Katholische öffentliche Bücherei St. Anna Lintorf

Am 10. November 1991 feierte die katholische Kirchengemeinde St. Anna in Lintorf ein ganz besonderes Gemeindefest: das 100-jährige Bestehen ihrer Pfarrbücherei. Den Nachweis für das Jubiläumsdatum, welches die Bücherei in Lintorf zu einer der ältesten und traditionsreichsten Institutionen ihrer Art im Umkreis macht, liefert eine Liste der Erzdiözese Köln. In dieser existiert über die Bücherei St. Anna eine erste Eintragung für das Jahr 1891. Die Bücherei war von Anfang an dem Borromäusverein angeschlossen, der sich seit dem letzten Jahrhundert um die Verbreitung des guten Buches bemüht. Aus den Kölner Eintragungen läßt sich entnehmen, daß geringe Ausleihzahlen in den Gründungsjahren sich bald steigerten und durch - für heutige Verhältnisse - schon stolze Leser- und Ausleihzahlen zwischen den beiden Weltkriegen abgelöst wurden.

Die Geschichte der Bücherei, d.h. ihre Beliebtheit und Inanspruchnahme, läßt sich nicht an bloßen Zahlenreihen ablesen - wir wissen leider nichts über das Leserpublikum und die damalige Vielfalt des Bestandes -, jedoch gab es immer Zeiten, in denen mehr oder weniger zum Buch gegriffen wurde: so ging während des Zweiten Weltkrieges die Ausleihe zurück, in den 50er Jahren stieg sie dagegen wieder stark an.

Seit Beginn der zweiten Jahrhunderthälfte sah sich die Bücherei plötzlich einer Konkurrenz ausgesetzt, denn die allorts erwachsenden Büchereien der Städte und Gemeinden konnten ein ganz anderes Spektrum an Büchern und modernen Massenmedien bieten. Das Bemühen der Lintorfer Pfarrbücherei ging und geht aufgrund dessen nicht dahin, bei den Medienzahlen mithalten zu wollen, sondern vor der Quantität steht die genaue und qualitative Auswahl, ohne daß dies ein Defizit im Unterhaltungsbereich sein muß. Weiterhin ist eine ständige Aktualisierung des Bestandes

wichtig, wobei die neuen Medien integriert sind. Neben der Buchausleihe können Tonbandkassetten, Spiele und Zeitschriften entliehen werden. Im Gegensatz zu vielen „großen Büchereien und Bibliotheken“ bieten die ehrenamtlichen Mitarbeiter der junggebliebenen Bücherei St. Anna individuelle Buchberatung an, so daß persönliche Empfehlungen noch Zeit finden. Dies entspricht auch dem Selbstverständnis der Bücherei St. Anna, die sich als Begegnungs- und Kommunikationsstätte für alle leseinteressierten Lintorfer versteht.

Das Jubiläumsfest, an dem sich neben der Bücherei Kirchenchor, Frauengemeinschaft, Kindergarten, kath. Grundschule, Pfadfinder und KAB beteiligten, fand einen großen Zuspruch, so daß die Büchereimitarbeiter sich über den Erfolg ihrer Bemühungen freuen konnten.

Den Beginn des Pfarrfestes bildete ein gemeinsamer Festgottesdienst, dessen musikalischen Rahmen der Kirchenchor Cäcilia mit der Missa in C von J. E. Eberlin schuf. Pfarrer Franz Mezen wies in seiner Predigt auf die Bedeutung des guten Buches für den Glauben und die gesamtheitliche Bildung des Menschen hin.

Danach wurde zur Matinee ins Haus Anna geladen, wo die

Büchereiarbeit von verschiedenen Seiten gewürdigt wurde. Als erster der Gratulanten sprach als Leiter der Fachstelle für Büchereiwesen des Erzbistums Köln, Dr. Siegfried Schramm, der betonte, daß die ehrenamtliche Tätigkeit erst die Basis für die Wirkung der Bücherei bildet. Ein ganz besonderer Dank ging an die Leiterin der Bücherei St. Anna, Barbara Kugler, die seit über 30 Jahren dort tätig ist. Die Rektorin der katholischen Johann-Peter-Melchior-Grundschule, Ingrid Schwarz, besuchte mit ihren Klassen regelmäßig die Bücherei und bedankte sich anlässlich des Jubiläums dafür, daß den Schülern somit ein erster Zugang in die Welt der Bücher vermittelt wird. Auf die gute Zusammenarbeit aller Büchereien der Stadt Ratingen wies Hildegard Pollheim, Leiterin der Arbeitsgemeinschaft der kirchlichen Büchereien Ratingens, hin und überreichte als Jubiläumsgeschenk das Maskottchen „Marabu“, das für die Kinderspielecke der Bücherei bestimmt ist. Diese von Frau Pollheim angesprochene Zusammenarbeit bedeutet, daß Buchausleihen der Büchereien untereinander das Angebot für den Leser attraktiver gemacht wird. So haben die einzelnen Büchereien thematische Schwerpunkte. Die Bücherei St. Anna ist auf den



Dr. Siegfried Schramm, Köln, dankt Barbara Kugler für 30-jährige ehrenamtliche Tätigkeit in der Bücherei



Nach dem Festende um 15.00 Uhr verließen Kinder, Eltern und Freunde der Schule den Ort des Geschehens sehr zögerlich, so daß man davon ausgehen darf,

daß die Feier für alle Beteiligten ein voller Erfolg war..

Rose-Marie Weißenbach
Schulpflegschaftsvorsitzende

Am 23. November 1991 starb in Grefrath-Mülhausen Frau Katharina Kaisers, an die sich viele ältere Lintorfer sicher noch gut erinnern können. Frau Kaisers war von 1915 bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 1956 Lehrerin an der Heinrich-Schmitz-Schule. Im März 1991 hatte sie noch in geistiger Frische im Kreise ihrer Familie und vieler ehemaliger Schüler, auch aus Lintorf, ihren 100. Geburtstag feiern können.

stammen, hob Pfarrer Aarts hervor, indem er besonders wünschte, „daß alle Kinder lernen sollen, daß eine bessere Welt und ein besseres Miteinander aus einer christlichen und ethischen Grundhaltung erreicht werden können.“

Nach der offiziellen Feierstunde ging es dann - für die Kinder sicherlich „endlich“ - zum Fest auf den Schulhof. Dort wurden durch Herrn Hilgefert, Schuldezernent der Stadt Ratingen, und Herrn Engel, Vorsitzender des Fördervereins der Schule, das langersehnte neue Spielgerät eingeweiht, das Stadt und Förderverein gemeinsam bezahlt haben.

Zwischenzeitlich herrschte großer Andrang auf dem ganzen Schulgelände. Die Getränketheke wurde heftig umlagert und auch die Abteilung „Speisen“, die Salate, Würstchen, Erbsensuppe, Waffeln, Kaffee und Kuchen anbot, konnte über mangelnden Zuspruch nicht klagen. Die Kinder mochten sich bei der Auswahl von Spielen wie Wurfspiele, Fadenziehen, Rad-Parcours, Kartoffelstaffel, Mikado, Hüpfbälle und Torwand kaum entscheiden, zumal auch noch gebastelt wurde oder man sich schminken ließ. Begehrt waren auch die Buttons, die der Förderverein an seinem Marktstand anbot. Im Schulgebäude wurde auf alten Schulbänken deutsche Schrift gelehrt, und beim Verkauf von Landkarten und Schautafeln aus alten Schulbeständen konnte man manches Schnäppchen machen.

Wenn ich in den Sprachen der Engel und Menschen redete,
hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke.
Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei,
doch am größten unter ihnen ist die Liebe.

(Korinther 13)

Nach einem langen und erfüllten Leben, geprägt von der Freude an ihrem Beruf und getragen von einem überzeugten christlichen Glauben ging heute unsere liebe Tante, Großtante und Urgroßtante

Katharina Kaisers

Lehrerin i. R.

* 24. 3. 1891 + 23. 11. 1991

in die Vollendung Gottes ein.

In Liebe und Dankbarkeit bitten um ein Gedenken im Gebet für die liebe Entschlafene:

Schwester Maria Katharina S. N. D.
Josef Heinemann
Familie Marie-Theres und Paul Pickhardt
mit Stefan, Martin und Peter
Familie Irmgard und Ulrich Kirchhoff
mit Susanne, Jan und Elisabeth
Familie Hermann-Josef und Martina Heinemann
mit Philipp, Theresa und Katharina
Familie Martina und Markus Allstadt

4155 Grefrath 2, An der Marienschule 17

Die Eucharistiefeier ist am Mittwoch, dem 27. November 1991, um 9.30 Uhr in der Pfarrkirche St. Lambertus zu Nettetal-Breyell. Anschließend ist die Beerdigung auf dem Friedhof in Breyell.

Die Totenwache halten wir am Dienstag, dem 26. November 1991, um 19.15 Uhr in der Pfarrkirche St. Heinrich in Mülhausen.

Sollte jemand aus Versehen keine besondere Anzeige erhalten haben, so bitten wir, diese als solche zu betrachten.

Die Schule im „Busch“

90. Geburtstag der Heinrich-Schmitz-Schule

Der Himmel strahlte vor Freude, als am 16. Mai 1992 die Heinrich-Schmitz-Schule ihren 90. Geburtstag feierte. Das Jubiläum war bereits am vergangenen

Lehrer, Eltern sowie die Ehrengäste aus Schulen, Kirche und Stadt in die Aula zum offiziellen Festakt. Hier zeigte sich nun, daß all das Proben der Mühe wert war, denn

Rektorin, Frau Ebeling, einen historischen Abriß über die Entwicklung der Schule, die am 1.5.1902 als Katholische Schule II in Lintorf gegründet wurde. Aufgrund ihrer Lage im Norden Lintorfs - das Gebiet wurde und wird „Im Busch“ genannt - war sie lange Jahre unter dem Namen „Büscher Schule“ bekannt. 1952 dann, zum 50. Jubiläum, bekam sie den Namen „Heinrich-Schmitz-Schule“, zu Ehren des langjährigen Lehrers und Heimatforschers Heinrich Schmitz.



Die Heinrich-Schmitz-Schule im Jahre 1973

Den Anstoß zu dieser Namensänderung hatte der Verein Lintorfer Heimatfreunde gegeben. Sein Vorsitzender, Hermann Spekkamp, übergab dem damaligen Schulleiter Hein Schwarz eine bronzenne Ehrentafel, ein Werk der Düsseldorfer Bildhauerin Maria Fuß, die an den verdienten Pädagogen und Namensgeber der Schule erinnern soll. Sie wurde auch vor dem neuen Gebäude aufgestellt, in das die Schule 1974 einzog, nachdem das alte Schulhaus dem Abriß zum Opfer gefallen war.

Sonntag durch einen von den Schulkindern gestalteten Gottesdienst eingeleitet worden.

Darauf folgte dann eine Woche, in der neben der schulischen Arbeit die Vorbereitungen auf Hochtouren liefen. Monate vorher hatten die Kinder der Zeitungs-AG bereits an der Schülerzeitung gearbeitet, die doch rechtzeitig zum Fest druckfrisch vorliegen sollte. Eifrig wurden Einladungen geschrieben, die von den Kindern der 4. Klasse als persönlicher Brief an die künftigen I-Dötzchen geschickt wurden. Man bastelte Spielkarten, Theaterstücke und Sketche wurden geprobt, das Tanzbein geschwungen, und über allem schwebten die noch teilweise schrägen Töne der Frühlingslieder. Gleichzeitig waren auch die Eltern mit in die Planung eingestiegen, um Spiele zu basteln, zu kochen, zu backen und zu organisieren.

Dann endlich der große Tag.

An einem Maimorgen wie aus dem Bilderbuch strömten Kinder,

die Lieder waren - wie die Sänger - fröhlich und ohne falschen Ton, die Sketche und das Theaterstück witzig und der Tanz so temperamentvoll, daß den Zuhörern die Zeit nicht lang wurde.

Die Festredner, Schulamtsdirektor a.D. Zigan und Bürgermeister Schlimm, gaben nach der Begrüßung aller Gäste durch die

„Heute wäre diese Schule aufgrund ihrer Bedeutung für den Ortsteil nicht mehr abgerissen worden“ sagte Bürgermeister Schlimm. Die enge Verbundenheit mit der Gemeinde St. Johannes, aus der viele der Schulkinder



Diese statistischen Darstellungen sollten aber nicht nur als interessantes Zahlenmaterial zur Kenntnis genommen und dann zu den Akten gelegt werden, sie fordern vielmehr unsere verantwortlichen Politiker aller Ebenen heraus, die Folgen der erkennbaren Entwicklung zu bedenken und sachdienliche politische Entscheidungen zu

dürftigen und der Schwerstpflegebedürftigen wird sehr stark ansteigen. Das bedeutet, daß die ambulante Pflege - Sozialstationen, Tagespflegeheime - weiter ausgebaut werden muß.

Aber auch die Zahl der Altenwohnungen, der Altenwohnheime und der Alten- und Pflegeheime wird

Nach der Definition der Weltgesundheitsbehörde - WHO - ist Gesundheit nicht das Fernsein von Krankheit, sondern das Wohlbefinden in körperlicher, seelisch-geistiger und sozialer Hinsicht.

Und auch hier sind die Politiker aller Stufen aufgefordert, zu erkennen und zu schaffen, was der Gesunderhaltung und Gesundheitsförderung alter Menschen dient. Das erspart nicht nur Kosten, es dient auch der Erhaltung der Menschenwürde der um die Gegenwartsgestaltung verdienten Menschen.

Dahin gehört die Förderung der Sportvereine, die Alterssport und Gymnastik für bestimmte Krankheitsformen anbieten. Dahin gehört die Förderung der Vereine, die soziale Kontakte pflegen, Wanderungen, Reisen und Gemeinschaftsveranstaltungen durchführen. Zur Kontaktpflege, zur Förderung der seelisch-geistigen Gesundheit sind auch die Seniorentreffs geeignet, wenn sie mit gut durchdachten Angeboten zur Aktivierung der älteren Menschen beitragen und den Gedankenaustausch fördern und die Vereinsamung verhindern.

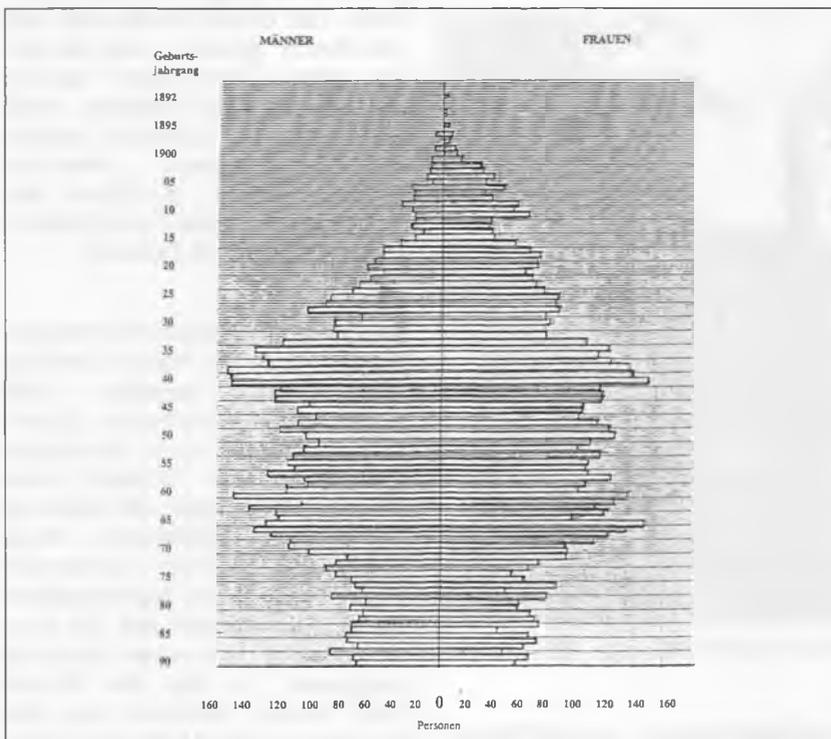
Nicht minder wichtig sind sodann die Bildungsangebote von den Seniorenbildungszentren, den Seniorenakademien bis hin zur Universität.

Alle diese Probleme, und noch weit mehr, ergeben sich aus der Betrachtung und dem Vergleich der Darstellungen des Altersaufbaues unserer einstigen Gemeinde Lintorf.

Alles das kostet Geld - Politiker haben die schwierige Aufgabe, Schwerpunkte zu setzen. Ziel muß sein, daß alte Menschen ein menschenwürdiges Dasein leben können.

Wir werden nicht nur, wir sind bereits eine ergraute Gesellschaft. Das ist das Ergebnis der Untersuchung des Altersaufbaues 1992.

Friedrich Wagner



Altersaufbau der Lintorfer Bevölkerung, Stand 31. 12. 1991

treffen, bevor sich aus der totalen Umkehrung des Altersaufbaues unserer Gesellschaft eine Katastrophe entwickelt, die Junge und Alte trifft und der man im Nachhinein kaum Herr werden kann.

Ich darf hier einige wenige Probleme aufzeigen, die sich aus der Untersuchung der Darstellung ergeben.

Wenn im Jahre 2000 etwa 30% unserer Bürger nicht mehr im Erwerbsleben stehen und etwa 20% noch nicht berufstätig sind, dann müssen 50% der Berufstätigen für 50% der nicht Berufstätigen aufkommen. Die Einkommensabzüge werden steigen, die Renten werden möglicherweise gekürzt und die Lebensarbeitszeit wird verlängert. Alter ist keine Krankheit; aber bei einer immer größer werdenden Zahl Hochbetagter wird die Krankheitsanfälligkeit größer werden. Die Zahl der Hilfebedürftigen, der Pflegebe-

erheblich vergrößert werden müssen, um alten Menschen ein menschenwürdiges Leben im Alter zu ermöglichen.

Bei der derzeitigen Familienstruktur und der beruflich bedingten Fluktuation kann nur ein kleiner Teil der Schwer- und Schwerstpflegebedürftigen durch Angehörige versorgt werden. Ambulante Dienste und Heimunterbringung setzen voraus, daß auch genügend ausgebildete Kräfte - Altenpfleger/innen - Krankenpfleger/innen - vorhanden sind. Der heute bereits feststellbare Pflegebedarf wird größer werden, wenn, wie die Darstellung des Altersaufbaues erkennen läßt, die Zahl der alten Menschen noch erheblich anwächst.

In Anbetracht der Kosten, die für die Pflege kranker Menschen anfallen, ist es eine wichtige Aufgabe, den alten Menschen so gesund wie möglich zu erhalten.

Altersaufbau der Lintorfer Bevölkerung

Ein Vergleich 1952 - 1992

Strukturelle Veränderungen im Altersaufbau einer Gesellschaft vollziehen sich im allgemeinen so langsam, daß sie dem Zeitgenossen kaum auffallen. Erst wenn sie statistisch erfaßt und graphisch dargestellt sind, lassen die Vergleiche mit entsprechenden früheren Darstellungen Unterschiede und Tendenzen erkennen.

In der Quecke Nr. 11 vom Juli 1952 habe ich den Altersaufbau der damals 5615 (2819 männliche, 2796 weibliche) Einwohner zählenden Gemeinde Lintorf graphisch dargestellt und ausgewertet. Ich ging ein auf die tiefen Einschnitte in der sogenannten Alterspyramide, die Zeichen für den Verlust von Menschen in den beiden Weltkriegen bzw. für die Geburtenrückgänge in Zeiten wirtschaftlicher Krisen sind. Die Darstellung des Altersaufbaues ließ deutlich die Überalterung der Lintorfer Bevölkerung erkennen, und ich schrieb dazu: „Das (die Überalterung) erfüllt einsichtige Menschen mit Sorge.“ Optimistisch fuhr ich fort:

„Diese Sorge aber ist zu einem beträchtlichen Teil überwunden, wenn die Gefahr drohender Kriege und schwerer wirtschaftlicher Nöte von unserem Volk genommen ist.“

Die neue graphische Darstellung des Altersaufbaues der Lintorfer Bevölkerung, die inzwischen auf 14184 (6976 männliche, 7208 weibliche) Seelen angewachsen ist, läßt erkennen, daß die von mir 1952 geäußerte Bemerkung über das Anwachsen der Kinderzahl nicht gerechtfertigt war.

Aus dem Vergleich der beiden Darstellungen geht hervor, daß die Zahl der Geburten in den 40 Jahren deutlich zurückgegangen ist, und zwar seit 1972.

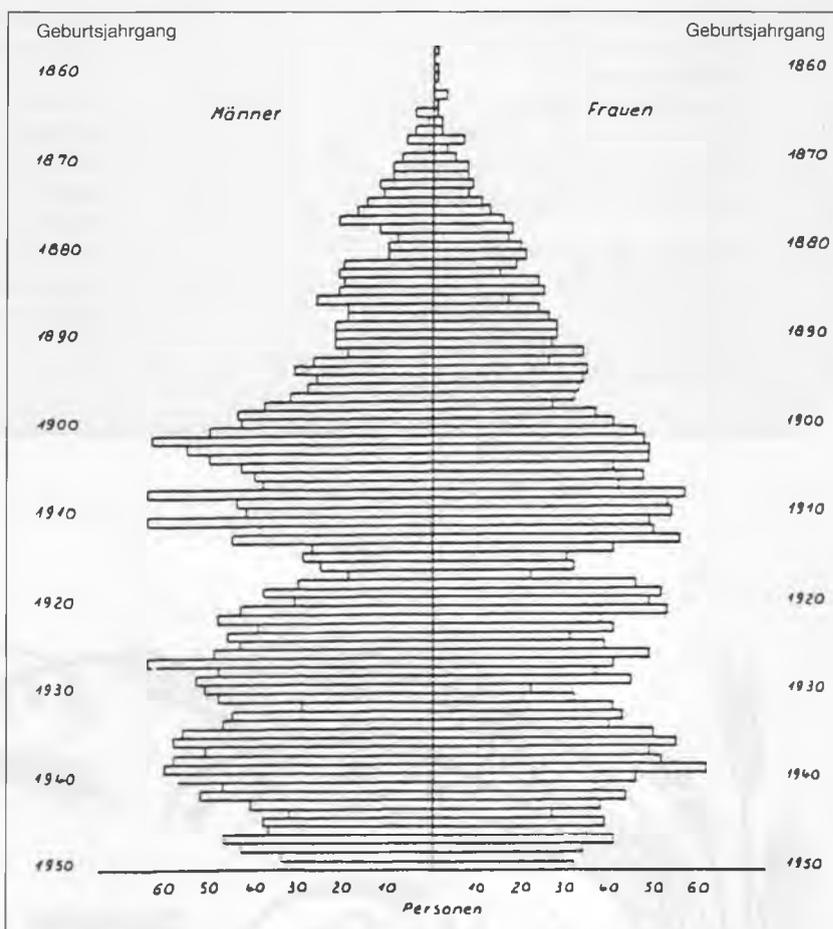
Während man bei der Darstellung von 1952 noch von einer Alters-

pyramide sprechen kann, wenn auch mit einer gewissen Einschränkung, so gleicht die Darstellung von 1992 einer Urne mit kleiner Basis.

Wurden 1952 bei einer Einwohnerzahl von 5615 immerhin noch

tung bei den Frauen etwa 80 Jahre, bei den Männern 72 beträgt, werden diese Altersgruppen in großer Zahl ein höheres Alter erreichen.

Zwar sind die Geburtenjahrgänge von 1934 bis 1968 zum Teil nicht



Altersaufbau der Lintorfer Bevölkerung, Stand 31. 12. 1951

66 Kinder geboren, so waren es 1991 bei 14185 Einwohnern nur 115. Oder anders ausgedrückt: 1952 kamen auf 1000 Einwohner 11,75 Geburten, 1991 entfielen auf 1000 Einwohner noch 8,1 Geburten. Diese rückläufige Geburten Tendenz ist natürlich nicht nur in unserem Ortsteil Lintorf zu verzeichnen, sie ist bundesweit festzustellen.

Den schwachen Jahrgängen seit 1968 steht gegenüber die Masse der älteren Bürger, angefangen bei den 25jährigen bis zu den 55jährigen. Da die Lebenserwar-

ganz so stark, weisen aber eine gewisse Konstanz auf. Trotz der weit geringeren Bevölkerungszahl in diesen Jahren waren die Geburtenraten wesentlich größer als in den letzten 15-20 Jahren.

Interessant dürfte es auch sein, daß in der Darstellung von 1952 die älteste Bürgerin 90 Jahre, in der von 1992 die älteste aber 100 Jahre ist und außerdem weitere 42 Personen 90 Jahre und älter sind. Trotz aller Umweltprobleme, Luftverschmutzung, Lärmstörungen, Nahrungsmittelproblematik verlängert sich das menschliche Leben.

Abschied vom Sommer

Ach, die Schwalben schwärmen
schon um Baum und Busch!
In der Scheune lärmen
keuchend bei dem Drusch
Menschen und Maschinen,
und der Imker schaut
nach den braunen Bienen
über Frucht und Kraut.

Wie die Kinder lachen!
Aller Zwang liegt weit.
Ihre bunten Drachen
haben gute Zeit.
Vom Kartoffelfeuer
(alter, lieber Brauch!)
weht ins Land ein scheuer
schwelend blauer Rauch.

Und die Augen finden
eine gute Kost,
auf den wölbigen Linden
schimmert erster Rost;
auch die alten Buchen

stehen schon gebräunt,
deine Hände suchen
Weib und Kind und Freund.

Auf! Vor Tau und Tagen
noch ein letztes Mal
in die Wiesen jagen,
über Berg und Tal,
die vom Golde brennen,
und mit Fohlen braun
um die Wette rennen!
Und es hemmt kein Zaun -

In die Welle springen,
schwimmen weit hinaus!
Seht, in sieben Ringen
baut sich Gottes Haus.
Nichts blieb schwer und bleiern,
alles ward zur Kraft!
Erde, laß uns feiern
trunkne Bruderschaft!

Otto Brües



Die Einladung an Frau Dr. Brües, vor den „Lintorfer Heimatfreunden“ aus den Werken ihres Vaters vorzutragen, war aus einem ganz bestimmten Anlaß ergangen: fast auf den Tag genau 25 Jahre vorher, am 12. Dezember 1866, ein Vierteljahr vor seinem Tode, hatte ihr Vater Otto Brües selbst in einer morgendlichen Feierstunde im Evangelischen Gemeindehaus an der Krummenweger Straße aus dem unveröffentlichten Manuskript seines Buches „Begegnungen“ vorgetragen. In dieser Selbstbiographie, die im Frühjahr 1967 erscheinen sollte, berichtet Brües u.a. von seinen Begegnungen mit Gustav Stresemann und dem flämischen Dichter Felix Timmermanns. Erwähnenswert ist es in diesem Zusammenhang, daß die Rateringer Pianistin und Musikpädagogin Magdalena Adams sowohl in der Morgenfeier des Jahres 1966 als auch in der abendlichen Lesung des Jahres 1991 die aufmerksamen Zuhörer mit einigen Kostproben ihres Könnens erfreute.

Schon zweimal vorher hatte Otto Brües vor den „Lintorfer Heimatfreunden“ gesprochen. Am 9. Oktober 1958 las er im Rahmen einer Vortragsreihe der damals sehr aktiven Lintorfer Volkshochschule aus seinen eigenen Werken, am 20. Oktober 1960 hielt er im Evangelischen Gemeindehaus die Festrede in einer Feierstunde zum 10jährigen Bestehen des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ über das Thema „Geheimnis der Heimat - Gefährdung und Rettung“.

*) Zitate aus Dr. Walther Linden „Deutsche Dichtung am Rhein“, Aloys-Henn-Verlag, Ratingen 1944.

Werke von Otto Brües:

Lyrrik:

- „Rheinische Sonette“ (1924)
- „Gedichte“ (1926)
- „Wir müssen ja bestehen“ (1941)
- „Die Brunnenstube“ (1948)

Dramen:

- „Stab und Stein“ (1922)
- „Die Füchse Gottes“ (1923)
- „Der Prophet von Lochau“ (1923)
- „Albrecht-Dürer-Spiel“ (1924)
- „Der alte Wrangel“ (1935)

„Der Spiegel der Helena“ (1935/1936)

„Die Gottorpsche Gesandtschaft“ (1944)

„Meister Andreas“ (1945)

„Das goldene Haus“ (1947)

„Der Fisch an der Angel“ (1947)

„Das Christbaumspiel“ (1947)

Die Stücke ab 1935/36 wurden 1949 unter dem Titel „Sturm und Stille - Schauspiele“ als 1. Band der Gesammelten Dramen von Otto Brües im C. Bertelsmann-Verlag, Gütersloh, herausgegeben. Geplant war die Edition eines 2. Bandes mit den Dramen

„Der Spruch der Götter“

„Ödipus im Wald“

„Maximilian I.“

„Leonhards Heimkehr“

und den beiden Lustspielen

„Die kluge Anna“ und

„Vanderloos Töchter“, zu dessen Veröffentlichung es jedoch nicht mehr kam.

Erzählungen:

„Heilige, Helden, Narren und Musikanten“ (1923)

„Klas Pottbäcker“ (Novelle, 1924)

„Michael Brausewetter“ (Novelle, 1924)

„Heiterkeit des Herzens“ (1937)

„Mein Weihnachtsbuch für Euch!“ (1939)

„Die Sonate“ (Novelle, 1941)

„Weites Feld der Liebe“ (Heitere Geschichten, 1942)

„Mozart und das Fräulein von Paradis“ (1952)

Romane:

„Jupp Brand“ (1927)

„Der Walfisch im Rhein“ (1931)

„Die Wiederkehr“ (1932)

„Das Mädchen von Utrecht“ (1933)

„Die Fahrt zu den Vätern“ (1934)

„Fliegt der Blaufuß?“ (1935)

„Der schlaue Herr Vaz“ (1937)

„Marie im neuen Land“ (1938)

„Das Gauklerzelt“ (1939)

„Die Affen des großen Friedrich“ (1939)

„An den vier Wällen, Jugendtage am Niederrhein“ (1940)

„Mutter Annens Sohn“ (1948)

„Das vergessene Lied“ (1948)

„Simon im Glück“ (1948)

„Der Silberkelch“ (2 Bände, 1948)

„Kette und Schuß“ (1963)

Ende der 30iger Jahre erschien im Verlagshaus Bong und Co., Berlin, ein Rheinbuch mit vielen schönen Fotos noch unzerstörter Städte am Rhein, zu dem Otto Brües den Text geschrieben hatte. In dem Bild- und Textband „Schloß Moyland“ (Mercator-Verlag, 1967) gibt Otto Brües einen historischen Bericht über die erste Begegnung des jungen Friedrich II. von Preußen mit dem französischen Aufklärer und Philosophen Voltaire.

Der Verfasser dieser Zeilen schätzt sich glücklich, einige dieser Werke in Erstausgaben zu besitzen.

Manfred Buer



Otto Brües

Am 10. Dezember 1991 fand im Rahmen der allmonatlichen Vortragsveranstaltungen des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ im Sitzungssaal des ehemaligen Rathauses ein ganz besonderer Abend statt. In einer besinnlichen, vorweihnachtlichen Stunde bei Kerzenlicht, Glühwein und Plätzchen, musikalisch umrahmt von Blockflöten-Musik aus alter Zeit und einigen brilliant vorgetragenen Klaviersonaten, las Frau Dr. Eva Brües aus Krefeld weihnachtliche Gedichte und Erzählungen ihres Vaters, des niederrheinischen Schriftstellers Otto Brües. Warmherzig und voller Verehrung berichtete sie dazwischen immer wieder über das Leben ihres Vaters, sein heiteres Wesen und die Entstehung seines umfangreichen Werkes, das er vor allem seinen rheinischen Mitbürgern hinterlassen hat.

Otto Brües wurde am 1. Mai 1897 in Krefeld geboren, wo er auch im Alter von 70 Jahren am 18. April 1967 verstarb. Lange Jahre war er Feuilletonredakteur der „Kölnischen Zeitung“, später Kulturredakteur der „Düsseldorfer Zeitung“, Beschäftigungen also, die ihm die nötige Sicherheit, aber auch genügend Freiheit gaben für seine vielseitige künstlerische Tätigkeit. Brües ist Lyriker, Dramatiker und Erzähler. Schon 1924 erschien ein erstes Bändchen mit Gedichten, die „Rheinischen Sonette“, 1926 folgte ein zweites, das er schlicht „Gedichte“ nannte. In ihnen spiegeln sich leidvolle Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg und die anschließende Besatzungsnot, aber auch sein religiöses Bekenntnis und „ein inniges Gott-Welt-Bewußtsein“* wider. Vielleicht läßt sich das Gesamtwerk von Brües am ehesten von seiner Lyrik her erschließen: es vereinigt und vermischt „ursprüngliche Seelenhaftigkeit mit schimmerndem Scherz, wehes Leidgefühl und lachende Daseinsfreude in einer durchaus niederrheinischen Weise miteinander“*.

Die ersten dramatischen Werke von Otto Brües ließen die alten



Frau Dr. Eva Brües liest bei den Lintorfer Heimatfreunden aus den Werken ihres Vaters

Formen des Volksspiels und des religiösen Spiels wieder aufleben: 1922 schrieb er „Stab und Stein“, ein Spiel um den Beginn des Dombaus in Köln im Jahre 1248, 1923 „Die Füchse Gottes“, ein Spiel von der Verteidigung des Straßburger Münsters gegen die bilderstürmenden Jakobiner in der Zeit der Französischen Revolution. „Der Prophet von Lochau“ (1923) und das „Albrecht-Dürer“-Spiel (1924) folgten und waren Vorläufer einer Vielzahl von

Schauspielen, in denen er historische Persönlichkeiten oder die Menschen seiner Heimat agieren läßt.

Seinen Erfolg und seine Bekanntheit vor allem im rheinischen Raum verdankt Brües jedoch zweifellos seinem epischen Werk, den vielen Erzählungen und unterhaltsamen Romanen über die Menschen des Niederrheins, in denen er Fabulierkunst mit heiterer Frömmigkeit verbindet.

VEREIN „LINTORFER HEIMATFREUNDE“

Liebe Heimatfreunde!

Wir eröffnen unser diesjähriges Programm mit einer Veranstaltung, in der Otto Brües der niederrheinische Dichter und Schriftsteller, uns aus dem Manuskript seiner im Frühjahr erscheinenden Selbstbiographie vorlesen wird.

Zu dieser Morgenfeier am Sonntag, dem 12. Dezember 1966, im ev. Gemeindehaus, laden wir Sie herzlich ein.

Hermann Speckamp
1. Vorsitzender

Friedrich Kroll



Am 25. September 1992 starb nach schwerer Krankheit Friedrich Kroll, der langjährige Wanderbaas des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“. Fast 30 Jahre, von 1958 bis zum Ausbruch seiner tückischen Krankheit, die er mit bewundernswerter Disziplin ertrug, führte er die Wandergruppe des VLH, zu der später auch die Wanderer des Kulturkreises Hösel stießen, durch die heimatischen Wälder. Wegen seiner großen Verdienste wurde er zum Ehrenmitglied des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ ernannt.

Friedrich Kroll entstammte einem alten Bauerngeschlecht. Er wurde am 24. Oktober 1906 in Watten-scheid geboren, war aber noch nicht ein Jahr alt, als seine Eltern

ihren Wohnsitz nach Homberg am Niederrhein verlegten. Dort verbrachte er seine Jugend. Nach dem Abitur besuchte er von 1926-28 die Evgl. Lehrera-kademie in Elbing/Ostp-reußen. Auch seine ersten Lehrerjahre erlebte er in Ostpreußen, zunächst als Jung-geselle, dann nach seiner Heirat im Jahre 1930 zusammen mit seiner Frau Maria, einem Nachbarskind aus Homberg. Im Jahre 1936 zog das Ehepaar Kroll nach Lintorf, weil Friedrich Kroll an die Evgl. Schule „Am Graben“, die heutige Eduard-Dietrich-Schule, versetzt worden war. Bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1972 war er dort zunächst als Lehrer, später als Konrektor tätig. Sein Wirken als Schulmeister wurde unterbrochen durch eine fünfjährige Soldatenzeit von 1940-1945, jedoch trat Friedrich Kroll sofort nach seiner Ent-lasung aus der Wehrmacht wieder seinen Dienst an der Evgl. Schule an. Im Jahre 1966 zog das Ehe-paar Kroll in das neuerbaute Haus „Am Geist 13“.

Vielleicht weckte Ostpreußen in ihm die große Liebe zur Natur. Begeistert versuchte Friedrich Kroll schon damals, den ihm anvertrauten Jugendlichen die Schönheiten ihrer Heimat auf Wanderungen nahezubringen. Dies war auch sein Bestreben, nachdem er in Lintorf Lehrer geworden war: es wurde viel gewandert und Naturkunde „vor Ort“ betrieben. Hin und wieder unternahm er Fahrradtouren mit

seinen Schützlingen. Hatte je-mand kein eigenes Fahrrad oder konnte sich keines leihen, so wur-de er kurzerhand auf die Stange des Lehrerfahrrads gesetzt, zu Hause bleiben sollte niemand. So war es eigentlich nicht verwun-derlich, daß Friedrich Kroll nach seinem Beitritt zum „Verein Lin-torfer Heimatfreunde“ dessen Wandergruppe übernahm. Erst seine Krankheit zwang ihn 1986 zum großen Bedauern der zahlrei-chen Freunde seiner Wanderun-gen, sein Amt in jüngere Hände zu geben. „Er hat die Mitglieder des Vereins Lintorfer Heimatfreunde und in den letzten Jahren auch des Kulturkreises Hösel durch unsere nähere und entferntere Heimat geführt, ihre Geschichte erklärt und auf ihre landschaftli-chen und geologischen Beson-derheiten aufmerksam gemacht. Die Wanderungen waren stets sorgfältig vorbereitet und seine heimatkundlichen Erläuterungen und Kommentare bei aller wissen-schaftlichen Genauigkeit anre-gend und unterhaltsam“. Nach seinem Ausscheiden würdigte Theo Volmert mit diesen Worten die großen Verdienste, die sich Friedrich Kroll um den Lintorfer Heimatverein erworben hat. (Quecke Nr. 57, Oktober 1987) Für sein großes Engagement dan-ken wir ihm von Herzen. Sein Optimismus, seine Lebensfreude und seine Disziplin, selbst während seiner langen Krankheit, sollten uns Vorbild sein.

Manfred Buer

**Jeden zweiten Dienstag im Monat veranstaltet der VLH
einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.**

Beginn: 19.30 Uhr.

Der Eintritt ist frei.

Gäste sind willkommen.

fisch einen Leuchter, ein zweiter wurde durch Kollekten finanziert. In diesen Jahren werden neue Altar- und Kanzelbekleidungen gestiftet. Gleichzeitig wird der Bau einer neuen Orgel durch die Fa. Knauf und Sohn in Bleichero-de beschlossen. Der Gustav-Adolf-Verein hat auch hierbei der kleinen Diasporagemeinde mit Geldmitteln geholfen, die allerdings durch die Wiederaufnahme des Bergbaus in Lintorf und durch die Industrie größer wurde, so daß für 1921 700 Gemeindeglieder genannt werden, von denen 70 in Angermund leben. Noch vor dem Ersten Weltkriege fand 1911 eine Renovierung der Kirche statt. Die Westseite als die Wetterseite erhielt einen besonderen Verputz. Die besonders schadhafte Chornische und die Wände oberhalb der Holzbekleidung mit Einschluß der Fensterschrägen erhielten Plattenbelag. Die hiesigen Handwerksmeister Kohl, Zündorf und Ritterskamp waren beteiligt. Hauseltern und Pfleglinge des Hauses Bethesda stifteten zwei in der Anstaltswerkstatt gearbeitete schmiedeeiserne Leuchter, die ich 1953 noch vorfand, ebenso

zum Teil Fliesen, Rest Dielung, Beleuchtung: elektrisch. Kurz vor dem Zeiten Weltkrieg nimmt der Leiter des Provinzialkirchlichen Bauamtes Schönhagen die immer wieder auftretende Feuchtigkeit im Mauerwerk zum Anlaß, entsprechende Maßnahmen zu ergreifen. Vertäfelung und Fliesen erwiesen dem am Atmen gehinderten Mauerwerk einen schlechten Dienst. Auch die Kirchen-decke, nur aus einer dünnen Bretterung bestehend, lasse im Sommer die Hitze und im Winter die Kälte ungehindert in das Kirchenschiff strömen. - Nach der Jahrhundertfeier 1954 begann die dringend notwendige Renovierung der Kirche, die wie schon erwähnt im Kriege gelitten hatte - am 3.1.1945 war sie von einer amerikanischen Granate getroffen worden.

Begonnen wurde mit der Installation einer Gasheizung, die die mächtigen Kirchenöfen, die stundenlang vorher geheizt werden mußten, ersetzte. Beleuchtung und Verglasung der Seitenfenster folgten. Zehn Jahre später erfolgte eine durchgreifende Erneue-

darüber ein Kreuz und auf diesem einen Hahn. Der Turm der katholischen St. Anna-Kirche ist in gleicher Weise geschmückt. Die Kugel bedeutet die Erdkugel, die von dem Kreuz beherrscht wird, von dem aus der Hahn die Ankunft der Sonne Jesus Christus am Jüngsten Tag erwartet, wie denn auch die Christenheit an solcher Wachsamkeit teilnehmen soll.

Eine das Innere unserer Kirche stark verändernde Renovierung ist vom September 1986 bis 17./18. Oktober 1987 durchgeführt worden (an letzteren Daten ist die Kirche wieder mit Feiertage und Festgottesdienst in Gebrauch genommen worden). Darüber ist in der Presse, vor allem in den Mitteilungsblättern der Gemeinde, ausführlich berichtet worden. So kann ich mich auf den Eindruck beschränken, den der Gottesdienstbesucher hat. Er betritt die Kirche zu ebener Erde - wohl eine Erleichterung für Behinderte - und nicht mehr über drei Stufen. Der Innenraum ist licht durch die helle Verglasung der Fenster und ihm ist etwas von der früheren Schwere genommen, wozu auch das über dem Altar schwebende Kreuz beiträgt. Der Chorraum ist nur um eine Stufe erhöht und gibt mehr Raum für die Abendmahlsbesucher. Außer dem Mittelgang sind Seitengänge geschaffen, die das Verlassen der Kirche erleichtern. Daß das linke Fenster am Chorraum wieder heruntergezogen ist und damit wieder die gleiche Größe wie die anderen Fenster hat, wirkt auf den Besucher harmonisch. Es fehlt nunmehr der Notausgang, der früher verlangt wurde, aber das Bild des Inneren störte. Erfreulich ist, daß die Fenster im Chor so geblieben sind, wie sie der Gemeinde von jeher vertraut sind. Eine Veränderung in dieser Hinsicht ist ja auch eine Geldfrage. - Die Liebe zur Kirche und zu Gottes Wort, das in ihr verkündigt wird, möge auch nach mehr als 120 Jahren die Gemeinde erfüllen. Denn: verbum dei manet in aeternum - Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.

Wilfried Bever

Dieser Artikel basiert auf den in meinem Buch „Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf“ von 1973 angegebenen Quellen (S.73).



Das Innere der Kirche nach der Renovierung von 1954

das vom Pfarrer gestiftete Alabasterkreuz. Bei dem Gottesdienst zur Wiedereröffnung der Kirche wurde die neue elektrische Beleuchtung benutzt. 1928/29, d.h. in wirtschaftlich schwerer Zeit, wurden eine Wand trockengelegt und Außen- und Innenanstrich erneuert. Die Baubeschreibung aus jenen Jahren: Gefugter Ziegelbau; Dach: Ziegeldach; Turm: Schieferdach; Fußboden:

rung des Kircheninnern: die Empore wurde vergrößert, um den Einbau einer neuen Orgel mit 21 Registern und Rückpositiv von der Fa. Carl Bürkle, Schwelm, zu ermöglichen. Altar, Altarkreuz, Taufständler, Kanzel, Gestühl wurden erneuert und Paramente für Altar und Kanzel (gleicherweise auch für Angermund) angeschafft. In demselben Jahre erhielt die Turmspitze eine goldene Kugel,

Themenbereich Geschichte spezialisiert. Der Vorsitzende des Lintorfer Heimatvereins, Manfred Buer, ergänzte den Buchbestand mit dem kürzlich erschienenen heimatkundlichen Buch „Neuigkeiten aus alter Zeit: Der Kreis Mettmann“. Die Vorstellung der einzelnen Gratulanten übernahm Präses Pastor Franz Mezen, der auch das weitere umfangreiche Programm bekanntgab.

Eigens zu dem festlichen Anlaß wurden wertvolle Archivalien der Pfarrei ausgestellt, wie z.B. das Bruderschaftsbuch der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf von 1464. Die Bücherei zeigte eine umfangreiche Buchausstellung und die beteiligten



Wertvolle Archivalien der Pfarre St. Anna waren in einer Vitrine ausgestellt

Vereine stellten Bastelarbeiten vor. Der Kindergarten war allein mit 75 Fackeln vertreten, und etwas ganz Besonderes stellte das von der Pfarre eigens für diesen Tag zusammengestellte Kochbuch mit vielen Rezepten Lintorfer Familien dar. Für das leibliche Wohl der Gäste sorgte die Frauengemeinschaft mit Suppe, Würstchen, Kartoffelsalat und einem umfangreichen Kuchenbuffet zur Kaffeezeit. In einem Gedicht, verfaßt von Herrn Klaus Feil, trug Frau Kugler vor, wie sie selbst ihre Arbeit in der Bücherei sieht:

*In diesem, unsrem schönen Land,
treffen sich, das ist bekannt,
viele Menschen auf den Straßen,
in den Häusern, in den Gassen,*

*in der Kneipe und im Laden,
in der Kirche und beim Baden,
in der Bank und im Café,
treffen sich - wie ich das seh -
in der Bahn und auch im Bus,
damit ist noch lang nicht Schluß,
treffen sich zu zweit, zu dritt,
nehmen auch mal Freunde mit
und im Kino und beim Sport
setzen sie das Treffen fort.*

*Ganz wichtig ist jedoch zu wissen
und wer von uns wollt
ihn schon missen,
ein Treffpunkt ist auch noch dabei:
und das ist unsre Bücherei!
Denn die Gemeinde und ihr Wesen,
soll am Buche auch genesen.*

*Vor nunmehr hundert Jahren war,
ich denke, das ist allen klar,
die Zeit ganz anders noch als heute,*

*denn es gab doch da noch Leute,
die gingen in die Bücherei
und es war richtig Ernst dabei:
Lernen wollten sie beim Lesen,
wollten wissen, wie's gewesen,
was passiert einst auf der Welt,
von der der Opa stets erzählt.*

*Hundert Jahre später dann,
hört sich das wie folgt noch an:
Der Mensch von heute wird bewegt,
von dem, was seine Freizeit prägt.
Nicht lernen will er unbedingt,
auch wenn es etwas komisch klingt.
Unterhalten will er werden,
so ist das nunmal hier auf Erden.
Für ihn ist alles recht in Butter,
geben wir ihm „Lesefutter“.*

*Vergnüglich solln sie sein, die Sachen,
und jedem Alter Freude machen. Und
dank viel Liebe und auch Geld,
hat man sich darauf eingestellt.*

*Mehr als tausend Bücherrücken,
unsre Sparte „Sachbuch“ schmücken.
Kinder mit den Wuschelköpfen,
können aus dem Vollen schöpfen,
denn so knapp zweitausend Mal,
haben sie die Qual der Wahl.
Auch „Schöne Literatur“, ganz klar,
bei uns schon immer wichtig war.
Zweitausend Stück in dieser Sparte,
die auf geneigte Leser warten.*

*Für alle, die sie gerne hätten,
gibt es dann auch noch Kassetten,
auch Zeitschriften und viele Spiele,
sie alle dienen nur dem Ziele,
die jungen Menschen und die alten,
auf nette Art zu unterhalten.
Damit auch künftig wir perfekt,
wird immer wieder ausgeheckt,
was wir am Buchmarkt dann und wann,
anzuschaffen haben dann.
So ist es Tradition seit Jahren,
daß wir dann stets nach Bonn gefahren,
denn Borromäus sein Verein,
lud uns nach Bonn zum Kaufen ein.
Dort nahmen wir stets mit Bedacht
in Augenschein, was angebracht,
um bei St. Anna, wie ich mein',
jung und alt dann zu erfreun.*

*Dabei sei hier auch mal gesagt,
wonach ganz selten jemand fragt:
wir arbeiten, dies ist kein Hohn,
ganz allein für Gottes Lohn.
Im Ehrenamte aufzugehen,
wird mancher sicher kritisch sehen,
jedoch will ich hier gern bekennen,
daß jene, die sich Profis nennen,
zwar Geld kassieren für ihr Schaffen,
und manche Mark beiseite rafften,
sich an den schönsten Tränken laben
und riesengroße Autos haben.
Doch jenen fehlt ein ganzes Stück
und dieses haben wir zum Glück:
Uns wird noch stets und ungefragt
auch immer wieder Dank gesagt.*

*Dennoch will ich nicht verhehlen,
daß uns ständig Mittel fehlen.
Was da an Geld zu Buche steht,
wird Mark für Mark meist umgedreht,
denn allzu schnell macht Einkauf schlapp,
dieweil die Mittel sind sehr knapp.
Drum darf ich heut in Ihrer Mitten,
Sie alle herzlich darum bitten,
spendet mal, das tut nicht weh,
ein bißchen Geld der KÖB!*

*Mit gutem Wort und vielen Taten
wollen wir Sie gern beraten,
wollen Ihnen näher bringen,
wie sinnvoll Freizeit kann gelingen.
Im Grunde ist es wunderschön,
vor Ihnen heute hier zu stehn,
vom Jubiläum zu berichten
und dieses auch noch in Gedichten.*

Als ich vor Wochen überlegt
und immer wieder abgewägt,
was ich denn heute sagen sollte,
(weil ich mich nicht blamieren wollte),
da fiels' s mir ein, grad über Nacht,
und ich hab' dies Gedicht gemacht.

Von dem ich hoffe, das ist klar,
daß es der rechte Beitrag war,
um hier in dem illustren Kreis
anzutreten den Beweis,
was ich auch tue, liebe Leute,
ich tue es mit wahrer Freude.
Und dafür sich zu leben lohnt,
weil Sonne mir im Herzen wohnt.

Ich hoffe, daß ihr alle wißt,
das heut der „Tag des guten Buches“ ist.

Wir werden nicht nur heut, auch morgen,
sicher wieder dafür sorgen,
daß viele tausend Bücherrücken
die Gemeinde stets entzücken.
Damit dies Ziel wir auch erreichen,
werd' ich mich jetzt zum Pastor schleichen,
um ihn zu fragen mit Bedacht,
was die Kollekte denn erbracht.

So sag zum Schluß, bevor ich geh,
ich Ihnen allen hier „Ade“.
Drum ganz zum Schluß, das ist ja klar,
ein letztes Wort dem Jubilar.
Allen wohl und niemand weh:
„Es lebe hoch die KöB!“

Stefani Kugler



HELM

seit 60 Jahren

**NATUR-
PRODUKTE**

Ihre
Einkaufsstätte
für
biologische
Produkte!

demeter

– sämtliche
Erzeugnisse
Obst Gemüse Brot Milchprodukte
Fleisch und Wurstwaren
Getreide Konserven Salze Kindernahrung

**Gärtnern
ohne Gift!**

– mit
E. O. Cohrs
Sämtliche natürlichen Dünge- und Pflegemittel
der Firma E. O. Cohrs auf Lager vorrätig

LIVOS

– Pflanzenfarben
für eine gesunde Umwelt

Große Auswahl
in Getreidemühlen und Fachliteratur



AM KRUMMENWEG 28 / IM GRÜNEN WINKEL 11
4030 RATINGEN 4-LINTORF, TELEFON (02102) 17125

Verkaufszeiten:

Dienstag - Freitag 10.00 - 13.00 und 15.00 - 18.00 Uhr
Samstag 8.00 - 13.00 Uhr, montags geschlossen



Zur Grenze

Am Krumpfenweg 28 - Ratingen
Telefon 0 21 02 / 1 71 93

Vollwert-Spezialitäten
nicht nur für Vegetarier

Es ist geöffnet von 16.00 - 24.00 Uhr
Sa. und So. 11.00 - 24.00 Uhr - Montag geschlossen!

De Prumetaat

Em Uhme Pitter on de Tante Lisbeth öhr Weet, et Luise, dieht sech verlobe. De Uhme Pitter had ne Burehoff en Hofermühle, do jengen wir ut on enn on woren och op de Verlobung enjelade. Et Luise kräch ne döchtige Burejong ut der Nohberschaft, on alles freuten sech op de Verlobung. Fröher seiten de Lütt noch: „Nohbers Kenk on Nohbers Renk, dann besse nit bedrohre.“ Et wud aver och jeseit: „Freihe on heuhe jeschücht döck ömesöß.“ Et wor kött no em Kri-eg, on all freuden sech op dat leckere Eete. Wir hadden die zwei jröbste Kenger metjenohme, die sollten son Verlobung op em Burehoff emol met erleve on ne ju-ede Dag han. Do kom der Besüek von alle Ecke an, do komen se met Autos, aver och met Kutschwares. De Uhme Pitter had twelf Jeschwister, on wenn se och nit all komen, et woren völl Lütt do. Die Verlobung wud bem Bräutigam jefiert, do wor völl

Platz. Die Melkköch wor utjerümmt, die wor blitzblank, do stongen Dösche, Bank on Stühl, Blume on Maie.

Op em Hoff wor och noch en onverhierodde Schwester vom Bur, die Tante Klara. Tante Klara konnt ju-ed backe on kooke. Sie had Onmenge Kukes jebacke, vom eenfache Hefekuke bes op de feinste Buttercrem- on Sahnetortes. Sie nohm mech be-isitt on seit: „Maria, komm doch mol met, ech well dech ens zeije, watt ech all jebacke han.“ Dat interessierten mech, sie jeng vür, op et Stöffke to. Weil et op de Burehöff immer völl Fliege jof, on och noch ken Kühlschränk, on Sumerdag wor, had die Tante Klara die Blende tojemackt, on et wor janz düster em Stöffke. Sie mi-ek die Dür vom Stöffke ope, do koem mech sonne leckere Jeroch entjeje. Reits stong e schwer Buffett ut Ekeholt, on dodrop stong eene

Kueke never em angere. Do stongen Buttercrem- on Sahnetortes, alles fein verziert, ech konnt mech nitt sattsenn. Öm die feine Tortes besser besenn te könne, jing ech e paar Schrett en dat donkle Stöffke erenn. Mein Jott, deiht ech, watt hant die dicke Teppiche. De Lütt seiten em Kri-eg: „Die Bure hant de Perserteppiche em Kuhstall liege“, aver he lohren se em Stöffke. Op emol seit die Tante Klara: „Maria, komm erut, du stehs medde en de Prumetaat.“ On wie ech op de Eed kiek, do sohr ech dat de janze Boden voll von jru-ete Bleeke met Streuselku-eke, Appel- on Prumetaat stong. Do moßten wir zwei döchtich lache. Ech han mech de Schuhn reen jemackt, on sös es jo nit völl passiert, aver verjete kann ech nit, dat ech emol mit zwei Füet en der Prumetaat jestange han.

Maria Molitor

Prumetaat

Kenger hööht, et is sowiet,
jetzt hammer de Prumeziet.
On do wüühd nit lang jeschwaat,
hütt jivt et en Prumetaat.

„Mausi, jank ens flott no'm Maat“
säät de Mamma, „on hol jrad'
mich voll Prume he dat Mängke.“
On se däut em Jeld in't Hängke.

Sinn de Prume dann parat
on dä Teij och anjemaat,
schön jeschmeidij, nit ze fest,
dat he sich usrolle läßt,

kütt dat Janze onjeniert
op et Backblech, fettbeschmiert.
On dat Backe dauert rund
onjefähr en halve Stund.

„He ist fäädich“, röppt erfreut
bald de Mamma. On se streut
Zucker op de Prume schnell.
De Famillich is zur Stell'.

On weil och dä Himmel heiter,
wisse Wölkkes on so weiter,
höllt mer Kouke, Kann on Tasse
on setzt sich op de Terrasse.

Alle sinn se froh am schmause.
Öm der Dösch de Wespe sause.
On im Sturzflug onverdrosse
kummen se eravjeschosse.

„Nä, dat is doch onjereiht,
nie jivt et en reine Freud“,
hätt dä Pappa laut jeschengt,
während alles Kaffee drenkt.

„Doch ihr“, säät he för de Blage,
„sollt nit no de Wespe schlage.
Da, nu setze se sich jrad
op ons frische Prumetaat.

Mamm, du büst ne joude Bäcker.
Mmh, die Prumetaat schmeckt lecker.“
Jeder kritt sich noch e Stock
on lehnt sich verjnöjt zeröck.

Lore Schmidt

Ratinger und Lintorfer zu Besuch in Frankreich im Jahre 1932

Im Jahre 1932 unternahm eine Gruppe Lintorfer und Ratinger Bürger eine mehrtägige Busreise nach Belgien und Frankreich. Man wollte vor allem die furchtbaren Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges sowie die Gräber von Familienangehörigen auf den Soldatenfriedhöfen Nordfrankreichs und Flanderns aufsuchen, aber auch der Spaß und das Vergnügen einer solchen gemeinsamen Busreise sollten nicht zu kurz kommen. Auf den Bildern erkennt man so manchen alten Lintorfer,

u. a. den Ehrenvorsitzenden des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“, Willy Brockscothen, sowie Rudi Steingen (Schwiegervater des heutigen Vorsitzenden Manfred Buer) und Martin Steingen, langjähriges Vorstandsmitglied des VLH. Diese drei zählten damals zu den jüngsten Teilnehmern der Reisegesellschaft. Einer der Reisetilnehmer war Wilhelm Schwarz, Schwiegervater des langjährigen Lintorfer Bürgermeisters Edmund Wellenstein, der in Verdun das Grab seines im Ersten

Weltkrieg gefallenen Bruders Peter besuchen wollte.

Der Reisebus war ein Fahrzeug der Firma Jean Schlösser, Ratingen. Fahrer war Theo Neukirchen aus Tiefenbroich, der sich 1935 selbständig machte, leider aber dann schon 1942 starb. Seine Witwe baute zusammen mit zwei Söhnen das Unternehmen zu einem Speditionsbetrieb von großer Bedeutung aus.

Heinz Fleermann



Bild links: Zerstörter amerikanischer Tank in der Nähe von Reims.
Auf dem Panzer von links nach rechts: Rudi Steingen, Willy Brockscothen, Martin Steingen, Wilhelm Schwarz, unbekannt.
Vor dem Panzer von links nach rechts: Heinrich Schwarz, Johann Fleermann, Jean Schlösser, Johann Braun, Karl Kuhles, Heinrich Kaiser jun., Johann Derichs, Heinrich Kaiser sen., unbekannt.

Bild unten rechts:
Die Reisegesellschaft posiert mit den Wirtsleuten vor dem Hotel in Colmar



PVV
VERLAG

Erschienen im PVV-Verlag Alfred Preuß, Siemensstraße 12, 4030 Ratingen 4

„Lintorf - ein Dorf und die Weltgeschichte“

„Industrielle Revolution in Lintorf?“

Die Bedeutung einer frühen Industrialisierung für eine Landgemeinde (1660-1860)

Plönnies' Stadtansicht von Ratingen - ein originalgetreues Abbild der Stadt um 1700?

Ein Foto der New Yorker Skyline gibt das Aussehen der großen nordamerikanischen Metropole naturgetreu, bis ins Detail genau wieder. Trotz aller technisch möglichen Manipulationen ist für uns ein Foto mit einer Stadtansicht praktisch immer noch ein unumstößliches Dokument. Diese Gewißheit, daß das, was wir auf dem Foto sehen, auch der Wirklichkeit entspricht, haben wir vollständig verinnerlicht. Daß das Foto einer Stadt nicht die Wirklichkeit, also die vorhandene Architektur wiedergibt, können wir uns kaum vorstellen. Allerhöchstens bei einem Gemälde sind wir geneigt, dem Maler ein gewisses Maß an „künstlerischer Freiheit“ bei der Abbildung des Originals zuzugestehen. Diesen Glauben an die Realität des Fotos haben wir aber auch auf historische Darstellungen kritiklos übertragen, obwohl hier vielfach überhaupt keine Fotos, sondern Zeichnungen, Stiche, Karten oder Gemälde vorliegen.

Unter dieser Prämisse, wie weit entspricht das Bild dem Original, muß die einzige Stadtansicht Ratingens aus der Zeit vor der Erfindung der Fotografie, also Erich Philipp Plönnies' Stich von 1715, beachtet werden. Hat er die Stadt Ratingen so gezeichnet, wie sie zu seiner Zeit, bzw. wie sie um 1700, ausgesehen hat? Oder hat Plönnies bei den Arbeiten zur Topographia Ducatus Montani seiner künstlerischen Fantasie freien Raum gelassen?

Die Frage klingt zunächst überheblich. Weshalb sollte Plönnies die Stadt Ratingen nicht so gezeichnet haben, wie sie tatsächlich zu seiner Zeit gewesen ist? Forschungen zu Stadtansichten an der Universität Münster aber

haben eindeutig ergeben, daß viele davon der Realität kaum oder nur in wenigen Details entsprechen. Beispiele belegen, daß für völlig verschiedene Städte teilweise die gleichen Stadtansichten mit nur geringen Veränderungen verwendet wurden (Paris/Damaskus).

Doch kommen wir zurück zur Stadt Ratingen und dem Stich von Plönnies aus dem Jahr 1715. Das Bild Ratingens wird um das Jahr 1700 von der Pfarrkirche St. Peter und Paul(1) beherrscht. Es ist auch das einzige Gebäude, das auf Plönnies' Stich auf Anhieb erkennbar ist. In der Literatur werden allerdings außerdem das äußerste rechte Turmgebäude mit dem Obertor(3) und das äußerste linke mit dem Bechemer Tor(4) in Verbindung gebracht. Dazwischen soll der Kornsturm(2) zu finden sein.

Um die Realitätstreue des Stiches zu prüfen, muß zunächst einmal versucht werden, den Standort des Betrachters zu ermitteln. Als erster Anhaltspunkt dient wieder die Pfarrkirche St. Peter und Paul. Ein zweiter Anhaltspunkt ist das Obertor. Es befindet sich tatsächlich genau in der Verlängerung von St. Peter und Paul, so daß es auch auf dem Stich wohl eindeutig als Obertor identifiziert werden kann.

Die Kirche ist nach Nordosten ausgerichtet. Auf dem Stich ist sowohl die südöstliche wie auch die nordöstliche Seite des Kirchenbaues zu erkennen. Das bedeutet, daß der Betrachter, also zunächst einmal Plönnies, einen Standort östlich außerhalb der Stadt einnehmen muß, will er die Ratinger Pfarrkirche in dieser Perspektive sehen.

Da auch die Ostseite des Obertores gerade noch erkennbar ist, muß der Standort also noch östlich dieses Gebäudes liegen. Es wäre daher an einen Ort etwa auf der heutigen Karl-Theodor-Straße (Nähe Bahnstraße) zu denken. Von hier aus könnte Plönnies tatsächlich Ratingen in etwa so gesehen haben, wie es auf seiner Ansicht dargestellt ist.

Bei diesem Standort hätte der Betrachter wohl das Obertor so sehen können, wie es bei Plönnies dargestellt ist. Dann allerdings müßte er fast unmittelbar auf den Chorabschluß von St. Peter und Paul blicken. Die Seitenansicht, wie bei Plönnies wäre so nicht möglich. Außerdem müßte sich dann der Kornsturm auf der Zeichnung unmittelbar vor der Pfarrkirche St. Peter und Paul befinden und nicht rechts davon zwischen Kirche und Obertor.

Auch müßte der Betrachter das Bechemer Tor eher von hinten, also von der Stadtseite aus sehen und nicht von außerhalb der Stadtmauer. Hier zeigt sich ganz eindeutig, daß Plönnies die Perspektive nicht realistisch dargestellt hat. Vielmehr hat er die Zeichnung überdehnt. Obertor und Bechemer Tor liegen viel weiter auseinander als es in Wirklichkeit der Fall gewesen ist. Der Beobachter gewinnt den Eindruck, als werde die Hälfte der Stadtmauer auf dem Stich dargestellt. Dabei ist es in Wirklichkeit nur gut ein Viertel der vollständigen Stadtbefestigung.

Es stellt sich deshalb die Frage, ob Plönnies hier nicht womöglich das Düsseldorfer Tor abgebildet hat. Dagegen spricht aber, daß dann das Bechemer Tor überhaupt nicht auf dem Stich zu



Ratingen um 1700, Erich Philipp Plönnies (1715)

erkennen wäre. Somit ist es wahrscheinlicher, daß Plönies das Bechemer Tor dargestellt hat. Er hätte dann die Stadtmauer nur wesentlich länger gezeichnet, als sie in Wirklichkeit war.

Dies ist ungewöhnlich. Üblich ist in vielen Stadtansichten genau der umgekehrte Fall. Die Stadt wird praktisch aufgerollt. Der Betrachter kann die gesamte Stadtmauer mit sämtlichen Toren, Türmen und Mauern erkennen, was in der Realität natürlich unmöglich war.

Weiter fällt an der Rater Stadtansicht von 1715 auf, daß das gesamte Stadtgebiet zwischen Obertor und Bechemer Tor dicht bebaut ist. Es reiht sich ein Haus an das andere, fast gänzlich ohne eine einzige Lücke zu lassen. Dabei zeigt ein Blick auf das Urkataster von 1824, daß entlang der Stadtmauer zwischen beiden Toren so gut wie keine Bebauung vorhanden war, außer in unmittelbarer Nähe der Stadttore.

Die Forschungen an der Universität Münster haben auch in diesem Fall gezeigt, daß die Zeichner leere, also unbebaute Flächen innerhalb einer Stadt in den Stichen gerne mit Häusern aufgefüllt haben. Äcker, Weiden oder Gärten paßten scheinbar nicht zu einer Stadtansicht.

Das Urkataster der Stadt Ratingen zeigt, entgegen der Stadtansicht von Plönies, eindeutig eine große Freifläche zwischen Stadtmauer, Oberstraße und Bechemer Straße. Lediglich entlang den Straßen findet sich eine durchgehende Bebauung der Grundstücke. Demgegenüber vermittelt Plönies den Eindruck, als sei diese Fläche völlig bebaut gewesen.

Auffällig ist an der Rater Stadtansicht, daß - wie bei anderen Stichen auch - kaum charakteristische Gebäude der Stadt zu erkennen sind. Vielmehr sind die Häuser, mit ganz wenigen Ausnahmen, vornehmlich die Kirchen mit ihren die Bürgerhäuser überragenden Türmen, sehr stereotyp dargestellt. So auch St. Peter und Paul auf Plönies' Stadtansicht. Hier drängt sich dem Beobachter der Eindruck auf, daß Plönies

eher oberflächlich die Wirklichkeit des frühneuzeitlichen Ratingens wiedergegeben hat.

Das einzige ohne Schwierigkeiten sofort identifizierbare Gebäude bleibt eigentlich die Pfarrkirche St. Peter und Paul. Die beiden Tore sowie der Kornsturm lassen sich nur aus ihrem Standort zum Kirchengebäude heraus erkennen. Aber selbst bei St. Peter und Paul kann nicht von einer wirklichkeitsgetreuen Abbildung gesprochen werden. Denn selbst die Darstellung der Pfarrkirche weist völlig falsche Proportionen auf. Der Westturm ist annähernd doppelt so hoch, wie das gesamte Kirchengebäude lang ist. Aufgrund der Ausgrabungen in den siebziger Jahren aber ist bekannt, daß der Kirchenbau um 1700 eine Länge von gut 80 Metern aufweist. Der Kirchturm müßte also, wäre Plönies' Stich exakt, eine Höhe von beinahe 150 Metern gehabt haben.

Plönies hat sich also ganz wenige, auffällige Gebäude (St. Peter und Paul, Obertor, Bechemer Tor) herausgegriffen und vermutlich relativ wirklichkeitsnah dargestellt, ohne allerdings auf deren korrektes perspektivisches Verhältnis untereinander zu achten oder wertzulegen. Alles übrige scheint dagegen ohne größeren Bezug zur historischen Realität Ratingens zu sein. Dazu zählt auch die Baumbepflanzung entlang der Stadtmauer und der Straße zum Oberdorf, die in ihrer Regelmäßigkeit stark an barocke Gartenarchitektur erinnert.

Welchen Sinn aber macht eine Stadtansicht, die mit der Realität kaum etwas gemeinsam hat? Die Hervorhebung ganz bestimmter Gebäude, nämlich der Kirchen, deren Türme meist noch wesentlich höher dargestellt sind, als sie es in Wirklichkeit waren, zeugen von einem anderen Weltbild. Nicht die Bürgerhäuser oder gar die Masse der armseligen Behausungen der gesellschaftlichen Unterschichten waren von Interesse. Bedeutend für eine Stadt waren ihre Kirchen. Sie repräsentierten das Bild der Stadt nach außen. Schon von weitem konnte ein fahrender Kaufmann, ein wandernder Geselle oder ein Reisender anhand der Kirchtürme erken-

nen, ob er sich einer reichen oder einer ärmeren Stadt näherte.

Und dies allein war auch für die Abbildung der Stadt auf einem Stich ausschlaggebend. Hinzu kam sicher noch die Stadtbefestigung, die ebenfalls einiges über die Bedeutung der Stadt ausdrückte. Hier liegt sicher schon ein Grund vor, warum es von Ratingen nur eine einzige Stadtansicht gibt: Der einzige bedeutende Bau Ratingens war die Pfarrkirche St. Peter und Paul.

Die Ungenauigkeit der Stadtansicht hat natürlich zur Folge, daß sie kaum oder nur unter großen Vorbehalten für die Beantwortung bauhistorischer Fragen zu Rate gezogen werden kann. Das gilt selbst für die sicher dem Original am nächsten kommende Kirche. Die Proportionen von Turm und Langhaus können kaum realistisch sein. Der Turm von St. Peter und Paul könnte dann wohl mit den Türmen des Kölner Domes konkurrieren.

Was also sagt Plönies' Stich letztlich über das historische Ratingen aus? Zunächst läßt er nur wenige Rückschlüsse auf das tatsächliche Aussehen der Stadt im frühen 18. Jahrhundert zu. Möglicherweise könnte neben St. Peter und Paul noch das eine oder andere Gebäude identifiziert werden, doch wird sich nie das historische Stadtbild auch nur annähernd mit Hilfe des Stiches rekonstruieren lassen.

Aber der Stich zeigt, was Plönies an Ratingen wichtig erschien: Die Pfarrkirche und die Stadtbefestigung. Alles andere, insbesondere die Bürgerhäuser, waren für ihn ohne jedes Interesse, denn die Wirtschaft Ratingens lag nach dem Dreißigjährigen Krieg danieder und war überregional bedeutungslos. Plönies selbst schreibt in seiner Topographia Ducatus Montani über Ratingen: „Obgleich dieser Orth dem vorigen (Wipperfürth) nicht viel ungleich, so ist er doch mit einer besseren Mauer versehen, und seine Nahrung (Wirtschaft) bestehet meistens, gleich des vorigen, im Feldbau, dieweilen die Situation zu Handel und Wandel ganz unbequem (schlecht),...“

Dr. Andreas Preuß

„Das Leben mußte weitergehen“

Ratinger Frauen und Männer erinnerten sich an die Nachkriegszeit.

Ist Menschen die Geschichte gegenwärtig, wie sie in Geschichtsbüchern zu lesen ist? - Unsere Erfahrung ist eine andere. Sorgen und Nöte des Alltags, Erlebnisse und Handlungen einzelner, persönliches Leid und erfahrene Freude prägen, was gemeinhin „die Geschichte“ genannt wird. Neun Frauen und vier Männer erinnerten sich - zusammen mit mir als Historikerin - über einen längeren Zeitraum in regelmäßigen Treffen an die Nachkriegszeit. Weitere Zeitzeuginnen und Zeitzeugen meldeten sich telefonisch im Stadtarchiv oder schickten spontan ihre niedergeschriebenen Erinnerungen. (Siehe dazu den anschließenden Bericht „Eine Kindheit in Hösel“). Aus dem Puzzle der - vor allem mündlichen - Überlieferungen sei hier der Versuch gewagt, ein Stück Ratinger Geschichte und damit ein Stück der Geschichte Nachkriegsdeutschlands zu rekonstruieren.

Die Zitate im Text stammen, soweit nicht anders angegeben, von Tonbändern und Dokumenten des Bestandes des Stadtarchivs Ratingen, NK 20. Hinzugezogen wurde außerdem die Quellensammlung von Hermann Tapken und Detlef Wörner: „Ratingen von 1945 bis 1949“, Ratingen 1986, außerdem die Rheinische Post der Jahre 1946 bis 1948. Als Sekundärliteratur wurden herangezogen: Rainer Gries: „Die Rationengesellschaft. Versorgungskampf und Vergleichsmentalität: Leipzig, München und Köln nach dem Kriege“, Münster 1991, sowie der Sammelband von Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hrsg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin - Bonn 1985.

In Ratingen war der Krieg am 17.04.1945 zu Ende, nachdem die Stadt wochenlang unter schwerem Artilleriebeschuß zu leiden hatte. Am 22.03., also kurz vor der Kapitulation, verübte noch ein furchtbarer Bombenangriff die Stadt. Herr E., zu diesem Zeit-



Nach dem Bombenangriff auf Ratingen am 22. 3. 1945 -
Blick von der Mülheimer Straße in die Hochstraße

punkt 15 Jahre alt, erinnert sich an diesen „Bilderbuchfrühlings-tag“, an welchem er im Garten seines Elternhauses an der Schützenstraße arbeitete. Völlig unvorbereitet traf dieser Angriff die Menschen. Es gab „akuten Bombenalarm“, und schon wurden 30, 40 Spreng- und Brandbomben abgeworfen. Das Elternhaus von Herrn E. wurde zerstört, er selbst und seine Familie kamen mit dem Leben davon. Anderen war es schlimmer ergangen: „In der Nachbarschaft hat's viele Tote gegeben, gegenüber, Schüt-

zenstraße 3 und 7, die Häuser waren ausradiert. Die Menschen, die dort lebten, waren tot. In einer Familie, die im Keller lebte, der Artilleriebeschüsse wegen, war der Herr B. auf den Ofen gefallen, als das Haus einstürzte. Er wurde also auf dem brennenden Ofen verschüttet. Er schrie dann bis nachmittags noch. Niemand konnte ihm helfen. Er ist dann gestorben, auf seinem eigenen Ofen.“

Nach Kriegsende war die Zeit des Leidens aber noch lange nicht



Lebensmittelkarten: Bis 1950 waren Nahrungsmittel noch bewirtschaftet.
Hier eine Krankenzulagekarte 1949 - 1950

vorbei. Der Hunger bestimmte das Denken der Menschen. Das Geld war nichts mehr wert, man konnte nichts kaufen. Lebensmittel waren rationiert und nur über Lebensmittelkarten zu beziehen. Deutschland bildete in der ersten Nachkriegszeit hinsichtlich der Kalorienzahl pro Kopf das Schlußlicht in Europa: In der amerikanischen Zone wurde 1946 - bei mind. 2000 notwendigen Kalorien pro Tag und Person - die Kalorienzahl auf 1330, in der sowjetischen Zone auf 1083, in der britischen auf 1050 und in der französischen auf ca. 900 Kalorien amtlich festgesetzt. Ratingen, der britischen Zone zugehörig und als besonders notleidende Stadt eingestuft, erhielt wenigstens im August 1946 Zusatzlebensmittelkarten, so daß sich die Kalorienzahl für einen Normalverbraucher auf 1330 pro Tag belief. Meistens standen aber wesentlich weniger Nahrungsmittel zur Verfügung, als durch Lebensmittelkarten überhaupt zur Verteilung vorgesehen waren. Nicht selten konnten nur zwischen 800 und 1000 Kalorien pro Person und Tag ausgegeben werden. Eine Zeitung berichtete 1947: „Vom ersten Hahnenschrei an bis in die sinkende Nacht waren Männer, Frauen und Kinder mit Säcken, Körben, Taschen und Buddelgeräten in jeder Form einzeln und in Rudeln unterwegs, um mit scharfen Augen in den mageren, müden Gesichtern nach Äckern zu spähen, auf denen Kartoffeln geerntet werden. ... 3000 bis 4000 Menschen auf jedem einzelnen Feld der großstadtnahen Gemeinden Erkrath, Unterbach, Hubbelrath, Hasselbeck, Wittlaer, Angermund, Lintorf, Breitscheid, Mintard, das war ein Aufgebot an Hunger, wie es der deutsche Acker wohl noch nie gesehen hat“. Glücklicherweise konnte sich schätzen, wer einen Garten hatte. Auf anderem Wege versuchten es Diebe in Lintorf: Am 02.03.1946 wurden im dortigen Wirtschafts- und Ernährungsamt 800 Lebensmittel- sowie 140 Raucherkarten gestohlen, wie die Rheinische Post berichtete. „Fringsen“ wurde ein allseits geläufiges Wort, nachdem der Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings gepredigt hatte: „Wir leben in Zeiten, da in der Not auch der Einzelne das wird nehmen dürfen,

was er zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit notwendig hat, wenn er es auf andere Weise durch eine Arbeit oder durch Bitten nicht erlangen kann.“

Gefringst wurde vor allem auf der Suche nach Brennbarem. Der Winter 1946 war bitterkalt. Weil die Bergwerke im Ruhrgebiet größtenteils zerstört waren, mangelte es an Kohle, außerdem fehlten ausreichende Transportmöglichkeiten. Die Kohlewaggons wurden vor allem bei der Durchfahrt durch die Großstadtreionen geplündert. Je größer die Not wurde, desto stärker wuchs auch der Überlebenswille. Ratingen und die umliegenden Ortschaften waren glücklicherweise von Wäl-

gen des Alltags, Ernährung, Kochen und Wohnen, das Beschaffen von Kleidung, die Versorgung der Kinder fiel ihnen zu. „Not macht erfinderisch“: Dieses Sprichwort fällt einem unwillkürlich ein, wenn man sich die Kochrezepte der Zeit vergegenwärtigt, die von den Frauen ersonnen wurden. Eine Zeitzeugin berichtet: „Wenn Erntezeit war, sind wir immer auf die Felder gegangen und haben Ähren gesucht. Die hab' ich dann nachher ausgeschlagen, und wir haben sie dann durch die Kaffeemühle gemahlen. Das war immer eine leckere Suppe.“ Rüben wurden von den Feldern geholt, daraus Saft gemacht, und Steckerübensuppe ist für die meisten ebenfalls unvergessen. Diejenigen, deren Häuser und Woh-



O P E L O L Y M P I A 1 9 5 0

Dieses Auto war schon ein Ausdruck des „Wirtschaftswunders“
Kaufen konnte es sich fast kaum jemand

dern umgeben. So sammelten die Menschen dort alles Holz, was zu finden war. „Man hat sich so zu bescheiden gelernt, daß man mit Essen und Trinken und vor allem mit etwas Wärme zufrieden ist. Heute war ich mal wieder ... im Wald und habe Holz geholt. ... Lange genug hatte ich es ja wegen der Kälte hinausgeschoben,“ schrieb eine Ratingerin in ihr Tagebuch. Es fehlte an allem: Wintermäntel für Männer, Frauen und Kinder, Schuhe, und, und, und.

Die unmittelbare Nachkriegszeit war vor allem die Stunde der Frauen. Viele hatten ihre Männer verloren, oder sie waren in Kriegsgefangenschaft und das Bewälti-

nungen durch Bomben zerstört worden waren, hatten oft nicht einmal die Küchenutensilien, die man brauchte, um etwas zu kochen. Glücklicherweise konnte man sich schätzen, wer wenigstens einen Herd hatte. Geriebene Kartoffeln, mit etwas Mehl angedickt und direkt auf der Herdplatte gebacken, da keine Pfanne vorhanden war, konnten unter solchen Umständen zu einer Delikatesse werden. „In der schlechten Zeit, da hat man gar nicht so den Hunger gespürt, der Körper hatte sich auf so wenig eingestellt, man brauchte nicht viel,“ so berichtet eine Dame. Eine andere erinnert sich an ein Pfingsten in Ratingen der Nachkriegszeit: „Pfingsten gab es auf Lebensmittelkarten

Erbsen, Kichererbsen, und in jeder Erbse war ein Käfer. Wir haben dann die Erbsen alle einzeln aufgепult und die herausgeholt." Als Leberwurstersatz Mehl und Majoran oder ein Brotaufstrich aus Hefe und Basilikum, Kürbissuppe, Soße aus Kartoffelschalen gehörten zum Speiseplan der Zeit.

Da das Geld nichts mehr wert war, florierten die Tauschgeschäfte. Glückliche, wer Kompensationsware besaß. Die Zeitungen waren voll von solchen Angeboten. In der Rheinischen Post vom 27.03.1947 finden sich Anzeigen wie: „Biete ein Paar neue, schwarze Halbschuhe, Größe 43. Suche Herrenhemden.“

„Gut erhaltene Schreibmaschine gegen neuen Brikettbadeofen zu tauschen.“

„Biete 2 oder 3 Trauringe. Suche Kleiderschrank, Buffet oder Kredenz oder andere Wohnmöbel sowie Matratzen für 2 Betten.“

„Geboten Radioröhre VCL 11. Gesucht Damenmantelfutter für schwarzen Mantel.“

Der einzige Markt, auf dem es überhaupt Chancen gab, annähernd das zu finden, was man suchte, war der „Schwarze Markt“. Allerdings war dieser nicht ganz ungefährlich: Ständig bestand die Gefahr, daß eine Razzia durch die Polizei oder die Militärbehörden stattfand. Auf diese Weise sollten aber wohl nicht so sehr die kleinen Verbraucher getroffen werden, sondern man wollte gegen die berufsmäßigen Schwarzhändler vorgehen. Ein Rateringer erinnert sich: „Der Schwarzmarkt war in Düsseldorf am Bahnhof, in Ratingen, das kann ich noch nichtmal sagen, wo's Schwarzmarkt gab, aber man kannte die Typen, die Schwarzmarkt getrieben, wo eben dann die Zigarette 5,00 DM wert war, oder eine Butterwährung galt. Wer etwas hatte, setzte das um, tauschte das um. Wer nicht ausgebombt war, verfügte über Möbel oder Kunstgegenstände, das weiß ich noch genau, die getauscht wurden. Das Geld galt nichts, es galt also nur die Kompensationsware. Es

gab da eine regelrechte Mafia, es gab da Leute, die das Heft in der Hand hatten, die in Saus und Braus lebten, die wirklich auch optisch im Gegensatz zur Bevölkerung, in schicken Mänteln, wohlgenährt, über alles verfügten. Dazu gehörte ja schon 'ne ganze Menge, zu sagen, ich hab' zwar alles, Butter, Fleisch, Anzüge, Stoffe, aber ich laß' dich hungern, weil du mir ja dafür nichts geben kannst. Das waren zwar auch Leute, die irgendwo überleben wollten, aber der Schwarzmarkt war schon ein übles Geschäft.“

Erst, als in den Westzonen am 20.06.1948 mit der Währungsreform ein neues Geld, die D-Mark, eingeführt wurde, war es damit vorbei. Scheinbar über Nacht hatten sich die Schaufenster der Läden gefüllt. „Alle Gemüsesorten, die es gab: Rhabarber, Blumenkohl, Weißkohl, Spinat, ..., wo vorher gähnende Leere geherrscht hatte. Hatte man uns vorher nicht gerade unfreundlich, aber oft mürrisch bedient, so war man jetzt von zuvorkommender Höflichkeit. Über Nacht waren wir vom Markenverkäufer und Bittsteller zum Kunden geworden,“ so erinnerte sich ein damaliger Großstadtbewohner.

Aber für viele waren die Waren, von denen es nun offensichtlich wieder genug gab, unerschwinglich. Am 20.06. waren als „Kopfgeld“ lediglich 40,00 DM pro Person ausgegeben worden, später

kamen noch einmal 20,00 DM dazu. Das Altgeld, das innerhalb von 6 Tagen abgeliefert werden mußte, wurde im Verhältnis 10:1 umgetauscht. Vor allem die Sparrer, zumeist kleine Leute, standen sich dabei schlecht, während diejenigen, die Grundstücke, Häuser, Produktionsstätten besaßen oder hoch verschuldet waren, begünstigt waren. Die „Stunde Null“, von der später so oft gesprochen wurde, in der für alle die gleichen Ausgangschancen gegolten haben sollten, war nichts als eine Fiktion.

Eine vordringliche Aufgabe war der Wohnungsbau. Wenn es Ratingen auch nicht so schwer getroffen hatte wie die umliegenden Großstädte, so waren doch immerhin 140 Häuser zerstört und zahlreiche weitere Gebäude beschädigt. 1947 konnte die Rheinische Post berichten: „In den beiden zurückliegenden Jahren ist in Bezug auf Trümmerbeseitigung und Instandsetzung viel geleistet worden. Straßen und Bürgersteige sind durchweg freigelegt, der Verkehr ist kaum mehr behindert. Die weitere Entrümmerung ist auf die Freilegung der Hausgrundstücke bzw. der noch verwertbaren Gebäude selbst gerichtet mit dem Ziel, diese baureif zu machen.“ In den Großstädten Deutschlands arbeiteten in der Nachkriegszeit viele Frauen als „Trümmerfrauen“. Allein in Berlin gab es 1946 60.000, die unter der offiziellen Bezeichnung



Siedlergemeinschaft: Grundsteinlegung an der Bruchstraße, 1948

„Hilfsarbeiterin im Baugewerbe“, um ein Minimum des Lebensunterhalts zu verdienen, diese körperliche Schwerarbeit ausübten. Solche „Trümmerfrauen“ gab es in Ratingen nicht, aber manches Einzelschicksal zeigt, wie auch hier Frauen ihren Beitrag zum Wiederaufbau leisteten. Ein Ratinger berichtet von seiner Großmutter, deren Haus durch einen Bombenangriff zerstört worden war: „Und danach fing dann meine Großmutter an - das Grundstück gehörte ihr -, Steine zu putzen, Steine zu klopfen. Sie hat also gesagt: Ich geh' hier nicht weg, ich will hier auf meinem Grundstück, das auch schon meinen Voreltern gehörte, bleiben. Wo soll ich auch hin. Sie hat also angefangen, hunderte und tausende von Steinen, das Haus war ein Ziegelsteinhaus, zu putzen, und wir mußten ihr dabei helfen. Sie hat dann tatsächlich in ihrem Garten daraus ein sogenanntes Behelfsheim aus 4 x 8 m mauern lassen, und da hat sie dann eigentlich auch von 1945 bis zu ihrem Tode - sie wurde 91 - gewohnt. Mit wieviel Energie da man auch wieder an den Aufbau und an das Weiterleben dachte. Sie war ja auch da schon 70.“

1945 hatte sich bereits eine Siedlergemeinschaft in Ratingen gegründet. Zum Siedlungsobmann wurde 1946 der Studienrat Karl Mücher gewählt. Die Siedlungsgemeinschaft betrieb den Bau neuer Eigenheime, die weitgehend in den 50er Jahren fertiggestellt wurden. Die Wohnungsnot ließ sich nur langfristig beheben, denn neben den Einheimischen mußten auch zahlreiche Flüchtlinge untergebracht werden. Der vorhandene Wohnraum mußte also gleichmäßig verteilt werden, wurde bewirtschaftet. Oftmals mußte sich eine ganze Familie ein Zimmer teilen, in welchem gekocht, gegessen und geschlafen wurde. Bereits am 10.10.1945 hatte der Landrat des Kreises Düsseldorf-Mettmann an die Bürgermeister geschrieben: „Es ist damit zu rechnen, daß in Kürze etwa 15.000 Flüchtlinge im hiesigen Kreise untergebracht werden müssen. Zu diesem Zwecke sind alle verfügbaren Räume, wie Wirtschaftssäle, geeignete ungenutzte Fabrikräume,



„Displaced-Persons“ - Lager, Lintorf
Ausländerfrauen mit Kindern, Anfang der 50er Jahre

leerstehende historische Bauten, Baracken und sonstige Unterkünfte für eine Unterbringung heranzuziehen. ... So ist erforderlich, daß genügend Stroh, desgleichen auch die Kraftversorgung sichergestellt wird.“ 1946 waren in Ratingen-Stadt 1150 Flüchtlinge zugewiesen worden. Für Ratingen-Land waren es 1192, und im Jahr 1952 beliefen sich die Zahlen auf 3472 für die Stadt Ratingen und 1192 für Ratingen-Land. 1946 war ein Großteil der Flüchtlinge in Lagern untergebracht, in Ratingen und Ratingen-Land waren es insgesamt 389. 1952 hatte sich die Situation gebessert, es gab nur noch 14, und die meisten Flüchtlinge waren bereits in Wohnungen untergebracht. In Lintorf gab es ein Lager für die „Displaced Persons“, Frauen, Männer und Kinder, die während des Krieges als Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppt worden waren und auch nach 1945 unter Diskriminierungen zu leiden hatten. Im Frühjahr 1947 sollen sich noch eine knappe Million Displaced Persons in den vier Besatzungszonen aufgehalten haben. Insgesamt waren zwischen 10 und 14 Millionen Menschen im und nach dem Zweiten Weltkrieg von Ost nach West geflohen oder vertrieben worden bzw. aus der Gefangenschaft nicht mehr in ihre Heimat zurückgekehrt. Von den etwa 10,7 Mio. Männern, die aus dem deutschen Reichsgebiet vor 1937 zum

Kriegsdienst eingezogen waren, kehrten ebenfalls viele gar nicht zurück. Hunderttausende, die wiederkamen, konnten nicht in die „alte Heimat“ zurück, da diese Gebiete nun nicht mehr zu Deutschland gehörten.

Bis Anfang der 50er Jahre kehrten immer noch Kriegsgefangene heim. Sie hatten oft unvorstellbar schlimme Schicksale durchlebt. Im August 1947 waren noch 818 Männer aus Ratingen in Kriegsgefangenschaft, von denen 329 als vermißt galten. Der Älteste der noch nicht Zurückgekehrten war zu diesem Zeitpunkt 59 Jahre, der Jüngste 18 Jahre alt. Die Rheinische Post berichtete 1947: „Fast täglich kann man irgendwo in Deutschland in der Eisenbahn, auf Bahnhöfen oder auf dem Platz einer Stadt einen Kriegsgefangenen sehen, der sich auf der Rückreise in die Heimat befindet. Dürrt und abgerissen bekleidet, fahl und schmutzig, grau im Gesicht, sieht ihm die Krankheit, die Dystrophie, schon aus den Augen.“ Herr H., 1945 als 21jähriger in sowjetische Kriegsgefangenschaft gekommen (in der Nähe von Irkutsk), kam 1949 nach Hause. Auch er litt unter Dystrophie, wog nur noch 40 kg und war aus dem Lazarett heraus entlassen worden, da er nicht mehr arbeitsfähig war. Etwa 40 Mann, die eben gefähig waren, wurden für den Rücktransport nach Deutschland zusammengestellt:



Offizieller Empfang der Stadt Ratingen für Spätheimkehrer aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft, Anfang der 50er Jahre

„Aus allen möglichen Gegenden kamen Leute zusammen. Daraus wurde ein Zug zusammengesetzt, der nach Frankfurt/Oder gefahren ist. Dann wurde aussortiert: Was nach Westdeutschland kam, ging über Helmstedt, und die anderen sind von da aus in die DDR verteilt

worden. Die Russen haben 45 Mann übergeben, und da standen die Amerikaner da. Und die haben uns dann in Bussen in das Lager reingefahren, dann ging's erst in die Kirche, da war ein Pfarrer dabei. Jeder ein Stück Schokolade, 'nun danket alle Gott', wir

haben geheult, wir haben geheult, die Tränen sind uns nur so die Wangen runter, wir waren zu Hause.“

Herr H. hatte Glück. Seine Eltern, die damals noch in Wuppertal lebten, hatten sehnsüchtig auf ihn gewartet und kümmerten sich sehr um ihn. Dennoch dauerte es bis 1953, daß seine Gesundheit soweit wieder hergestellt war, daß er anfangen konnte zu arbeiten. Die Heimkehrer aus russischer Kriegsgefangenschaft waren oftmals besonders von Krankheiten und Unterernährung betroffen. Viele der Heimkehrer hatten es schwer, sich wieder in das Zivilleben hineinzufinden. Das Zusammenleben mit Ehefrauen, mit Kindern und Angehörigen war ihnen, die zuvor Soldat und dann lange unter erbärmlichen Umständen eingesperrt waren, oftmals fremd geworden. Es kam zu Entfremdungen und hatte Spannungen in den Familien zur Folge, und viele Ehen litten darunter.

Durch die Bank gut versichert.



...Wie das Leben so spielt. Für sein Glück muß man was tun. Ich mach' das jetzt mit der Lebensversicherung bei der Deutschen Bank...

db  **Versicherung**
Lebensversicherungs-AG der Deutschen Bank

Welche Themen die Menschen in der Nachkriegszeit beschäftigten, konnte man z.B. an den Büchern erkennen, die in der Ratinger Stadtbücherei ausgeliehen wurden. Die Bücherei hatte bereits im Juni 1945, allerdings unter bescheidensten Umständen, wieder eröffnet. Hilde Gerster, die damalige Leiterin der Bücherei, berichtet, daß vor der Währungsreform den Lesern zunächst rororo-Texte in Zeitungsdruck zur Verfügung gestellt wurden. Nach der Währungsreform gab es dann die ersten „richtigen“ Bücher, die allerdings noch auf „Kriegspapier“ gedruckt waren. Romane und Erzählungen, die sich mit Krieg, Flucht und Vertreibung beschäftigten, wurden besonders gern ausgeliehen. Dazu gehörten Wolfgang Borcherts „Draußen vor der Tür“ und Heinrich Bölls „Wo warst Du, Adam?“. Nach 1945, so erzählt sie, war die Leserschaft der Bücherei besonders durch die Flüchtlinge stark angestiegen.

Nicht nur kulturelle Aktivitäten, sondern auch das Brauchtum trugen dazu bei, die Flüchtlinge und Zugezogenen zu integrieren. Ab

etwa 1950 lebte in Ratingen, nach den armen Nachkriegsjahren, der Karneval wieder auf. Mit wenigen Kleinigkeiten kostümiert, seien Jung und Alt dabei gewesen. Manche der Flüchtlinge, die vor allem aus den protestantischen Gebieten im Osten stammten, standen diesem Brauchtum zunächst wohl recht verständnislos gegenüber. Andere erlebten dies als Gelegenheit zum Mitmachen, konnten zeigen, daß sie dazu gehörten. Frau B., eine Flüchtlingsfrau, erinnert sich, daß sie für ihre Kinder selbst Kostüme hergestellt und sogar Geld für den Fotografen ausgegeben habe, um dies im Bild festzuhalten. Sie selbst sei allerdings noch viel zu traurig gewesen, um mitzufeiern.

Nichts war wohl nach dem Krieg noch so, wie es vorher gewesen war. Die zahlreichen Vertriebenen und Flüchtlinge hatten ihre „Heimat“, den Ort, die Umgebung, in welcher sie aufgewachsen waren, verlassen müssen. Oftmals war all ihr Hab und Gut verloren, und sie standen vor dem Nichts. Die Einheimischen brauchten sich zwar nach dem Krieg nicht als Fremde



Zwei Flüchtlingskinder im Karneval, Anfang der 50er Jahre

zu fühlen, weil sie in dem Ort ihrer Kindheit hatten bleiben können oder dorthin hatten zurückkehren können. Aber auch sie litten unter Entwurzelungserfahrungen, und sie mußten sich in einer fremd gewordenen „Heimat“ zurechtfinden. Alle waren gezwungen, sich von dort aus neu zu orientieren, wo sie sich nach den Kriegswirren wiedergefunden hatten.

Ich danke allen, die mir so bereitwillig Auskünfte über ihre Lebensgeschichte gegeben haben. An dieser Stelle konnte nur ein kleiner Teil davon zusammengetragen werden. Wer weiteres über die Nachkriegszeit mitteilen möchte oder Fotos, Dokumente und Tagebuchaufzeichnungen besitzt, sei herzlich eingeladen, sich mit der Verfasserin in Verbindung zu setzen: c/o Stadtarchiv Ratingen, Mülheimer Straße 47, Tel. 205-2444

Dr. Erika Münster



Trotz der schlechten Zeiten suchte man ein Stück „Normalität“: Betriebsfest der Firma Dürr, Ende der 40er Jahre

Wiederbegründung des Heimatvereins - Pflege des Heimatgedankens

Ratingen. Der Ratinger Verein für Heimatkunde und Heimatpflege hat sich neu konstituiert. Der geschäftsführende Vorstand setzt sich zusammen aus den Herren Bürgermeister Dr. Gemmert, Stadtdirektor Erntges, Josef Schilling, Erich Eick, Heinrich Büter, Dr. R. A. Keller und Peter Kraft. Gleichzeitig wurden die Ausschüsse neu gebildet; es bestehen solche für Geschichte, Heimatmuseum, Archiv, Verkehr und Verschönerung, Heimatkunst, Historische Bauten, Volksbücherei, Volkssitten und Volksfeste, Volkssprache, Geologie, Naturkunde, Heimische Industrie und Gewerbe, Werbearbeit und Presse. Die Ausschüsse werden ihre Arbeit, die während der Unterbrechung nach 1933 zum Teil im stillen fortgeführt worden war, nunmehr wieder im vollen Umfange aufnehmen. Sobald als möglich soll auch die geplante Ratinger Heimatzeitschrift wieder herausgegeben werden.

Rheinische Post, 7. 8. 1946

STRACK GMBH

seit 1952 Meisterbetrieb

Rasenmäher- und Motorspezialwerkstatt
jetzt schon an das kommende Frühjahr denken!

Mühlenstraße 3 (Mühle), Ratingen-Lintorf, Tel. 3 17 87
Täglich geöffnet 8.30 - 13.00 Uhr und 14.00 - 18.00 Uhr,
samstags 8.30 - 13.00 Uhr.

KARL HEINZ PETRIKOWSKI

*Kunst- und Bauglaserei
Glasschleiferei
Glashandlung
Blei- und
Messingverglasung
Bildeinrahmung*

**Glasermeister
Reparatur-Schnelldienst**

Lintorfer Str. 30, 4030 Ratingen 1, Tel. 26564

Rat und Hilfe finden Sie bei

BESTATTUNGEN KLEINRAHM

Erledigung aller Formalitäten
Hausbesuche in allen Stadtteilen

SCHREINEREIBETRIEB

Am Heck 2, 4030 Ratingen 4-Lintorf
Telefon: (02102) 36462 + 34422

dp

DRUCKEREI PREUSS GMBH

Siemensstraße 12
4030 Ratingen 4-Lintorf
Telefon 021 02/34584 + 339 44
Telefax 021 02/37429

Betrifft:

WENN MANN

REISEBÜRO **WENNmann**, der ideale Partner, wenn es um Ihre
Reisen geht!

Wir vermitteln alle wichtigen Reiseveranstalter wie TUI, Airtours, Meier's, Ameropa, Transair und viele andere, alle Ziele für Ihren Urlaub mit Linie oder Charter, Kreuzfahrten, Fähren, Bahnfahrkarten zu Originalpreisen und Platzreservierungen, Mietwagen sowie Vermittlung aller notwendigen Reiseversicherungen. Unser Service: Visa-Besorgungen sowie aktuelle Informationen über Impf- und Zollbestimmungen. Verkauf von Theater-, Musical- und Opernkarten zu Ihrer Reise.

Full-Service für Geschäftsreisen. Int. Hotelreservierungen, weltweit. Flugscheine, auch über Kreditkarten und falls notwendig mit Hinterlegung am Flughafen.

Unser START-Reservierungssystem ist direkt mit den wichtigsten Reiseveranstaltern und Hotelgesellschaften verbunden. Sie erhalten Ihre Bestätigung meistens sofort per Computer.

Lernen auch Sie unseren Service schätzen, denn wir wissen, wie wichtig Ihnen Ihr Urlaub bzw. Ihre Dienstreise ist. Für alle Reisen haben Sie Ihren Ansprechpartner.



REISEBÜRO

WENNmann

Speestraße 58
D-4030 Ratingen 4-Lintorf
Telefon: (02102) 31058
Telefax: (02102) 32933

hOTEL GARNI

am Hallenbad

Inhaber: Stephen + Karla Wyle

Jahnstraße 41 + 41a
4030 Ratingen 4 - Lintorf
Telefon (02102) 34179
Telefax (02102) 37303



ALFRED SEUL

Malermeister

Ausführung sämtlicher Malerarbeiten
Isolier- und Reparaturverglasung
Teppichbodenverlegung

seit über  Jahren in Lintorf

Ratingen-Lintorf · Speestraße 9
Telefon 02102/31326 + 68380

MUSIKHAUS

Musikunterricht · Service

Kohnen

Konrad-Adenauer-Platz 24, 4030 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/36439

Wenn's
um
Sport
geht



4030 Ratingen 4, Speestr. 25
Telefon 02102/37177



HOLZ-KAISER

Kaminholz
Beekerhof
(am Konrad-Adenauer-Platz)

4030 Ratingen 4 - Lintorf
Telefon 02102/35286

Alles für ein schöneres Zuhause!



- Küche
- Wohnen
- Schlafen

Einrichtungshaus

DIE

WOHNBERATER

Rtg.-Lintorf
☎ 3 28 62
Duisburger Straße 16

Eine Garantie für solide Handwerksarbeit

Sanitär - Vogt

+
Heizung

Duisburger Str. 84

Ihr Spezialist
für die Badrenovierung

Telefon 3 56 18

Jeden Samstag kostenlose Anlieferung*

DAS GROSSE HOLZPROGRAMM

Für den Innenausbau:

Wachsglanz-Profilholz OSMO, Fertigparkett, Fußbodenbretter, Paneele, Kas-setten, Spanplatten, Leimholz, Deko-Balken nach Maß, Eisenwaren und umweltfreundlicher Holzschutz...

Für den Garten:

Zäune, Tore, Terrassenbeläge, Spielgeräte, Palisaden, Teiche, Pergolen, Sichtschutz, Blumenkästen, Komposter
- alles druckimprägniert.

Gartenhäuser

Überdachungen
aus Leimbändern und
Plexi-Stegdoppelplatten.

* Großraum Ratingen

Holz Zimmermann GmbH

Ratingen-Lintorf · Kalkumer Straße 36 · Telefon 31047 · Telefax 37605 · 8.00-17.00 Uhr, Sa. 9.00-12.00 Uhr

K o r b

Raumausstattung

Ideen für ihre Raumgestaltung

Meisterbetrieb

Gardinen · Stoffe · Teppichböden · Markisen
Rollos · Jalousetten · Vario-Light

Auslegen von Teppichböden

**Reinigen von Teppichböden, Gardinen
und Dekorationen**

**Anfertigen und Aufarbeiten
von Polstermöbeln**

Konrad-Adenauer-Platz 15
4030 Ratingen 4 (Lintorf)
Telefon (02102) 3 18 17

Ihr Müll - unser Problem

ROSENDAHL

Entsorgungs GmbH

Abfallverwertung
Städtereinigung
Abfallentsorgung
Sonderabfallentsorgung

An den Banden 54
4030 Ratingen-Lintorf

Telefon (02102) 9309-0

Telefax (02102) 37573

Wir wünschen Ihnen eine angenehme Lektüre

BÜCHER-SCHERL

Bahnstraße 4 - 4030 Ratingen 1
Nähe Aldi (Parkhaus)
Telefon (02102) 24290

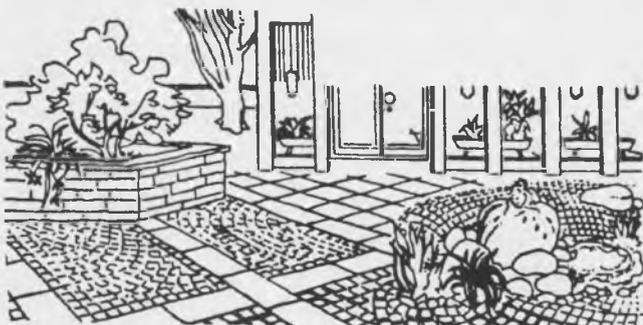
TINNAER

Ratingen GmbH

28071	Omnibusbetrieb
28031	Reisebüro
21076	Taxi
19410	Bundeseinheitlicher Taxi-Ruf

Telefax (02102) 22246

ALLES FÜR HAUS UND GARTEN



Baustoffe-Lamerz GmbH

Wir liefern Baustoffe für den

Tiefbau, Straßenbau, Ingenieurbau,
Gartenbau, Landschaftsbau, Rohbau,
Ausbau, Umbau, Einbau
an Unternehmer und Privat

ab Lager, ab Werk und franco.

Telefon 02102 / 31331

Siemensstraße 33 · 4030 Ratingen 4 - Lintorf



JAHRESPROGRAMM

STUDIENREISEN

Entdecken & Erleben

**REISEBÜRO
STOFFEL**

Reisebüro Stoffel
Speestraße 27 · 4030 Ratingen 4 (Lintorf)
Telefon (02102) 32025 + 33333 + 34444

**ART &
NATURE**

**PLANUNG UND AUSSTATTUNG
MIT KÜNSTLICHEN
BLUMEN UND PFLANZEN**
Verkauf - Verleih
Import - Export

ART & NATURE, Dekorationen GmbH
Speestraße 33 - 4030 Ratingen-Lintorf
Telefon (02102) 32667

Erinnerung an eine Kindheit in Hösel

Die bewußte Erinnerung an meine Kindheit setzt wie mit einem Donnerschlag am 16.4.1945 um 10.30 Uhr ein. Vorher war das Erinnern nur nebelhaft, dumpf und wie hinter einer Mattglasscheibe versteckt, Erinnerungen an Spiele mit dem Bruder im Garten, Zärtlichkeiten mit der Mutter, Soldaten in Uniform, die mir Freundlich-

geh zur Mama.“) Dabei bin ich schon drei Jahre alt und kann mit ihm spielen, aber er ist sechs Jahre älter und spielt lieber mit seinen Freunden.

Wie an diesem Morgen auch. Mit zwei Freunden ist er gegenüber in den Wald gegangen, wo sie eine verlassene Stellung kannten, die

diese Geschosse ließen sich so schlecht öffnen. Ob wir es mit einem Stein versuchen? Klaus, der schon 12 Jahre alt war, fand das zu gefährlich und stellte sich lieber hinter einen Baum. Aber Gerd und mein Bruder Wolfgang legten die Granate zurecht, stellten sich 3 m entfernt auf und warfen mit Steinen, damit das Geschloß hochging. Und es ging hoch.

Das war der Donnerschlag, der mich in die bewußte Welt warf und nachhaltig für immer an diesen Zeitpunkt und Ort erinnern wird.

Das Frühjahr 1945 kam gleich mit Wärme und Sonnenschein. Ich saß vor dem Haus und sah zu den Soldaten. Soldaten kannte ich, nur waren diese anders als die, die ich kannte. Sie saßen auf Panzern und hatten schwarze Gesichter mit riesigen, weißen Zähnen. Dann kam meine Mutter und brachte mich ins Haus. Weiter kommen nur noch Löcher in meiner Erinnerung, und ich mußte mir den Rest erzählen lassen.



Noch sind sie glücklich beieinander:
Wolfgang und Rolf Großerlinden mit der Mutter, 1945

keiten sagen, ein kleiner Hund, der mit dem Schwanz wedelt. Aber dann plötzlich dieser Schlag, der mich mit Angst und Schrecken erfüllt, mich zum Weinen bringt und mich in eine ungeheure Ratlosigkeit stürzt, aus der mich niemand befreit oder befreien kann, die Mutter nicht, der Bruder nicht, und sonst ist niemand da.

Das Bild ist meine Mutter, die aufgelöst, weinend, schreiend aus dem Wald gegenüber unserem Haus gelaufen kommt und auf den Armen meinen Bruder Wolfgang trägt, meinen Bruder, mit dem ich vor nicht allzu langer Zeit am Tisch gefrühstückt habe, und der nun plötzlich auf ihren Armen liegt, regungslos und ganz rot, und das Rote ist Blut. Wolfgang ist tot. Ich weiß nicht, was das ist. Oder doch, unterbewußt, ein Schrecken, der mich lähmt und traurig macht. Wolfgang soll mit mir spielen, aber spielen wollte er nie mit mir. („Du bist viel zu klein,

noch richtig in Betrieb war, mit einem Munitionslager und viel Munition. Dort konnte man herrlich spielen, die Kartuschen öffnen und das Pulver, das herausfiel, abbrennen, und das gab immer eine große Stichflamme. Es war ihm verboten worden, aber wen kümmerte das. Aber

Mein Bruder war mit seinem Freund beim Spielen mit Munition getötet worden. Der Dritte, Klaus, hatte hinter einem Baum gestanden und war nur verletzt worden.

Mein Bruder lag aufgebahrt im Wohnzimmer, als die Besetzung durch alliierte Truppen begann.



Etwa an dieser Stelle im Hösel Wald geschah das Unglück

Wir mußten sofort aus unserer Wohnung. Alle Häuser waren requiriert worden. Meine Mutter ging zu dem britischen Major und bat um die Erlaubnis, in der Wohnung bleiben zu dürfen. Die einzige Konzession, auf die er sich einließ, war, daß die Leiche meines Bruders im Hause bleiben durfte. Wir wohnten für einige Tage bei Verwandten in Hösel. Nun versuchte meine Mutter, bei einem Schreiner einen Sarg zu bekommen, aber das war eine Unmöglichkeit. Särge waren Mangelware. Es wurde viel gestorben in jenen Tagen. Nach einigem Zureden war der Schreiner bereit, eine Kiste aus Tannenholz anzufertigen, damit mein Bruder beerdigt werden konnte. Er wurde neben seinem Freund Gerd auf einem Acker, Am Sinkesbruch, aus dem später der Höseler Friedhof wurde, beerdigt. Der ganze Friedhof waren diese beiden Kindergräber sowie einige Soldatengräber mit Birkenkreuzen, auf denen der Stahlhelm ruhte, und ein anderes, das im Wald lag, auf dem noch ein Schild mit der Aufschrift „Ein unbekannter deutscher Soldat“ befestigt war.

Aber das Leben geht weiter, mit nie mehr erlebter Nachbar- und Verwandtenhilfe ging es eben weiter.

Hösel war eigentlich glimpflich durch den Krieg gekommen. Einmal schlug eine Bombe hinter der Boltenburg oder eine andere gegenüber dem Bahnhof ein und zerstörte dabei etliche Fensterscheiben. Wie die zahlreichen Bombentrichter in den Wäldern um Hösel zeigen, wurden wohl auch Bomben über unbewohntem Gebiet „abgeladen“. Ein neuseeländischer Pilot, der mit seinem Fallschirm hinter der evangelischen Kirche niederging und sich dabei den Arm brach, wurde durch den Polizisten Gesolat mit gezogener Pistole ins Spritzenhaus geführt und eingesperrt. Trotzdem sind in den Wäldern noch heute gut sichtbare Schützengräben vorhanden, z.B. parallel zum Gleiskörper der Bundesbahn in geradezu lehrbuchmäßiger Ausführung mit vorgeschobenem MG und Feldposten. In dem Wäldchen Am Sinkesbruch/Am Adels treffen die Schützengräben

des letzten Krieges auf die Landwehrwälle des Mittelalters und geben davon Zeugnis ab, daß in unserem Gebiet öfter kriegerische Zustände herrschten. Anfang April 1945 wurde noch eine Panzersperre auf der Bahnhofstraße ca. 100 m vor dem Bahnhof errichtet (in Höhe von Emmi Rattes Büdchen), die aus einem 3 m breiten und 1,5 m tiefen Graben bestand und von den alliierten Panzern leicht überwunden wurde.

Drei Tage vor der Besetzung wurde mein 16jähriger Vetter noch zum Volkssturm eingezogen, aber auf dem Weg zum Sammelplatz von einer beherzten Höseler Bürgerin mit den Worten „Mach blos, dat du no Hus küs; dat hät noch jefehlt, dat se och die Kinger in dr Krieg schicke“ massiv am Weitergehen gehindert und nach Hause gebracht.

Die Besatzungsmacht ernannte einen neuen Bürgermeister. Bürgermeister wurde der Schreinermeister Johann Klöckner von der Bahnhofstraße, der sein neues Amt mit den Worten „Nu bin ich Bürgermeister, un wat nu?“ begonnen haben soll.

Die Kinder hatten viel schulfrei und jeder war froh, daß die Schrecken des Krieges ein Ende

Rheinwiesen in Remagen, wo sie als Kriegsgefangene wie die Kaninchen in Erdhöhlen gelebt hatten, zurück und begann eine rege Kompensationstätigkeit, wie man das Überleben nannte, zu entfalten. Halb verhungert, ausgemergelt, ein Schatten seiner selbst, begann er nur noch für „Fressalien“ zu sorgen. Wir zu Hause hatten, laut meiner Mutter, im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg keine Not gehabt und immer ausreichend zu essen bekommen, aber mein Vater hatte nach vier Jahren Krieg und den letzten Monaten Überlebenskampf, um von der Ostfront nach Hause zu kommen, nur noch das Weiterleben im Sinn, und dazu brauchte man Lebensmittel, und daran war nach dem Zusammenbruch großer Mangel. Mein Vater wurde als Handwerksmeister zwangsverpflichtet und mußte für die Besatzungstruppen, die eine Instandhaltungskompanie auf dem Gelände von Ruferos unterhielten, im Gewerbegebiet hinter dem Bahnhof, Arbeiten ausführen. In Hösel wurden viele Häuser requiriert, z.B. fast alle Häuser auf der Württembergstraße und andere Häuser in der sogenannten Villenkolonie (das Gebiet oberhalb des Bahnhofs bis zur Kohlstraße). In diesen Häusern lagen alliierte Stäbe oder auch

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY

TEMPORARY REGISTRATION Zeltwägige Registrierungskarte

Name	Grobter, Friedrich	Alter	38	Geschlecht	männlich
Name		Age		Sex	
Ständige Adresse	Hösel, Badenstraße 6	Beruf	Elektro-Techniker		
Permanent Address		Occupation			
Jetzige Adresse	Hösel, Badenstraße 6				
Present Address					

Der Inhaber dieser Karte ist als Einwohner von der Stadt Hösel vorchriftsmässig registriert und ist es ihm oder ihr strengstens verboten, sich von diesem Platz zu entfernen. Zuwiderhandlung dieser Massnahme führt zu sofortigen Arrest. Der Inhaber dieses Scheines muss diesen Ausweis stets bei sich führen.

The holder of this card is duly registered as a resident of the town of Hösel and is prohibited from leaving the place designated. Violation of this restriction will lead to immediate arrest. Registrant will at all times have this paper on his person.

Führerschein Nr. I a I 651

Signature: *Friedrich Grobter*

Nationalität: *Österreich*

Date: *26. 6. 1945*

(This is not an identity document and allows no privileges.)

Registrierungskarte der britischen Militärregierung

hatten. Die meisten Leute hatten im Krieg viel Leid erfahren oder erfuhren es noch, und das ergab ein Gemeinschaftsgefühl, das viele Leute wieder aufrichtete. Mein Vater kam Mitte Juli von den

viele verschleppte Fremd- und Zwangsarbeiter, die ihre Freiheit im wahrsten Sinne des Wortes auskosteten, bis Ende des Jahres 1945 sich die Lage etwas stabilisierte.

Mein Vater hatte durch seine Arbeit gute Beziehungen zu den Engländern und nutzte das natürlich für sein Überleben aus. Ich erinnere mich, daß gegen Abend oft einige Besatzungssoldaten kamen und mir Schokolade und für meine Mutter, fast so wertvoll wie Gold, Bohnenkaffee mitbrachten.

Die Soldaten, die ich kennenlernte, waren ausgesprochen nett zu mir, und sie genossen wohl die häusliche Atmosphäre in einem normalen Wohnhaus. Sie hatten nach vier Jahren Soldatenzeit die Nase genau so gestrichen voll wie die deutschen Soldaten auch. Mir gegenüber hat mein Vater später seine Militärzeit im Kriege als ungeheuer intensives Leben geschildert, das man für einige Zeit mitmachen kann, das aber, da es um alles ging, wirklich nur für kurze Zeit ertragen werden konnte. Ende 1946 ging der Besatzungssoldat, mit dem unsere Familie Freundschaft geschlossen hatte, nach England zurück und schenkte uns sein Porträtfoto, auf das er sinnigerweise die Worte geschrieben hatte: „Auf Regen folgt Sonnenschein“.

Ende 1946 hatte die Zwangsverpflichtung ein Ende und mein Vater fing an, gegen Naturalien wieder seinen Beruf auszuüben. Mittlerweile war Hösel von Flüchtlingen aus den Ostgebieten überschwemmt worden, die meistens nicht mehr als ihre nackte Haut gerettet hatten und nun in Wohnungen eingewiesen wurden und in jedem Winkel kampieren mußten. Vor ein paar Wochen sprach ich mit einem Bekannten über dieses Thema, der mir erzählte, daß in dem Haus seiner Eltern, in dem er jetzt zu dritt lebte, damals 18 Personen wohnten, und er schloß seine Erinnerung mit den Worten: „Hoffentlich kommt diese Zeit nie zurück“.

Die ganzen Wälder um Hösel waren mit den Resten technischer Ausrüstung der deutschen Wehrmacht übersät. So sind zum Beispiel in der Verlängerung der Kohlstraße oder in der Straße hinter dem Bahnhof ganze Kolonnen von ca. 20 - 30 Fahrzeugen einfach im Wald abgestellt worden, und die Soldaten sind, wenn

möglich, in Zivil verschwunden. Die brauchbaren Fahrzeugteile sind schnell ausgebaut worden, und der Rest vergammelte, bis gegen 1950 Schrott wieder einen Wert bekam und gebraucht wurde. Als Andenken an diese Zeit habe ich noch ein gefundenes Seitengewehr. Wir haben als Kinder ungeheuer viel Munition und Waffen gefunden, aber durch die Tragödie mit meinem Bruder machten wir einen großen Bogen um diese Sachen und benachrichtigten unsere Eltern.



Der britische Besatzungsoffizier,
mit dem die Familie
Freundschaft geschlossen hatte

Gegen Dachpfannen hatte mein Vater, da er für die Dachziegelei v.Eyck in Breitscheid arbeitete, ein Schwein organisiert, das in Hausschlachtung verarbeitet wurde. Als Räucherammer diente ein umgebauter Stahlschrank, der in einem Schuppen im Garten stand und immer in den Nächten schwelte und räucherte. Plötzlich in der Nacht klopfte es an unsere Tür und eine Mitbewohnerin rief aufgeregt: „Bei Ihnen brennt es im Schuppen“. Der Schwelbrand war durch Entzündung zu einem richtigen Feuer geworden und verriet uns durch seine gewaltige Rauchentwicklung. Das Feuer wurde schnell gelöscht und eine Ausrede erfunden. Schwarzschlachten wurde streng bestraft. Eine andere Tätigkeit, die auch viel Anlaß zu Heiterkeit gab, war das Schnapsbrennen. Wir brachten es

hinterher schon zu einer richtigen Routine. Obwohl in der heutigen Zeit wahrscheinlich kein Mensch mehr dieses Gebräu trinken würde, ist doch damals für ganze Feste der Bedarf selbst hergestellt und auch getrunken worden. Die großen Glasballons, Destillierkolben und Rohre haben wir erst Ende der fünfziger Jahre vernichtet. Vor dem Krieg hatten wir einen DKW Reichsklasse 18 PS 550 ccm Hubraum, ein durchaus mittelständisches Auto, das den Krieg gut getarnt in einer Garage überdauert hatte und das Ende 1946 wieder aktiviert werden konnte. Nur waren durch das lange Stehen die Gummireifen nicht mehr die besten und eine Ausfahrt von 20 km endete meistens mit einem Plattfuß, der dann selbst repariert werden mußte. So ist mein Vater zu einer Hochzeit in Flensburg mit 8 Ersatzreifen losgefahren und mußte noch zwölfmal die Reifen flicken. Zu dieser Hochzeit bin ich mit meiner Mutter mit der Eisenbahn nachgefahren. Meine Mutter hatte zwei große Koffer und um den Hals noch einen Ersatzreifen, und ich mußte mich an ihrem Mantel festhalten. Die überfüllten Züge gefielen mir sehr, und ich war richtig beleidigt, daß wir uns nicht, wie die anderen auch, auf die Puffer oder wenigstens aufs Dach setzten, sondern uns in den überfüllten Zug quetschten. Die Reise nach Flensburg dauerte zwei Tage.

Eine andere Reise, die wir im selben Jahr in den Hunsrück antraten, war unerfreulicher, denn Rheinland-Pfalz war französische Besatzungszone und die dortige Besatzungsmacht war viel rachsüchtiger und auch unfreundlicher, als wir es gewohnt waren. So mußten wir beim Zonenübergang in Remagen den Zug verlassen und wurden von Kopf bis Fuß durchsucht, wobei sich die deutsche Hilfspolizei der Franzosen als besonders brutal und kleinkariert erwies. Auch die Bevölkerung hatte unter der Besatzungsmacht keine große Freude. Unsere Verwandten hatten ihren Hausrat und alle Vorräte verstecken müssen, weil sonst alles mitgenommen wurde. Der Senegal-Neger, der mit acht Armbanduhren am Arm angetroffen wurde,

Wahllokal: Gasth. „Höselertor“, Bahnhofsvorpl. 3



Wahlbezirk 1

Bahnhofsvorplatz
Bodenstraße
Wittenberg Straße
Eckelohdestr.
Bahnhofstraße Haus Nr. 1-2

*Wilhelm Nohlg, Direktor
Mitglied des Presbyteriums
der ev. Kirchengemeinde*

Wahllokal: Gasthof Karl Fommann, Bahnhofstr.



Wahlbezirk 3

Kohlstraße
Bodenwahl
Schloppdamm Haus Nr.
Wildehaus
Bahnhofstr. Haus Nr. 7-8

*Job Klöcker, Schreinermeister
langj. Gemeindevorsteher
Vize des Wohnungsausschusses*

Wahllokal: Gasth. „Höselertor“, Bahnhofsvorpl. 3



Wahlbezirk 2

Preußenstraße
Bayerstraße
Sachsenstraße
Wahlstraße

*Maria Klöcker, Hausfrau
Mitgl. des Wohnungsausschusses*

Wahllokal: Gasthof Karl Feugler, Sineschtruch



Wahlbezirk 4

Hugo-Heinkel-Straße
Krosche
Am Boland
Sineschtruch Haus Nr. 1-3
Am Adels

*Peter Köpcke, Eisenhändler
langj. Gemeindevorsteher*

Gemeindewahlen Hösel 1952
Kandidaten der CDU

war wohl leider keine Figur aus dem Witzblatt.

Mir war diese Einstellung ganz neu, und Hösel ist mit seiner britischen Besatzungsmacht recht gut gefahren und wirklich mit einem blauen Auge durch den Krieg und die Besatzungszeit gekommen. Die Barackenlager an der Hessenstraße und das

berühmte Waldlager an der Essener Straße, jetzt Am Sondert, waren als ehemalige Kruppsche Konstruktionsbüros größtenteils von Ausgebombten aus Essen bewohnt. Die Kinder des Waldlagers wurden von uns nicht so sehr geschätzt, da sie immer in Massen und auch recht brutal gegen uns auftraten, so daß manchmal ein richtiger Kleinkrieg

zwischen den Höselern und den Waldlagerkindern herrschte. Das Lager an der Hessenstraße war nur von ca. zehn Familien bewohnt, und ich hatte einen guten Freund dort, der viel mit mir spielte. Einmal entdeckten wir einen Fluchttunnel, der von den Baracken bis hinter eine Böschung führte. Da er aber schon teilweise eingestürzt war, und wir auch viel Munition fanden, drangen wir nicht so weit hinein und verzichteten lieber auf die Erforschung. Eine Episode ist mir noch in guter Erinnerung. Wir spielten im Flur der Baracke, als plötzlich ein Mann mit dem Ruf „Es sind Kohlen gekommen“ hereingelaufen kam. Sofort stürzten aus allen Türen Leute mit Eimern und Säcken und rannten zum ca. 300 m entfernten Gleis des Bahnhofs Hösel, wo ein Güterzug mit Kohlen stand, auf den einige junge Männer sprangen und die Kohlen herunterwarfen. Bis die Bahnbeamten merkten, was los war, hatte jeder schon sein Gefäß gefüllt und war wieder weg. Diese Tätigkeit, nach dem Kölner Erzbischof „fringsen“ genannt, wurde aus der Not geboren und wohl öfter ausgeübt. Mittlerweile war ich sechs Jahre alt geworden und kam in die Höseler Volksschule. Die Lage normalisierte sich immer mehr. Trotzdem kommt mir dieser Bericht über 40 Jahre später wie aus einer anderen Welt vor, und sie war es wohl auch.

Rolf Großerlinden

Der Pflaumenbaum

Im Hofe steht ein Pflaumenbaum
Der ist klein, man glaubt es kaum.
Er hat ein Gitter drum
So tritt ihn keiner um.

Der Kleine kann nicht größer wer'n.
Ja größer wer'n, das möchte er gern.
's ist keine Red davon
Er hat zu wenig Sonn.

Den Pflaumenbaum glaubt man ihm kaum
Weil er nie eine Pflaume hat
Doch er ist ein Pflaumenbaum
Man kennt es an dem Blatt.

Bertolt Brecht

Das Homberger Jacobus-Reliquiar

Seit dem 7. November 1990 befindet sich in einer Nische an der rechten Wand des Chorraums der katholischen Pfarrkirche St. Jacobus d.Ä. in Ratingen-Homberg eine ca. 50 cm hohe versilberte Bronzefigur des hl. Jacobus, geschaffen vom Düsseldorfer Künstler Bert Gerresheim. Das Besondere dieser Figur ist, daß sie in einer großen Muschel ein Zinkkästchen hält, in dem eine Reliquie des hl. Jacobus enthalten ist: Die Figur wird dadurch zu einem Reliquienträger, zu einem Reliquiar. Die Stichworte „Reliquie“ und „Reliquiar“ wecken sicherlich bei vielen Zeitgenossen Unverständnis und Kopfschütteln. Dennoch sollten wir bedenken, daß alle sichtbaren Vergegenständlichkeiten des Glaubens - Glasfenster, Bilder, Statuen, Wandbehänge, Reliquiare...- uns vor Augen stellen, daß Menschen durch sie zur Verehrung, zum Wallfahren, zum Beten, zur Besinnung, zum Glauben gekommen sind, daß sie uns so mit-hineinnehmen können in diesen Glaubensprozeß und vor allem: daß sie uns deutlich machen, daß der Glaube nicht nur eine Angelegenheit des Kopfes ist, sondern daß christlicher Glaube immer wieder konkret, hautnah, handfest und sinnhaft gespürt und erlebt werden muß.

Deshalb habe ich mich nach meinem Amtsantritt 1984 in Homberg auf die Suche nach einer Jacobus-Reliquie begeben - wohl wissend, daß dabei nicht die Geschichte oder Echtheit einer solchen Reliquie ausschlaggebend sind, sondern deren Wirkungsgeschichte und deren Zeichencharakter. Bei einem befreundeten Pfarrer an der St. Jacobus-Kirche in Grevenbroich-Neukirchen wurde ich „fündig“. Diese Gemeinde bekam am 18. 4. 1885 vom Trappistenkloster Ölenberg bei Mühlhausen (Oberelsaß) eine Reliquie des hl. Jacobus geschenkt, die mit Erlaubnis des Neukirchener Kirchenvorstandes am 20. 9. 1987 durch den damaligen Kölner Weihbischof und jetzigen Bischof von Essen, Dr. Hubert Luthe, geteilt wurde. Das

Teil-Stück dieser Reliquie wurde in einem Zinkkästchen verschlossen, mit einem roten Band umschlossen und versiegelt. Die-

wand sitzt er da, die Pelerine, (Frz. pèlerin = der Pilger) ein Kleidungsstück also, das bis heute an die „Wallfahrt“ erinnert, über die



Jacobus-Reliquiar von Bert Gerresheim 1990, versilberte Bronze

ses Kästchen wurde am 7. 11. 1987 zu Fuß von Neukirchen nach Homberg „übertragen“. Dieser Translatio-Tag wird seither als Festtag der Gemeinde in Homberg gefeiert.

Zum dritten Jahrestag der „Translatio“ hat Bert Gerresheim das versilberte Bronze-Reliquiar geschaffen. Es zeigt den Apostel Jacobus, der vor allem als Patron der Wallfahrer und Pilger verehrt wird, mit den traditionellen Pilgerattributen: Im langen Pilgerge-

Schulter gehängt, an der aufgeschlagenen Hutkrempe das Abzeichen der Jacobus-Pilger, die Pilgermuschel, in seiner Rechten den Pilgerstab mit der Kürbisflasche als Trinkgefäß, während sich seine Linke auf eine große Muschel stützt, in deren Schalenform das Reliquienkästchen befestigt ist, das durch das Jacobus-Ritterkreuz gehalten wird.

Der niedrige Sockel, auf dem die Figur sitzt, weist an den Seiten verschiedene Reliefszenen auf:

vorne im Medaillon die Kathedrale von Santiago de Compostela im spanischen Galizien als Zielort der Jacobus-Verehrung, seitlich und hinten die Legende des durch den Heiligen gewirkten „Hühnerwunders“ in Santo Domingo de la Calzada: das heimliche Verstecken eines Silberbechers durch die in ihrer Liebe verschmähte Gastwirtstochter; der unschuldig zum Tode am Galgen Verurteilte, der durch den heiligen Jacobus gestützt und dadurch am Leben erhalten wird; das Davonfliegen der schon gebratenen Hühner vom Tisch des Richters, der dadurch sein Fehlurteil erkennt. Die fünf Muscheln unter dem Sitzblock der Figur nehmen Bezug auf die Stadt Compostela, die auf fünf Hügeln erbaut ist. Der Stern am Sockel, auf den der Pilgerstab des Apostels weist, erin-

nert an die wunderbare Wiederfindung des Jacobus-Grabes im 9. Jahrhundert, als ein Mönch über dem Feld („campus“) einen Stern („stella“) erblickte, der die Lage des Grabes andeutete - vermutlich liegt hier der Ursprung des Stadtnamens „Compostela“.

Auf den eigenwilligen, dynamischen Bewegungsstil des Reliquiars von Bert Gerresheim weist der Kunsthistoriker Werner Römer hin: „Die verschränkte Beinstellung der Sitzfigur, durch welche die beiden Füße nicht nebeneinander, sondern hintereinander aufgesetzt werden, führt zwischen den Knien zu einer diagonal verspannten, straffen Faltengebung, die zugleich Ausdruck eines impulsiven Temperamentes ist. Zusammen mit dem nach vorne geneigten Oberkörper bewirkt

das bei der Figur, daß sie aus ihrer Ruhestellung in den Aufbruch übergeht. 'Alles in ihr und an ihr drängt auf den Weg', sagt der Künstler selber. In dieser Weise scheint der Heilige den Betrachter dazu auffordern zu wollen, in seiner Nachfolge immer wieder neu aufzubrechen auf dem Weg irdischen Pilgerdaseins.“¹⁾

Dr. Kurt-Peter Gertz,

Pfarrer an St. Jacobus d.Ä. in Ratingen-Homburg

1) Zitat aus der Schrift „Jacobus-Reliquiar von Bert Gerresheim“, Homburg 1990, S. 13; in diesem Heft, das zum Preise von DM 3,- in der Kirche erhältlich ist, finden sich viele weitere Hinweise und Dokumente zum Homberger Jacobus-Reliquiar.



**Grenzwerte
garantieren
noch
keine blühende
Zukunft.**

Wir sind ja alle so wunderbar aufgeklärt und gesundheitsbewußt. Aber beim Einkaufen von Lebensmitteln hat kaum einer wirklich den Durchblick.

Besonders wenn Sie Kinder haben, sollten Sie aber genau wissen, was Sie kaufen.

Die Grenzwerte sind dabei wichtig, sicher. Aber auch, ob der Pausenriegel lecker nur mit Honig oder Fruchtsirup gesüßt ist. Ob die Milch aus ökologischer Tierhaltung stammt. Ob das Müsli noch die wertvollen Inhaltsstoffe des ganzen Getreidekorns enthält. Ob das Gemüse frei von synthetischer Düngung gezogen wurde.

Im Reformhaus bekommen Sie auf all diese Fragen kompetente Antworten von ausgebildeten Fachberatern. Und Sie finden Produkte, für die eine vom Hersteller unabhängige Organisation, die neufarm, sicherstellt, daß Ackerkrume, Düngung, Ernte- und Verarbeitungsmethoden sorgfältig kontrolliert wurden.

neufarm analysiert außerdem alle Produkte, die das neufarm-Zeichen tragen dürfen, in regelmäßigen Abständen im eigenen, hochmodernen Labor. Sie sehen: Wir tun, was wir können, für eine blühende Zukunft Ihrer Kinder. Kommen Sie ins Reformhaus.



Lintorfer Reformhaus

Speestraße 6 - Tel. (021 02) 3 23 32
4030 Ratingen 4 (Lintorf)

Fachgeschäft für gesunde Lebensführung

Das „Kindermuseum“ Ratingens

Die Puppenausstellung im 1. Stock des Stadtmuseums

Puppen, verkleinerte Abbilder des Menschen, existieren wahrscheinlich, seit der Mensch zu formen und zu gestalten begann, dies belegen Funde aus der Stein- und Bronzezeit. Die Spielpuppe, so wie wir sie heute kennen, war anfänglich ein Kultgegenstand - ein Fetisch, ein Idol. In dem englischen Wort für Puppe, „doll“, steckt dieser Begriff sogar noch drin. Unser deutsches Wort „Puppe“ kommt aus dem lat. „pupa“ und bedeutete ursprünglich „ein kleines Mädchen“. Über das französische Wort „poupee“ fand es im 18. Jahrhundert Eingang in die deutsche Sprache; vorher war hierzulande das alt- bzw. mittelhochdeutsche Wort „Tocke“ („Docke“) für Puppen gebräuchlich. Als „Dockenwerk“ oder „Tand“ bezeichnete man Spielzeug im allgemeinen.

Die ganz frühen Exemplare wirken streng und stellen Erwachsene dar; denn da die Spielpuppe als Kultgegenstand ihren Anfang

nahm, also Götter oder vergötterte Menschen darstellte, und nur ein spiritueller, abstrakt denkender Verstand nach dem Göttlichen fragen kann und zu solchem Denken nur ein erwachsener Mensch in der Lage ist, sind auch fast alle frühen Puppen, die wir finden, Erwachsenenfiguren. Im Laufe der Zeit wandelt sich die Götterfigur, der Fetisch, zum Abbild des Menschen, Menschlichen. Die Puppe verliert schließlich ihren sakralen Charakter, sie wird profaniert zum Kinderspielzeug. Wann in der Geschichte der Menschheit sich dieser Prozeß vollzog, wie es geschehen konnte, daß Gegenstände, denen zuvor Verehrung entgegengebracht wurde, Dinge wurden, mit denen Kinder spielen durften, wissen wir nicht. In allen großen Kulturzentren des Altertums gab es bereits Spielpuppen. Beispiele aus Babylon, Ägypten, Griechenland und Rom sind uns überliefert. In Pharaonengräbern gefundene Puppen sind teils steife

Nachbildungen der menschlichen Figur aus Ton, sie besitzen jedoch teilweise schon geschnitzte, bewegliche Glieder. Sie sind aus Stoff, Gips oder Wachs, tragen mit Asphalt befestigtes Haar und besitzen häufig noch Reste der Kleidung und Schmuck.

Jahrhundertlang blieb die Form der Puppen nahezu unverändert. In Deutschland datieren die ältesten Funde aus dem 13. und 15. Jahrhundert, die frühen hellenistischen Funden ähneln. In Nürnberg wurden einfache, unbewegliche Tonpuppen mit anmodellierter Frisur und Kleidung gefunden, die in der Brust eine runde Vertiefung aufweisen, die gerade groß genug ist, um ein Geldstück aufzunehmen. Man vermutet deshalb, daß es sich um Patengeschenke, quasi Behälter für den „Patenpfennig“, handelt, der den Kindern zur Taufe gegeben wurde.

Immer noch zeigt das Verhältnis von Kopf zur Gesamtlänge die



Biedermeierpuppe,
Deutschland, um 1860



Biskuitpuppe von Heinrich Handwerck,
Deutschland, um 1900



Charakterpuppe von Kämmer und Reinhardt,
Deutschland, um 1910

Proportionen eines Erwachsenen, auch wenn die Züge allmählich ihre Strenge verlieren. Erst das 19. Jahrhundert mit seiner Entdeckung des Kindes als eigenständigem Wesen und seinen von denen der Erwachsenen unterschiedlichen Bedürfnissen wirkt dermaßen gestaltend auf die Spielpuppe ein, daß nun Kinder dargestellt werden mit weichen, runden Gesichtern. Mitte des Jahrhunderts erst beginnt das Zeitalter der Babypuppe mit dem sog. „Sonneberger Täufeling“ (erst 1851!) und gipfelt schließlich in der epochemachenden Erfindung der „Charakterpuppe“ im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts (1909) und den - nicht nur historisch-„jüngsten“ Typen, den Neugeborenen (1922). Die „Evolution“ der Puppe verläuft also umgekehrt als bei dem Original, dem Menschen!

Die ganz frühen Exemplare waren aus Terrakotta, Holz, Knochen usw. Später fertigte man Puppen aus Wachs, Papiermâché und - etwa von der Mitte des letzten Jahrhunderts an - aus Porzellan, dem „weißen Gold“. Diese sind es, die die heutigen Sammler

bevorzugen. Die ganz frühen Puppen sind in Privatsammlungen sehr selten anzutreffen, denn Puppen sammelt man in erster Linie mit dem Herzen, und die Kinderpuppen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts sprechen Herzen nun einmal unmittelbarer an als die Puppengeneration vor ihnen.

Puppensammeln ist „in“, wir sprechen geradezu von einem „Puppenboom“. Sammler sind Menschen, die den uns allen innewohnenden Spieltrieb in die sinnvolle Tätigkeit des Zusammentragens, Ordnen und Katalogisierens von Gegenständen kanalisiert haben und auf diese Weise mit dem

gesammelten Objekt auch ein Stück Vergangenheit, ein Stück Geschichte, das ohne sie in Vergessenheit geraten würde, für die Nachwelt bewahren. Insofern sind alle Museen dieser Welt auf Sammler angewiesen, ohne diese wären sie leer!

Doch was haben sie selbst davon, was verschafft ihnen die Befriedigung, die sie bei der Beschäftigung mit ihrem Hobby zweifellos finden? Warum sammeln Menschen Puppen? Erklärungsversuche gibt es viele. Einer davon ist die Suche nach der Identität.

In der Genesis lesen wir: „Laßt uns Menschen machen in unserem Bilde, gemäß unserem Gleich-

nis!“ Gott formte den Menschen aus Lehm, blies in seine Nase den Odem des Lebens und nannte ihn „Adam“ - was einfach das Material bezeichnete, aus dem er bestand - Erde. Dies wurde dem Menschen schmerzlich bewußt, als er nach dem Sündenfall das Paradies verlassen mußte: „Staub bist du, und zum Staub wirst du zurückkehren!“ Seitdem wandert der Mensch auf dem Erdboden, dessen Bestandteil er ist, verstoßen, rastlos umher auf der Suche nach seiner Heimat, letztlich auf der Suche nach sich selbst. „Im Gleichnis des Vaters“ wird er selbst schöpferisch tätig: Indem er formend und gestaltend den gleichen Stoff Erde bearbeitet, versucht er, sich selbst und das Wesen dessen zu be„greifen“, was er für göttlich hält. Er versucht, der Materie das Geheimnis ihres Ursprungs zu entlocken, über das Stoffliche das Geistige zu verstehen, über die Physik die Metaphysik, über das Sterbliche die Unsterblichkeit, über das Menschliche das Göttliche. Über die Puppe sich selbst! Wo der Werkstoff Erde sich als ungeeignet erweist, schlägt der



Charakterpuppe von Simon und Holbig,
Deutschland, um 1910

Mensch der Frühzeit seine Fragen, Gedanken und Gefühle in Stein, gießt sie in Bronze, Silber und Gold - oder brennt die Bestandteile der Erde zu einem dauerhafteren Material, dem Porzellan. Durch Werke, die ihn selbst überdauern, ringt der Mensch darum, sein Schicksal zu besiegen, unsterblich und damit dem Vater wieder ähnlich zu werden. Es ist immer wieder das Antlitz des Menschen, das er gestaltet, und in dem, wie er ahnt, die Antwort auf seine Fragen verborgen liegt.

Der Mensch baut auch Masken. Er nimmt sich selbst die Maske ab, gestaltet sie phantasievoll aus und trägt sie bei seinen Tänzchen, hoffend, das Bild seines Gottes getroffen zu haben, damit er von ihm Besitz ergreifen kann.

An der Stirnseite der Cafeteria unseres Stadtmuseums hängt ein Text, der in etwa besagt, daß die Maske dazu dient, an die Dinge dieser Welt zu erinnern. Sie hilft dabei, an das zu glauben, was gemacht ist für die Ewigkeit. Man vergräbt sie, setzt sie aus oder versenkt sie in der Mitte eines Sees. Warum? Damit die Originale nicht verlorengehen? Spontan erinnert das an eine Szene aus dem Film „Harold und Maude“. Harold schenkt Maude ein Schmuckstück; sie nimmt es, wirft es ins Wasser und erklärt dazu: „So weiß ich immer, wo es ist!“.

Mit Masken stülpt man sich gewissermaßen eine andere Identität über, spielt eine Rolle und horcht dabei in sich hinein, ob es einen Widerhall im eigenen Inneren gibt, eine Bestätigung, die sagt: „Ja, das bin ich, damit kann ich mich identifizieren!“ Erfolgt kein Echo, nimmt der Mensch die Maske enttäuscht wieder ab - und probiert die nächste. So kann er durch Negativauslese, indem er beiseitelegt, was nicht zu ihm paßt, letztlich doch zu der Person vordringen, die er wirklich ist.

Dieser Vorgang ist dem Häuten einer Schlange ähnlich. Viele solcher Häutungen macht der Mensch im Laufe seines Lebens durch, kosmetischen Peelings vergleichbar, die ja auch „Masken“ sind, die er von sich abzieht oder -rubbelt und in denen die abgestorbenen Zellen seiner früheren Ichs hängenbleiben.



Celluloidpuppe „Klein-Erna“ von der Rheinischen Gummi- und Celluloidwarenfabrik. Deutschland, um 1920

Übrig bleibt im Idealfall das geläuterte, pure Ich - und erleichtert versenkt der Mensch seine jeweiligen „Negativ“-formen in der Tiefe seines Unterbewußtseins.

Masken bestehen immer aus zwei Seiten, einer Positiv- und einer Negativseite des abgeformten Gegenstandes. Auch Porzellan-kopfpuppen, die ebenfalls „Abbilder“ sind, entstehen in solchen „Masken“. Die Gipsformen, in denen sie gegossen werden, sind ähnlich. Der Mensch, der Puppenmacher, formt einen Puppenkopf, einen „Menschen in seinem Bilde“. Von diesem Modell nimmt er einen Abdruck, eine Maske, also eine zweiteilige Gips-Negativform ab. Die flüssige, aus den Elementen der Erde(!) gewonnene

Masse, die man Porzellan nennt, wird in diese Form gegossen. Nach dem Trocknen kommt der Kopf in den Schruhbrand (bei über 1200 Grad); daran schließt sich eine typgerechte Bemalung und der Dekorbrand (bei ca. 720 Grad) an. Der Biskuit-Porzellan-kopf (Biskuit = zweimal gebrannt) präsentiert sich danach schön, glatt und - hier endet allerdings die Ähnlichkeit mit dem Menschen - in unvergänglicher Jugend und schier unverwüstlich.

Stehen Puppen also am Ende des Selbstfindungsprozesses des Menschen? Dies ganz sicher nicht, aber sie sind in ihn eingebaut. Spielzeug ist „Lebensmodell“, an ihm übt sich der Mensch ein in das, was er einmal werden will. Haben Puppen also nur in der Kindheit ihren Platz?

Die Begegnung des erwachsenen Menschen mit der Puppe findet häufig in einer Phase der Neu- bzw. Umorientierung statt. Der Lebensweg schlägt eine andere Richtung ein - sei es, weil ein Baby unterwegs ist oder die Kinder aus dem Hause gehen, daß Arbeitslosigkeit der beruflichen Karriere vorläufig ein Ende setzt, der gewählte Beruf als enttäuschend und frustrierend erlebt wird - oder eine zerbrochene

Partnerschaft den Ausschlag gibt: Neue Lebensinhalte werden gebraucht, eine neue Möglichkeit zur Selbstverwirklichung gesucht. Viele kreative Menschen finden sie in der Beschäftigung mit Puppen, sei es beim Puppensammeln oder beim Puppenmachen.

Doch was geschieht, wenn die Puppe ihren Zweck, zur Selbstfindung zu verhelfen, erfüllt hat? Nun, wir können ganz beruhigt sein, sie teilt das Schicksal der oben erwähnten Maske nicht! Der Sammler, der sich von ihr befreien will, versenkt sie nicht in einem See, er bringt sie ins Museum! (Und weiß daher, so wie Maude im Film, immer, wo sie ist!).

Die im Ratinger Stadtmuseum ausgestellten Puppen und Spiel-

zeuge sind Teile von drei privaten Sammlungen: die bereits seit Jahren bestehende Sammlung des „Kindermuseums“ gehört der Düsseldorfer Familie Saddeler, das seit Dezember letzten Jahres bestehende „Musterzimmer“ dagegen der Limburger Firma Matthias Wanke. Frau Saddeler sammelte die Exponate über einen Zeitraum von nur zehn Jahren, orderte teilweise per Telefon weltweit, da sie durch ihre Krankheit ans Bett gefesselt war. Schon zu Lebzeiten hatte sie den Wunsch, ihre umfangreiche Sammlung, zu der außer Puppen (die älteste Puppe der Sammlung Saddeler ist eine „Sonneberger“ von ca. 1840/50, die in der Abteilung „Küche“ am Tisch sitzt) aus dem Zeitraum zwischen 1840 und 1930 Puppenküchen, -stuben, -schulen, Kaufläden, Theater, Kirmesspielzeug und auch große, begehbare Kindermöbel, Geschirr und Modeartikel gehören, der Allgemeinheit zugänglich zu machen. In späteren Jahren sammelte Frau Saddeler auch religiöse Volkskunst, Krippen, Heiligenbilder, Votivpuppen, Maßgewänder usw. Dies im Stadtmuseum zu zeigen, würde den Rahmen des Konzepts sprengen, deshalb wurde darauf verzichtet. Hier behält man sich vor, diese Dinge einmal in einer Sonderschau dem Publikum vorzustellen. Die große Vielfalt der Exponate der Sammlung Saddeler ermöglichte es, Lebensgewohnheiten der Epoche zwischen ca. 1880 und 1920 ziemlich exakt nachzustellen. In teilweise von allen Seiten einsehbaren Glashäusern, die den Wohncharakter nachvollziehbar machen, werden die unterschiedlichen Bereiche menschlichen Lebens dargestellt. Ergänzt wird die Abteilung durch verschiedene Leihgaben der Frankfurter Familie Knedel, deren Puppenküchen, -stuben, -schulen, Kaufläden sowie das große Puppenhaus große historische Genauigkeit aufweisen und nicht, wie das meistens geschieht, von Generation zu Generation weitergereicht und „bespielt“ wurden.

Das „Kindermuseum“ wird von Kindern der näheren und weiteren Umgebung gern besucht. Schulklassen nicht nur aus Ratingen sind hier ständige Gäste, denn

Mentalitätsgeschichte kann hier auf ebenso einfache wie eindrucksvolle und für Kinder verständliche Weise vermittelt werden. Darüber hinaus zeigen sehr viele Senioren Interesse: sehen sie sich doch hier den Spielsachen ihrer Kindheit gegenüber. Häufig treten in der Begegnung mit ihnen verschüttete Erinnerungen zutage. In der Unterhaltung über die Ausstellung kommen sich Jung und Alt näher. So ist das „Kindermuseum“ Begegnungsstätte zwischen den Generationen geworden - etwas, worauf wir in Ratingen stolz sein können!

den Puppenfreunden zu finden sind. In jungen Jahren bereits fiel ihm auf Flohmärkten das Interesse des Publikums an alten Puppen und Ersatzteilen auf. Er reiste häufig in das Gebiet der damaligen DDR, die Zentren der deutschen Puppenindustrie des vorigen Jahrhunderts (die Gebiete um Waltershausen und um Sonneberg in Thüringen) und erwarb ein umfassendes Wissen über Puppenmacher, alte Herstellungsmethoden, Formen und Materialien. Er sammelte alte Puppen und begann, als gerade 20jähriger, in seiner eigenen Firma in Limburg mit Seminaren und der Herstel-



Das „Musterzimmer“ der Sammlung Matthias Wanke wirkt im Gegensatz dazu eher nüchtern. Das hängt mit der Tatsache zusammen, daß wir es hier mit der Sammlung einer Firma zu tun haben: Matthias Wanke war einer der wenigen Männer, die unter

lung von Porzellankopfpuppen. Damit war er der Pionier, der Begründer des „Puppenmacherbooms“ in Deutschland geworden. Matthias Wanke starb bereits mit 33 Jahren. Seine Firma in Limburg wird von seiner Mutter weitergeführt. Sie war bei der

Wiedereröffnung des Ratinger Stadtmuseums im April letzten Jahres anwesend und von dem Konzept so angetan, daß sie uns spontan die Sammlung antiker Puppen als Leihgabe anbot. Da es sich um die Sammlung einer Puppenmacherfirma handelt, entschloß man sich zu einer Präsentation im Stile eines „Musterzimmers“, wie sie in den deutschen Spielwarenzentren Thüringens üblich waren. Die Puppen einer Region wurden damals im Kontor des Verlegers den Einkäufern der Handelshäuser gezeigt, die die Ware orderten. Später hatten die großen Puppenfabriken eigene Musterzimmer.

Die Sammlung Wanke ergänzt vortrefflich die bereits bestehende Ausstellung. Zusätzlich zu den nun in großer Vielfalt vertretenen deutschen Puppen aus der Zeit zwischen 1880 und 1920 gehören

zu ihr sehr schöne französische Puppen aus dem gleichen Zeitraum. Als weitere Besonderheit verfügt die Familie Wanke über asiatische Puppen, einige sehr schöne Muschelkalkexemplare aus japanischer Produktion, sowie über eine Anzahl Teddybären, mit denen die - leider noch sehr unvollständige - Abteilung Jugendspielzeug bestückt wurde. Hier macht sich der Charakter der Privatsammlung schmerzlich bemerkbar: Puppensammler sind meistens Frauen und bevorzugen natürlich Mädchenspielzeug. Jugendspielzeug ist leider nur wenig vertreten. Der Verein „Ratinger Puppen- und Spielzeugfreunde e.V.“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, hier Abhilfe zu schaffen: Zur Museumseröffnung letzten Jahres überreichte er dem Stadtmuseum eine Märklin-Lok mit Wagen vom Anfang dieses Jahrhunderts und einen Pferdestall

aus dem 19. Jahrhundert. Gar nicht vertreten ist Kriegsspielzeug, das jedoch in der dargestellten Epoche einen hohen Stellenwert hatte. Hier gibt es noch einiges zu tun.

Die Sorgfalt, mit der in Ratingen diese Sammlerstücke behandelt werden, veranlaßte in den vergangenen Monaten einige Bürger unserer Stadt, sich von ihren alten Spielsachen zu trennen und sie dem Museum - teils als Geschenk, teils als Leihgabe - zu überlassen. Es steht zu vermuten, daß dieser Trend sich fortsetzt und noch weitere Stücke den Weg ins Museum finden, auf diese Weise dem „Zahn der Zeit“ entgehen und dazu beitragen, daß ein Stück Heimatgeschichte bewahrt wird. Über dieses Vertrauen freuen wir uns am allermeisten!

Karin Schrey

Su wü-et mer Mitjlied em Lengtörper Heimatvere-in

An nem ju-ede Dach ri-ep mech der Kannejeßer an on frocht mech janz nett, of wir, min Frau on ech, am Samsdach met nach Billerbeck fahre mäuten.

Ech sach jo, on su fuhren wir et Samsdeis met dem Lengtörper Heimatvere-in en et Münsterlank.

Öm acht Uhr jing et loss, wir freuten us, alles nette Lütt öm us eröm te hann. Aver dann, als der Bus ald op Toure wor, stellt sech der Kannejeßer wie ne opjeplusterte Hahn an et Mikrophon on seht janz onnützel frech: „All die he nit Mitjlied sind, erut!“

Twimo-el hätt he dat jeseiht. Min Frau krech ne Schreck on

wor am bi-eve, sie krallden sech an minne Arm fast, on der Bus fuhr immer flotter.

Wir deihten: „Jliek jeht de Dür ope on die schmieten us erut.“ „Oh Joderjott, oh Jodderjott,“ seiht mi li-ef Fräuke. Dann jing der Kannejeßer an us vorbe-i op sinne Platz. „Du, seiht min Frau, häste jesenn wie de us anjeki-eke hätt on met de Täng jefletscht hätt?“

Häusch han ech en der Täsche et Kniepmetz ope jemackt. Ech deiht: „Ohne en jru-ete Klöppere-i lo-eten wir us nit erutschmielte. Aver dann li-eten se us doch metfahre bes an nem jru-ete Klu-ester, wie et hi-es, we-it ech nit mi-eh.“

Dann jingen wir tefu-et dorch de Feiler, flott, flott en e Wi-ets-hus. Do hant wir ju-et jejete on liehrten die Buers kenne.

On do hant wir jemerkt, di woren jo der Vorstand, on nit de Kannejeßer. Dann sind wir in de Heimatvere-in jejange, on als die Frau Buer dat dem Kannejeßer vertellt hätt, hätt de sech jefreut on us en der Arm jenohme.

Jo, jo, su wü-et mer Mitjlied em Lengtörper Heimatvere-in.

Hans Jungbecker, Breitscheid

Mitglied Nr. 950

Mönkesmoht gemakt von Maria Molitor

Generationswechsel im Ratinger Heimatverein

Wenn bei einem Verein der Vorsitzende ausscheidet, so bedeutet das immer einen Einschnitt in der Vereinsgeschichte. Wenn aber eine Persönlichkeit wie Otto Samans, der die Arbeit des Vereins für Heimatkunde und Heimatpflege 17 Jahre entscheidend geprägt hat, sich nicht mehr zur Wahl stellt, so wird die Zäsur als um so gravierender empfunden.



Otto Samans

Otto Samans, der seit 1975, nach dem Tode von Jakob Germes, an der Spitze des Vereins stand, entstammt sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits einer alten Ratinger Familie. Unter dem Titel "D'r Jong vom Köster" hat er die Geschichte seiner Familie in der "Quecke" veröffentlicht, die viele mit großem Interesse gelesen haben.

Samans beschäftigte sich schon früh mit der Historie seiner Heimatstadt, die er auch zum Thema seiner Hauptarbeit im Rahmen der ersten Lehrprüfung machte.

Bei seinen Veröffentlichungen, bei seinen Vorträgen und Stadtführungen stellen wir immer wieder fest, daß er ein hervorragender Kenner der Ratinger Stadtgeschichte ist. Besonders liegt es ihm am Herzen, das Leben unserer Stadt in den letzten 100 Jahren verständlich zu machen.

Auch das Ratinger Platt beherrscht er perfekt und gilt deshalb als kompetenter Ansprechpartner in Zweifelsfragen. Als Kommunalpolitiker hat Otto Samans die jüngere Geschichte unserer Stadt mitbestimmt. Er setzte sich nicht zuletzt für eine vernünftige Stadtsanierung ein und bemühte sich stets, radikale Abrisse zu verhindern. Ebenso ist ihm die Pflege alter Sitten und Gebräuche sehr wichtig. 1961 gehörte er zu den Mitbegründern der "Martinsfreunde Ratingen" und ist bis heute Vorsitzender dieses Vereins.

Die Ratinger Heimatfreunde bedankten sich bei ihrem scheidenden Vorsitzenden für die vielfältigen Verdienste um die Ratinger Geschichte und ihren Verein, indem sie Otto Samans einstimmig zum Ehrenvorsitzenden ernannten. Auf diese Art und Weise wird auch seine Unterstützung für den neuen Vorstand sichergestellt.

Als Nachfolgerin wählte die Versammlung ebenfalls einstimmig Andrea Töpfer. Die 28jährige ist nicht nur die jüngste Vorsitzende des Vereins, sondern auch die erste Frau an der Spitze in der 67jährigen Vereinsgeschichte.



Andrea Töpfer

Aber nicht nur der Vorsitzende wechselt. Auch der Kassierer Willi Beumer, der 24 Jahre amtiert hatte, und das langjährige Vorstandsmitglied Willi Böntgen standen für eine Wiederwahl nicht mehr zur Verfügung. Die Folge war ein munteres Wechselspiel vieler Vorstandsmitglieder: Wolfgang Diedrich wurde stellvertretender Vorsitzender, Karl-Friedrich Poßberg Schatzmeister und Georg Hellhammer Schriftwart. Neu in den Vorstand wurden Michael Lumer und der Stadtarchivar Dr. Klaus Wisotzky gewählt.

Es bleibt abzuwarten, auf welchen Kurs die gemischte Mannschaft aus bewährten und neuen Vorstandsmitgliedern den Verein in den nächsten Jahren steuern wird. Die gute Atmosphäre während der Versammlung stimmte schon einmal optimistisch.

Andrea Töpfer



Breitscheid

Aus der Geschichte einer bäuerlichen Siedlung

Wenn man heute den Ortsnamen Breitscheid hört, denkt man unwillkürlich an das Autobahnkreuz Breitscheid, jenen Schnellstraßenknotenpunkt mit der größten Verkehrsdichte in Nordrhein-Westfalen. Fragt man dann aber nach dem Ortskern von Breitscheid mit den üblichen Attributen einer alten gemeindlichen Existenz, wie alten Häusern, einem alten Rathaus u.s.w., dann wird man erstaunt feststellen, daß dies alles in dieser Form kaum vorhanden ist. Breitscheid ist eben ein ganz besonderes Gemeinwesen mit einer ganz besonderen, fast tausendjährigen Geschichte.

Historiker und Städtebauer wissen, daß Straßenkreuzungen - insbesondere, wenn es sich um bedeutende Handelswege handelt - fast zwangsläufig Kristallisationspunkte für die Bildung von

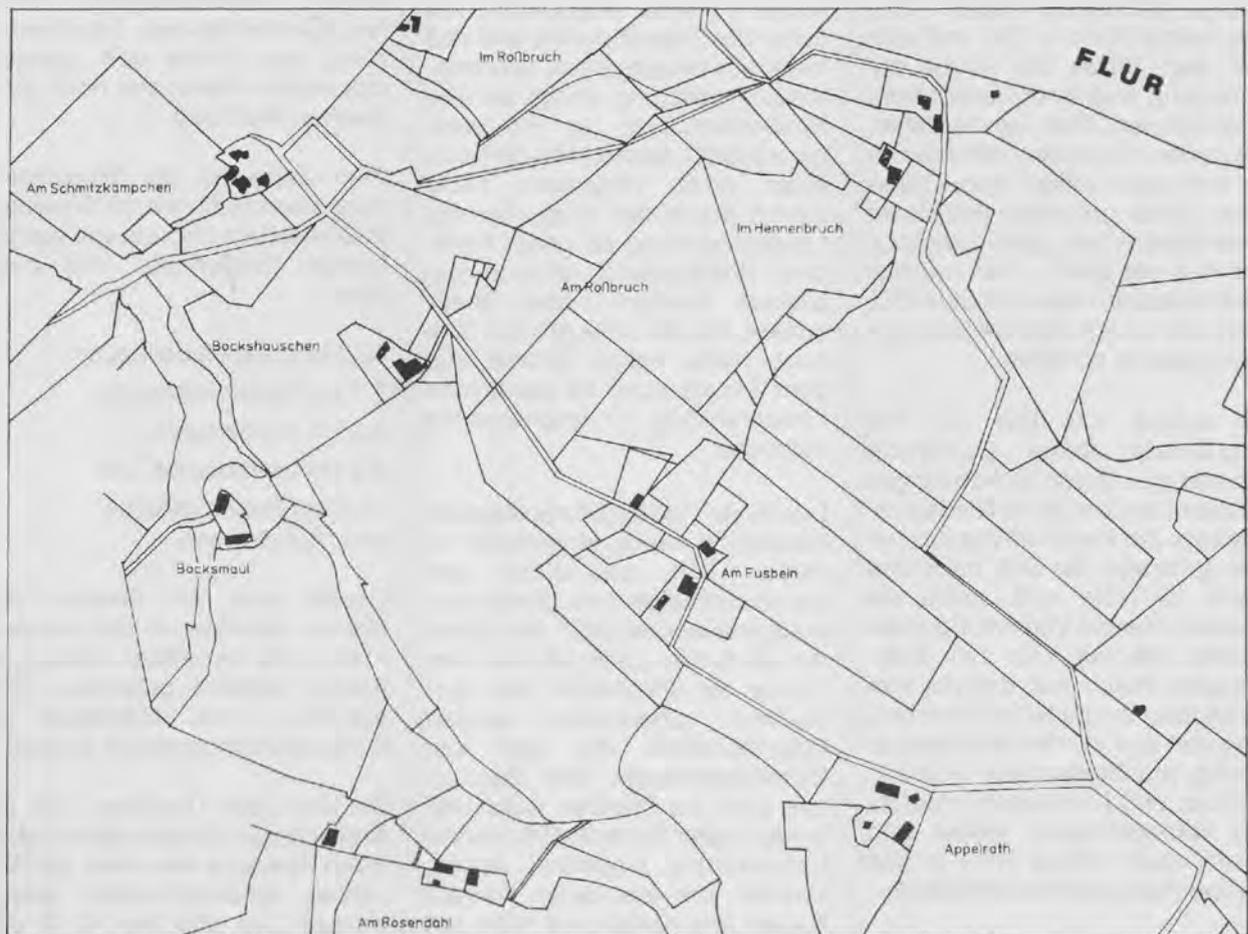
Ansiedlungen sind, die sich nicht selten zu Städten, ja sogar zu Handelszentren entwickeln.

Betrachtet man die Siedlungsgeschichte von Breitscheid unter diesem Gesichtswinkel, stellt man fest: Obwohl Breitscheid seit urdenklichen Zeiten - also hunderte von Jahren vor dem Bau der ersten Autobahnen - am Kreuzungspunkt der wichtigsten Handelsstraßen im niederbergischen Raum lag, hat es hier keine regelrecht urbane Entwicklung gegeben. Diese Tatsache ist umso verblüffender, wenn man sich die Bedeutung der uralten Handelswege vor Augen hält. Da ist einmal die Nord-Süd-Verbindung zwischen dem Hellweg und Frankfurt am Main, die mitten durch Breitscheid führt. Und da ist zum anderen der Ost-West-Transportweg, auf dem die Kohle

aus dem Ruhrtal und der Kalk aus Bellscheid und Flandersbach zu den Verschiffungsplätzen am Niederrhein geschafft wurden.

Beide kreuzen einander am „Krummenweg“. Wie dicht der Verkehr an diesem Kreuzungspunkt gewesen sein muß, kann man sehr schön ablesen an der Höhe der Gebühren, die von der „Churfürstlichen Wegedirection“ anno 1750 erhoben wurden für die Verpachtung des „Barrieregeldes“, einer Art Wegezoll zur Finanzierung des Straßenbaues und der Straßenunterhaltung. Am Krummenweg betrug die Pacht 1100 Reichsthaler jährlich, während sie in Ratingen nur ganze 550 Reichsthaler ausmachte.

Trotzdem: An dieser jahrhundertlang stark frequentierten Wege-



Ausschnitt aus dem Ur-Kataster von 1813

kreuzung hat sich bis auf den heutigen Tag keine stadtdähnliche, geschlossene Ansiedlung gebildet.

Wie ist dieses Breitscheider Phänomen zu erklären?

Die Antwort gibt uns die Geschichte unseres Gemeinwesens, die wir über fast tausend Jahre verfolgen können, und die aus den oben dargelegten Gründen, aber nicht allein aus diesen, interessant ist.

Zu Beginn unserer Zeitrechnung war der Höhenrücken zwischen Rhein, Ruhr und Wupper ein großes, zusammenhängendes Waldgebiet mit nur spärlicher Besiedlung, die sich vor allem an den Flußläufen befand. Erst nach der Eroberung durch die Franken (7./8. Jahrhundert) setzte eine gezielte Siedlungspolitik ein. Dabei war es zunächst das Interesse der fränkischen Herrscher, die Ruhrlinie, welche zeitweilig die Grenze zu den sächsischen Stämmen bildete, durch Ansiedlung einer Grenzbevölkerung verteidigungsfähig zu machen. Dieses wehrpolitische Ziel traf sich mit dem Willen der Kirche zur Gründung vorgeschobener Missionsstationen. Was lag da näher, als beide Interessen miteinander zu verbinden, indem man Klöster bzw. Stifte gründete und ihnen siedlungsfähiges Land übertrug, welches sie dann urbar machen und besiedeln ließen mit dem Ziel, sich eine langfristige Ernährungsgrundlage zu schaffen.

So erwarb z.B. das um 700 gegründete adlige Damenstift Gerresheim durch Schenkungen reichen Landbesitz im Niederbergischen. Zur Erschließung desselben gründete das Stift nach und nach 12 Höfe und stellte sie jeweils unter die Verwaltung eines Meiers (villicus). Für den Breitscheider Raum war das der Hof zu Mintard (heute Hof to Needen). Von dort aus wurde die Urbarmachung von Breitscheid, Selbeck, Mintard und Laupendahl zielstrebig vorangetrieben, wobei sich immer mehr hörige Höfe in das riesige Waldgebiet hineinfräßen.

Dieser Siedlungspolitik setzte der Landesherr, der Herzog von

Jülich und Berg im 15. Jahrhundert ein abruptes Ende dadurch, daß er den sogenannten Wildbann verkündete. Damals nahm die Zersiedlung des Waldgebietes Formen an, die die Lebensgrundlagen des herzoglichen Wildpferdebstandes bedrohten. Um dies zu verhindern, wurde der Wald unter landesherrlichen Schutz gestellt und die Rodung eingeschränkt bzw. ganz unterbunden.

Mit der Verkündigung des Wildbannes sollte für fast vier Jahrhunderte jegliche Besiedlungstätigkeit zum Erliegen kommen. Von da an war sowohl die geistliche als auch die weltliche Grundherrschaft vorrangig daran interessiert, die einmal geschaffenen Besitz- und Abhängigkeitsverhältnisse langfristig abzusichern durch ein geordnetes Zins- und Behandlungssystem.

Das ist sicherlich zu einem guten Teil auch der Grund dafür, daß Breitscheid bis in unser Jahrhundert hinein eine bäuerliche Streusiedlung geblieben ist ohne große Veränderungen, daß sich hier kaum Industrie angesiedelt hat außer der Ziegelindustrie und daß am Krumpfenweg keine nennenswerte Ansiedlung erfolgt ist (Die Straßenkreuzung lag im Wildbanngebiet). Andererseits darf man eines nicht vergessen: Nicht zuletzt durch das Eingreifen der Landesregierung ist unser herrlicher Waldbestand erhalten geblieben. Insofern ziehen Breitscheid und alle umliegenden Orte noch heute hohen Nutzen aus dem damals sicher als willkürliche Einschränkung empfundenen Wildbann.

Das Ende der strukturpolitischen Stagnation wurde eingeläutet im Jahre 1803, als durch den geschichtsbekanntesten „Reichsdeputationshauptschluß“ alle Güter der fundierten Stifte, Abteien und Klöster der Disposition des Landesherrn überlassen wurden (Säkularisation). Als nach den Befreiungskriegen das Herzogtum Berg zu Preußen kam, und wenig später dann die Preußische Landordnung eingeführt wurde, konnten die bis dahin hörigen Bauern ihre Kotten und Höfe von der Preußischen Domänenverwaltung kaufen und damit über

ihren Landbesitz frei verfügen. Das war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Im Jahre 1815 erhielt Breitscheid den Status einer Untergemeinde ohne kommunale Selbstverwaltungsorgane. Das zuständige Bürgermeisterramt war Mintard. Das sollte so bleiben bis zur ersten kommunalen Neugliederung von 1929/30. Damals wurden die Landgemeinden Wittlaer, Angermund, Lintorf, Breitscheid, Eggerscheid und Hösel zusammengefaßt zum Amt Ratingen-Land. Die Breitscheider Bürger wählten zum erstenmal ihre eigene Gemeindevertretung mit einem Gemeindevorsteher. Zu jener Zeit hatte Breitscheid 1.210 Einwohner. Es hatte drei befestigte Straßen und sonst nur Feldwege.

Mit der Einführung der kommunalen Selbstverwaltung erwachte Breitscheid aus seinem jahrhundertelangen Dornröschenschlaf. So, als wollte man das, was man seit 500 Jahren versäumt hatte, nun endlich nachholen, wurden Straßen, Kanalisation, Wasserleitungen, Stromversorgung, Schulen, Gemeindehaus, Feuerwehrhaus, eine Kirche usw. gebaut, das meiste davon erst nach dem Zweiten Weltkrieg.

Zum Zeitpunkt der Eingemeindung nach Ratingen 1975 verfügte Breitscheid über ein voll ausgebautes Straßennetz, und zwar über

22,3 km Gemeindestraßen,
2,1 km Wirtschaftswege,
3,9 km Kreisstraßen,
4,8 km Landstraßen und
13,4 km Bundesstraßen
bzw. Autobahnen.

Davon sind 54 Straßen mit Namen versehen. In den meisten Fällen sind die uralten Feldwegnamen erhalten geblieben oder alte Flur- bzw. Hofnamen zu Straßennamen gemacht worden.

So kann der Ursprung von 23 Breitscheider Straßennamen über einen Zeitraum von mehr als 500 Jahren dokumentarisch belegt werden. Das sind über 40 % der heute existierenden Straßen in unserem Stadtteil. Von zwei

Straßennamen kann er in Dokumenten aufgezeigt werden, die mehr als 300 Jahre alt sind, und von vier Straßennamen in solchen, die mehr als 200 Jahre alt sind.

Sie alle erinnern entweder an Ereignisse in der wechselvollen Geschichte der Honschaft Breitscheid, an Besonderheiten der bäuerlichen Kultur oder an Landschafts- und Nutzungsmerkmale. Sie geben uns damit Einblicke in die Lebensverhältnisse vergangener Generationen.

Es würde den Rahmen dieser Geschichtsbetrachtung sprengen, wollte man hier nun alle Breitscheider Straßennamen auf ihren Aussagegehalt hin abklopfen. Deshalb sollen im Folgenden nur einige Namensbeispiele vorgeführt werden, die besonders interessante Geschichten aus der Geschichte erzählen:

Bocksmaul

Die Straße verbindet die Essener Straße mit der Straße Am Fußbein.



Bocksmaul, Breitscheid, erbaut um 1890 auf den Fundamenten des ehemaligen „Bockshäuschen“

Zugegeben, Bocksmaul ist ein ziemlich ungewöhnlicher Straßename. Was könnte er bedeuten? - Nun ja, jederman weiß, daß der Bock ein Maul hat. Vielleicht war hier früher eine Geißenzucht! Das könnte umso wahrscheinlicher der Fall gewesen sein, weil an

eben dieser Straße das sog. „Bockshäuschen“ gestanden hat, eine uralte kleine Bauernkate. Man könnte sich ja vorstellen, daß die Böcke in diesem speziellen Häuschen ihren separaten Stall gehabt haben.

Weit gefehlt!

In der ältesten zusammenhängenden Landkarte unserer Heimat, der von Ploennies 1715 im Auftrage des Kurfürsten Johann Wilhelm (Jan Wellem) erstellten Topographie des Bergischen Landes, finden wir die Bezeichnung „Boxmühl“. Das könnte, nein, das müßte des Rätsels Lösung sein. Also: Hier hat ja dann wohl eine Bockmühle gestanden, so wie wir sie aus Holland alle kennen.

Allerdings wird der Historiker einwenden: Zwei Dinge stören bei dieser Deutung:

Erstens hätte Ploennies auf seiner Geländeaufnahme sicherlich eine Bockmühle vermerkt, wenn eine solche unübersehbare Landmarke dagewesen wäre, und zweitens: Was ist mit dem Bockshäuschen? Hat denn dieses seltsame Haus ebenso auf einem

Bock gestanden wie die Bockmühle? —

Das paßt offensichtlich nicht zusammen und kann deshalb nicht des Rätsels Lösung sein. Da muß noch etwas Besonderes dahinter stecken.

Also, sehen wir uns doch einmal den Platz an, an dem diese Mühle gestanden hat. Er liegt im Tal des Bachlaufes, der den Schloßteich und die Gräften von Haus Linnep mit Wasser versorgt. Kaum denkbar, daß ein vernünftiger Mensch in diese Bachsenke eine Windmühle oder Bockmühle hineingebaut hätte, und das auch noch im Windschatten der großen Wäldungen, die am Südufer des Baches seit Urzeiten stehen. Hier kann nur eine wasserbetriebene Mühle gestanden haben. Dafür ist der Platz allerdings ideal. Andererseits kann es keine große und leistungsfähige Mühle gewesen sein; denn dafür hat der Bach hier noch zu wenig Wasser.

Aber was für eine Art Mühle war es denn dann?-

In einer Urkunde des Hofgerichtes auf dem Hof in Menden (heute Mülheim) taucht unter den Hofleuten (Schöffen) der Name Noilken opper Buxmoelen auf (Original-Pergament der Johanniter Wesel, Urk.Nr.247 und 248). Weitere Nachforschungen förderten zutage, daß der Hof „Buxmoelen“ bereits 1346 als Unterhof des Oberhofes Menden genannt wird.

Und des Rätsels Lösung?

Es muß eine Wassermühle gewesen sein, in der „Bux“ gemahlen wurde. Was ist nun wieder Bux? Da hilft das Mundartlexikon weiter. Bux ist eine verkürzte Lautverschiebung von Buckes, und Buckes steht mundartlich für Buheckern.

Damit hat der Straßename „Bocksmaul“ seine Geschichte erzählt. Hier hat die Johanniter-Kommende Wesel seit mindestens dem 14. Jahrhundert eine Buheckernmühle betrieben zur Ölgewinnung. Nun erscheint die Benennung „Bockshäuschen“ auch plausibel. Es war jenes Haus, in dem der Buheckernmüller wohnte.

In den ältesten Katasterplänen von Mintard 1813 erkennt man auf dem Blatt 3 der Flur 3, daß Bocksmaul zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch aus zwei Gebäuden bestand. Auf der

Schulkarte der katholischen Schule in Breitscheid aus dem Jahre 1879 ist nur noch ein Gebäude verzeichnet. Von alten Breitscheidern kann man hören, daß dieses Haus um 1890 abgebrannt ist.

Bockshäuschen aber, etwa 100 m von Bocksmaul entfernt, war damals noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten. Es wurde umgebaut und zu einem regelrechten Bauernhof erweitert, der dann - weil er kein „Häuschen“ mehr war - den Hofnamen „Bocksmaul“ erhielt, den er heute noch führt. 1908 erwarb der Schloßherr von Haus Linnep den Hof und erweiterte ihn durch den Anbau einer Scheune und großer Stallungen.

Eigentlich schade, daß die Bucheckermühle nicht mehr existiert, sonst könnte man heute in Breitscheid studieren, wie man im 14. Jahrhundert Speiseöl hergestellt hat.

Am Fußbein

Die Straße verbindet den Hasenbrucher Weg und die Straße Schneeweiß.

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man meinen, daß mit Fußbein ein Fußknochen gemeint sein könnte. Vielleicht ein Feldstück oder ein Wegestück, das wie ein Fußknochen aussieht?

Daß diese Namensdeutung falsch sein muß, zeigt uns ein Blick auf

die Ploennies-Landkarte von 1715. Dort heißt der Feldweg „Vosbein“. Die Silbe „Vos“ kann nicht die Bedeutung von Fuß haben, sie weist vielmehr hin auf die altdeutschen Wörter „Voß, Voos, vois und Vos“, die alle für unser heutiges Wort „Fuchs“ stehen. Also: Ein Fuchsbein. Das wäre annehmbar, wenn nicht das Grundwort „bein“ eine Nebenform des mittelniederdeutschen Wortstammes „bend, beende, baynt“ wäre, welcher soviel bedeutet wie „umzäunte Wiese“.

Somit ergibt sich die Namensdeutung: „Wiese, aus der der Fuchs durch die Umzäunung verbannt ist“. Hier hatten sich also die Breitscheider Voreltern einen Platz geschaffen, wo sie Federvieh und anderes Kleinvieh ohne Gefährdung durch den Fuchs halten konnten. Interessant ist, daß diese spezielle Viehhaltung offenbar mit dem Namen einer bestimmten Familie verknüpft war, wobei angenommen werden kann, daß diese Familie auch die Aufsicht (oder den Betrieb) dieser speziellen Viehzucht innehatte. Im „Ehleitbuch“ der reformierten Gemeinde Linnep finden wir unter den Jahrgangseintragungen 1682 Johannes Voßbein, weiland Wilhelm am Voßbein hinterlassener Sohn1696 Hinrich am Voßbein, 1716 Beelen am Voßbein.

Der Familienname Fußbein findet sich noch heute relativ häufig im Umkreis von Breitscheid.

An der Hoffnung

Die Straße verbindet den Mintarder Weg mit dem Kahlenbergsweg.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es außer der Ziegelfertigung (Pannenbäckerei) und einer Schnapsfabrik in Breitscheid noch keinen industrieähnlichen Betrieb. Zu gleicher Zeit hatten sich in den Nachbargemeinden Lintorf und Selbeck schon Bleigruben und Bleischmelzen entwickelt. Da man naheliegenderweise vermutete, daß auch auf Breitscheider Gebiet Bleivorkommen zu finden sein müßten, bildeten sich verschiedene Interessentengruppen zur Ausbeutung der Vorkommen. Ob es am Geld gefehlt hat oder am Mut zum Risiko oder an der Fachkompetenz, keine dieser Gewerkschaften hat wirklich gezielt gemutet und Gruben abgeteuft, bis schließlich ein Duisburger Unternehmer kam, der es ernst meinte.

Im Amtsblatt der Regierung zu Düsseldorf Nr. 48 vom 21. August 1866 findet sich folgende Bekanntmachung:

Auf die Muthung vom 23./24. Juni und den Erweiterungsantrag vom 2./3. Dezember 1865 wird dem Philipp Kibler zu Duisburg das Eigenthum des Bleierz- und Schwefelkiesbergwerks HOFFNUNG in der Gemeinde Breitscheidt im Kreise und Regierungs-bezirke Düsseldorf, Oberbergamtsbezirk Dortmund, mit dem Felde von Vierhundert zwei und vierzig tausend acht hundert neun und siebenzig Quadratlachtern, dessen Begrenzung auf dem zu dieser Urkunde gehörigen, am heutigen Tage beglaubigten Situationsrisses mit den Buchstaben b, c, d, e und f bezeichnet ist, zur Gewinnung der in diesem Felde vorkommenden Bleierze und Schwefelkiese nach Vorschrift des Allgemeinen Berggesetzes vom 24. Juni 1865 hierdurch verliehen.

Dortmund, den 25. Juni 1866.

L.S.

Königliches Ober-Berg-Amt



Der Hof „Fußbein“ (abgebrochen Anfang der 70er Jahre)



Das alte Bergwerksgebäude der Breitscheider Zeche „Hoffnung“

Die Hoffnung hat offenbar nicht gehalten, was sie zu versprechen schien.

Die Gewerken um Philipp Kibler ließen damals ein großes Bergwerksgebäude errichten und in dessen Schutz einen etwa 70 m tiefen Schacht abteufen. Bevor jedoch der erste Stollen abgefahren werden konnte, machte ein Wassereinbruch das Unternehmen zunichte. Die Grube mußte aufgegeben werden.

Später wurden in dem Bergwerksgebäude Wohnungen eingerichtet. Als man in den 60er Jahren Baugelände für Ersatzwohnungen suchte, in denen Flüchtlinge eine Dauerbleibe finden sollten, die bis dahin in alten Baracken an der Essener Straße untergekommen waren, erinnerte man sich des Zechengeländes. Das Bergwerksgebäude wurde abgerissen und der Schacht mit einem Betondeckel verschlossen. Heute gibt nur noch der etwa 9 m hohe Erdhügel aus dem Aushubmaterial des Schachtes Zeugnis von der enttäuschten Hoffnung des Philipp Kibler. Dieser Aufschüttkegel liegt mitten in der inzwischen entstandenen Siedlung und dient den Kindern als beliebter Spielplatz.

An der Horst

Eine Stichstraße, die vom Mintarder Weg abgeht.

Leithäuser schreibt in seinem Buch „Bergische Ortsnamen“, Elberfeld 1901, u.a.:

1288 Hurst,
Düsseldorf-Breitscheid.

In diesem Jahr tritt Henrico de Hurst als einer der Zeugen auf in dem von Graf Adolf VII. ausgestellten Freiheitsbrief für die Stadt Düsseldorf.

In den Ratinger Stadtbüchern findet sich dazu folgende Eintragung:

1443 „Item noch dem selven eynen garden vor der Lyntorper portzen gilt 1 mr modo Gutkin in der Horst ind ist erfflich dem Priesteren overgeben van yr.“

Mit der Jahreszahl 1702 ist überliefert, daß der Horstthof zum Hause „Calcum“ gehörte und beim Kampf um „Kayserswerth“ beschädigt worden ist.

Der Wortbegriff „Horst“ (althochdeutsch Hurst) bezeichnet einen mit Gestrüpp oder Buschwerk bewachsenen Platz, eine Hecke oder einen Buschwald.

Der Straßename erzählt beispielhaft, wie man in der Frühzeit der Besiedlung, als es noch keine topografischen Hilfsmittel (Landkarten, Straßenkarten, Hausnummern) gab, sich damit behalf, Höfe nach augenfälligen Beson-

derheiten ihrer unmittelbaren Umgebung zu benennen, um auf diese Weise auch Ortsfremden die Orientierung zu ermöglichen. Hof-, Flur- und Straßennamen dieser Art gibt es in Breitscheid häufiger (An den Dellen, An der Pönt, Am Est, Am Kessel, Am Södrath usw.).

Schneeweiß

Die Straße verbindet den Langenkamp mit dem Bocksmaul.

Dieser Straßename steht in keiner Beziehung zu alten Flur-, Hof- oder Familiennamen. Er muß also neueren Ursprungs sein. Bei einer Gemeinde, die ansonsten Wert darauf legte und auch heute noch legt, historisch gewachsene Flur- und Hofnamen bei der Widmung von Straßen zu berücksichtigen, ist das ungewöhnlich, umso mehr, als sich an der Straße ein alter Hof befindet.

Blickt man auf das Meßtischblatt Nr. 2649 der Königlich Preussischen Landesaufnahme von 1892, findet man da, wo heute die Straße verläuft, lediglich einen schmalen Fußweg, der durch den Wald vom Rosenberg herkommend geradewegs in das Areal von „Schmitz Kämpchen“ hineinführt. Warum hat man den Weg, als man ihn später ausbaute, nicht „An Schmitz Kämpchen“ getauft? Dann hätte man doch wenigstens einen ortsbezogenen Namen! -

Den hat man allerdings jetzt auch. Aber das ist eine lange Geschichte:

An „Schmitz Kämpchen“ führte vor langer Zeit eine direkte Wegeverbindung zwischen der Essener Straße und der Straße nach Mülheim vorbei. Dieser Weg durchquerte Breitscheid von Süd-Ost nach Nord-West und umging die Straßenkreuzung am Krumpfenweg. Man kann sich lebhaft vorstellen, daß er bei den Fuhrleuten beliebt war, denn erstens schnitt man mit dem Waldweg ein gutes Stück Wegstrecke ab und zweitens vermied man die Barriere am Krumpfenweg und damit auch den Wegezoll, der dort früher erhoben wurde.

Unmittelbar an diesem Fahrweg ließ der Schmied Emil Kempchen im Jahre 1752 auf seinem Familienerbe, dem „Kempken“, eine Huf- und Nagelschmiede errichten. Seither hießen das Flurstück und der Schmiedekotten „Schmitz Kämpchen“. Die dort gefertigten Hufnägel müssen wohl guten Absatz gefunden haben, und - natürlich - der Hufbeschlag war gefragt. Das änderte sich zum Schlechteren, als der Wegezoll am Krummenweg abgeschafft wurde. Allmählich verödete der Fuhrverkehr auf dem Waldweg bei Schmitz Kämpchen. Der Schmied hielt sich noch eine Weile mit der Hufnägelherstellung über Wasser. Schließlich gab er dann doch auf und verkaufte 1908 seinen Kotten an einen Mülheimer Bürger.

Zu diesem Entschluß mag auch ein Umstand beigetragen haben, der für die Breitscheider Geschichte von gewisser Bedeutung war:

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erklärte der Bürgermeister von Mintard in seiner Eigenschaft als Wegepolizeibehörde eine Reihe von Wegen im Breitscheider Gebiet zu öffentlichen Straßen, darunter auch einige, die durch die Besitzungen der Schloßherrschaft von Linnep hindurchführten. Gegen diese Öffentlichkeitserklärung erhob 1884 der Besitzer der Linnepener Güter Einspruch mit dem Argument, daß für eine derart weitgehende Öffnung der bisher als privat geltenden Acker- und Markenwege kein erkennbares Bedürfnis bestehe. In seinem „Entwurf zur Widerlegung der Öffentlichkeitserklärung der durch die Besitzungen des Hauses Linnep führenden Wege“ macht Graf Ferdinand von Spee folgende Einwände geltend:

„Bis zum Bau der berg.-märk. Eisenbahn von Düsseldorf nach Kettwig 1868 war der Verkehr der Gemeinden untereinander und in der Gemeinde selbst durch die gegebenen Straßen und öffentlichen Verbindungswege genügend, wie diese in dem Wegeverzeichnis der Bürgermeisterei Mintard vom Jahre 1869 aufgeführt



Das Schmiedehaus „Schmitz Kämpchen“ nach der Restaurierung Ende der 80er Jahre

und solche richtig befunden und genehmigt wurden. Durch den Bau des Bahnhofs Hoesel trat die Bedürfnisfrage ein, eine Verbindung des Bahnhofs mit der Krummenweg-Kettwiger-Straße und ebenso die Verbindung des Bahnhofs Hoesel mit Hoesel und Heiligenhaus (herzustellen). Es wurden die jetzigen Provincialstraßen vom Bahnhof Hoesel nach Heiligenhaus und von Heiligenhaus nach Kettwig v.d.Brücke von den Gemeinden Eckamp, Mintard und Velbert, soweit es sie betraf auf Gemeindegeldern gebaut.

Da die arme Bürgermeisterei Mintard hierdurch sowohl wie durch andere durchaus nothwendige Ausgaben mit so hohen Communalabgaben belastet war, wurden Mittel und Wege gesucht, den weiteren Ausbau von Hoesel zur Kettwiger Chaussee hinaus zu schieben.

Es wurden von Seiten der Königl. Regierung und des Bürgermeisterei Raths Mittel u. Wege gesucht, eine vorläufige Verbindung herzustellen. Der Hoeseler Leichenweg wurde als Privatweg nachgewiesen und anerkannt.

Um zum Ziel zu kommen wurde zwischen der Königl. Regierung und dem Besitzer des Hauses Linnep die Vereinbarung getroffen, die Fußgänger auf dem Hoeseler Leichen-

weg passieren zu lassen und um das Privat-Eigenthum des Weges für Linnep zu sichern, wurde der Ausweg gefunden, eine Polizeiverfügung durch den Bürgermeister von Mintard zu erlassen, da hierdurch das Eigenthumsrecht des Weges erhalten und nicht verloren gehen könne.

Um das Fahren zum neu angelegten Bahnhof zu ermöglichen, gestatteten die Besitzer der bei der Theilung der Mark ihnen zugefallenen Grundstücke No....., daß der von der Kettwiger Chaussee abgehende und nur für ihre Parzellen ausgelegte kurze Markenweg benutzt würde.

Hieraus ist es doch wohl klar, daß der als projektiert angeführte Weg fest bestimmt ist, und müssen die diesbezüglichen Karten und die zum Ausbau fertiggestellten Pläne auf dem Landraths-Amt oder auf dem Bürgermeisterei-Bureau vorhanden sein. Es war der Weg in dieser Lage und Richtung gewählt, weil er dadurch auf der Höhe lag und nur eines Durchlasses für das Wasser bedurfte und das nasse tiefer liegende Terrain vermieden wurde.

Zur weiteren Verbindung nach Mintard und Saarn war ein Theil der Kettwiger Chaussee bestimmt, um alsdann auch wieder auf der Höhe hinter dem Schröderskamp längst

dem Schmitzkämpchen, dem Hennenbruch nach dem Söterath durchgeführt zu werden und ist dieser Weg auf der damals angefertigten Wegekarte, von Hoesel zur Kettwiger Straße, als Communalweg nach Mintard benannt.

Ist dieser Weg durchgeführt, ist nach allen Richtungen hin der Verkehr geöffnet, da die Chaussee von Kettwig nach Krummenweg und von hier nach Mülheim besteht, auf welche alle öffentlichen Wege ausmünden.

Es entsteht die Bedürfnisfrage nur daraus, daß der eben erwähnte Weg noch nicht in Angriff genommen und ausgebaut ist.

Die Bedürfnisfrage der Öffentlichkeits-Erklärung der zum Hause Linnep gehörenden Wege fällt somit fort, da jedes Haus und jedes Grundstück die öffentlichen Wege auf seinem Eigentum erreichen kann."

Linnep, im November 1884

Gez. F. Graf Spee

Hier wird also der Vorschlag gemacht, den Weg am Schmitz Kämpchen, den man damals „Kämpchensweg“ nannte, zur Fahrstraße zwischen dem Höseler Bahnhof und Mintard/Breitscheid zu machen. Zwanzig Jahre später wurde genau dieser Waldweg zum Streitgegenstand zwischen dem Besitzer des Hauses Linnep und der Wegpolizeibehörde in Mintard. Entgegen dem Vorschlag seines Vaters, des Grafen Ferdinand von Spee, verlangte nun der Sohn und Rechtsnachfolger, Graf Hubertus von Spee, den Weg als Privatweg anzuerkennen, mit der Begründung, daß für die öffentliche Benutzung des Weges nunmehr kein Bedürfnis mehr bestehe, nachdem der alte „Höseler Leichenweg“ (Heute Linnep Weg) zur Fahrverbindung zwischen Breitscheid und dem Bahnhof Hösel ausgebaut worden ist, und nachdem die Bürgermeisterei Mintard verabsäumt hat, den Grund und Boden des Kämpchensweges zu erwerben und den Kämpchensweg entsprechend auszubauen. Mithin sei der Kämpchensweg immer noch Pri-

vatbesitz der Anlieger, insbesondere des Hauses Linnep.

Die Verwaltungsstreitsache zog sich in mehreren Instanzen über Jahre hin und endete schließlich zugunsten des Grafen von Spee (1910).

Damit wurde der Kämpchensweg endgültig Privatweg und folgerichtig für den Verkehr gesperrt, was er auch heute noch ist, und zwar durch einen quer zur ehemaligen Trasse über den Weg hinweg verlaufenden Zaun mit einem verschlossenen Tor.

Damit war dem Schmied am Kempken die Existenzgrundlage weitgehend entzogen. Kein Wunder, daß er seinen Besitz verkaufte und sich woanders ansiedelte.

Unternehmer mit dem Vorbehalt des Wohnrechtes in der Villa auf Lebenszeit. Die neuen Eigentümer gingen alsbald daran, die Grundstücke kommerziell zu nutzen. Sie gründeten eine Hühnerzucht, bauten entsprechend große Stallungen und legten sorgfältig eingezäunte Wiesen an. Die Hühnerrasse, die sie dann in großem Stil züchteten, hieß „Schneeweiß“. Bald bedeckten sich die Wiesen mit schneeweißen Hühnern. Die Breitscheider aber bleiben ihrer alten Gewohnheit treu, die Höfe nach optischen Merkmalen zu benennen. So hieß das Areal nun nicht mehr „Schmitz Kämpchen“ und auch nicht mehr „Margarethenhof“ sondern schlichtweg „Schneeweiß“.



Die Sommervilla auf dem Areal „Schmitz Kämpchen“, die in den 70er Jahren abgerissen worden ist.

Der Käufer aber ließ auf dem Areal eine Sommervilla und ein Verwalterhaus bauen, ein für damalige Verhältnisse nobles Refugium.

Schon 1911 allerdings trennte er sich von dem Bestiz. Neuer Eigentümer wurde ein Essener Bankier. Der ließ die Villa erweitern und baute ein Teehaus in den inzwischen parkartig angelegten Garten. Das Anwesen hieß damals „Margarethenhof“.

Nach dem Tode des Bankiers veräußerte die Witwe 1922 den Margarethenhof an zwei Essener

1932 verkauften die Essener Geschäftsleute die Grundstücke und die Hühnerfarm wiederum an einen Bankier. Die Geflügelzucht wurde danach noch einige Jahre betrieben und schließlich langsam eingestellt.

Der alte Schmiedekotten, der wie ein Anachronismus in seiner Umgebung anmutet, ist trotz des mehrmaligen Besitzerwechsels und der von Zeit zu Zeit immer wieder auflebenden Bautätigkeit auf dem Gelände erhalten geblieben. Das verdankt er nicht zuletzt dem Umstand, daß er als Gärtner-



Ein Teil der Hühnerställe und des Freilaufgeheges mit Hühnern der Rasse Schneeweiß

häuschen genutzt und entsprechend leidlich gepflegt worden ist. So hat er fast 240 Jahre überdauert, für einen einfachen Fachwerkbau schon ein beachtlicher Zeitraum. Als man ihn in den 80er Jahren unter Denkmalschutz stellte und restaurieren wollte, mußte man feststellen, daß der berühmte Zahn der Zeit und der mit ihm verbündete Holzwurm dem Fachwerk doch einige böse Bißwunden zugefügt hatten. Das schreckte den derzeitigen Besitzer jedoch nicht davon ab, dieses kleine Juwel aus der Breitscheider Vergangenheit fachgerecht wiederherstellen zu lassen. In Zusammenarbeit mit dem Rätin-ger Stadtkonservator und unter der Leitung eines auf die Erhaltung alter Bausubstanz spezialisierten Architekten wurde das Holzwerk zunächst völlig freigelegt und sodann Balken für Balken geprüft und - wo nötig - ausgebessert. Besonders gravierend waren die Schäden u.a. auch an dem Türbalken, der die Segensinschrift, das Baujahr und die Namen der Erbauer aufzeigt. Der Balken wurde sorgfältig ausgebaut und konserviert. Er ziert jetzt den Wohnraum des Gebäudes, wo er geschützt vor den Unbilden der Witterung aufbewahrt wird.

An die Zucht der Hühnerrasse „Schneeweiß“ erinnert heute nichts mehr außer dem Straßennamen. Die Stallungen sind längst abgerissen worden, und aus dem Freilaufgelände ist wieder ein parkartiger Garten geworden.

Auch die Sommervilla existiert nicht mehr. Sie ist ein Opfer der Zeitläufte geworden. Im Zweiten Weltkrieg wurde dort eine Flak-Einheit stationiert, die den Turm als Beobachtungsplattform nutzte. Nach Kriegsende fanden Vertriebenenfamilien in den Räumen

eine Zuflucht. Schließlich war das Haus derart verwohnt, daß sich eine Wiederherstellung nicht mehr lohnte. Es blieb nur noch der Abriß, und damit war das Bauwerk, das ganz eigentlich den Namen „Margarethenhof“ trug, dahin.

Nur das alte Fachwerkhäuschen wird auch in Zukunft die Erinnerung an den Schmied im Kempken wachhalten.

Breitscheider Hof-, Flur- und Straßennamen können uns noch mancherlei erzählen von den Grafen und Rittern auf den Schlössern Landsberg und Linnep, von der Reformation und der wechselvollen Geschichte der Evangelischen Gemeinde Linnep, die über ein Kirchlein aus dem Jahre 1682 verfügt, von Freihöfen und Hörigen, von der Wildpferdezucht der Landesherren und manchem anderen mehr.

Otto Wilms

Wissensdrang

Ich war nicht in Rom,
ich kenne auch London nicht
und nicht das gern gepriesne Manhattan.
Ich glaube auch nicht,
daß ich Paris einmal sehn werde;
ich habe ein Vorurteil gegen Städte,
die in jedermanns Mund sind.

Dagegen träte ich gern einmal wieder
unbenagelten Schuhs
in die Barbierstube in Stibbe
(einem beschämend winzigen Ort
oben in Pommern) und ließ mir,
während das gefräßige Messer
knirschend über die Bartweide zieht,
vom Bader erklären,
wie man ein Hühnerbein schient.

Wolfdietrich Schnurre

Das Höselser Kriegerdenkmal von Ewald Mataré

Als am 10. Mai 1936 die feierliche Einweihung des Höselser Kriegerdenkmals erfolgte, ging ein lang gehegter Traum des Krieger- und Landwehrvereins Hösel in Erfüllung, denn bereits am 15. Dezember 1920 hatte der Vorsitzende die Errichtung eines Ehrenmals gefordert, „um vielen Wünschen aus der Gemeinde gerecht zu werden“. „Es braucht wohl nicht besonders darauf hingewiesen zu werden, daß die Heimat eine moralische Verpflichtung hat, die Gegenwärtigen, wie auch die kommenden Generationen durch Errichtung von Gedenkstätten, immer wieder die unerhörten Opfer des Weltkrieges ins Gedächtnis zu rufen.“ (Sic!) Der Standort sollte nach den Vorstellungen des Kriegervereins „im Mittelpunkt der Gemeinde“ liegen. Bepflanzt mit Ziersträuchern und bestückt mit Bänken würde die Gedächtnisstätte zu einer „Zierde“ von Hösel werden.

Die Hoffnungen „auf größtmöglichstes Entgegenkommen seitens der Gemeindevertretung“ trogen, denn dem Antrag wurde nicht gefolgt. Es vergingen mehrere Jahre, ehe sich die Gemeindevorteiler der Sache wieder annahmen. Leider läßt sich nicht mehr eruieren, auf wessen Initiative hin am 28. Juli 1927 ein Ausschuß zur Errichtung eines Kriegergedenksteins beschlossen wurde, in den der Gemeindevorsteher Ernst Stinshoff sowie die Herren Boode und Arthur Stinshoff entsandt wurden. Zwar existierte nun ein Ausschuß, doch ansonsten geschah nichts. Zwei Jahre verstrichen, dann beauftragte der Gemeinderat die Kommission, sich mit den Vereinsvorständen in Verbindung zu setzen und geeignete Vorschläge zu machen.

Trotz der klaren Beschlußlage tat sich wiederum nichts. Möglicherweise verhinderten die einsetzende Wirtschaftskrise und die sich daraus ergebenden Defizite im Gemeindehaushalt die Errichtung eines Denkmals. Erst nach der

nationalsozialistischen Machtergreifung wurden die Planungen wieder aufgenommen. Am 18. September 1934 bat der Amtsbürgermeister von Ratingen-Land den Regierungspräsidenten, ihm Bildhauer, die für das Projekt in Frage kämen, zu nennen. In der Zwischenzeit hatte man auch Einigung über den Standort erzielt. Das Denkmal sollte an der neuen Höselser Schule stehen. Die Antwort des Regierungspräsidenten ließ nicht lange auf sich warten. Er empfahl die Künstler Gottschalk, Heseding, Sommer und Hoselmann aus Düsseldorf sowie den Bildhauer Brüx aus Kleve - Namen, die heute niemand mehr kennt.

In diesem Frühstadium der Planungen schaltete sich Dr. Hugo Henkel (1881-1952) ein, Besitzer der weltbekannten Firma Henkel, der seit 1921 in Hösel wohnte und der deshalb um eine Spende gebeten worden war. Henkel hielt eine Geldspende nicht für zweckmäßig, er wollte vielmehr „der Stiftung einen etwas persönlicheren Charakter geben“ und schlug daher am 10. November 1934 vor, „daß ich im Einverständnis und nach Prüfung der entscheidenden Persönlichkeiten von Hösel einen Künstler beauftrage, eine Figur oder ein Relief für das Ehrenmal zu schaffen und dies der Gemeinde Hösel stifte“. Da der Vorschlag Zustimmung fand, informierte Henkel den Bürgermeister wenige Tage später, daß er Prof. Ewald Mataré engagieren wolle.

Ewald Mataré (25. 2. 1887 - 29. 3. 1969) stammte aus Aachen-Burtscheid, wo der Vater der Direktor der chemischen Fabrik Rhenania war. 1907 begann Mataré sein Studium an der Akademie der Bildenden Künste in Berlin u. a. bei Lovis Corinth. Der Beginn seiner künstlerischen Laufbahn liegt in den 20er Jahren, als die ersten Bilder, Aquarelle, Plastiken und keramischen Arbeiten entstanden, deren dominierende Themenbereiche Kuh und Pferd sind.

Mataré gewann an Renommee, so daß ihm 1932 die Bildhauerprofessur an der Düsseldorfer Kunstakademie angeboten wurde, die er trotz inneren Widerstrebens auf Drängen Paul Klees annahm. In dieser Zeit entstand wohl auch der Kontakt zur Familie Henkel, denn Lisa, eine Tochter Hugo Henkels, wurde Schülerin von Mataré und richtete sich im Wohnhaus ihres Lehrers in Bude- rich ein Atelier ein.

Sein Amt als Professor übte Mataré nicht lange aus, denn nach der NS-Machtergreifung wurde er ohne Angabe von Gründen entlassen. Trotz seiner Entfernung aus dem Amte konnte Mataré weiterhin künstlerisch tätig sein. Im selben Jahre begann die Freundschaft mit dem Pastor Vaahsen von St. Remigius in Wittlaer, der die Schaffung zahlreicher sakraler Kunstwerke anregte. Noch 1935 konnte Mataré im Kaiser-Wilhelm-Museum in Krefeld seine Plastiken der letzten 14 Jahre ausstellen, die von der Kritik durchweg positiv aufgenommen wurden.

Mataré war aber auch für den Höselser Auftrag qualifiziert, denn



Ewald Mataré im Jahre 1934

er hatte bereits mehrere Kriegerdenkmale geschaffen. Allerdings hatte sein letzter Auftrag für die Stadt Kleve - „Der tote Krieger“ -

heftige Reaktionen heraufbeschworen. Mataré, der sich selbst als Pazifist verstand, wollte die Soldaten nicht heroisieren. Sein „Toter Krieger“ ist „kein Kriegerheld, sondern ein Opfer des Krieges. Matarés zwiespältige Empfindung, der Bewunderung des Kampfsmutes einerseits und der Erkenntnis der Sinnlosigkeit des Kampfes andererseits, findet ihren Ausdruck in dieser tragischen Figur,“ so Inge Zacher. Die Proteste gegen das Klever Denkmal rissen seit der Einweihung am 22. Oktober 1934 nicht ab, bis es am 9. Mai 1938 abgebrochen wurde.

Diese Auseinandersetzungen hatten auch Einfluß auf das Höseler Denkmal, mit dem sich Mataré seit dem Frühjahr 1935 beschäftigte. In sein Tagebuch notierte er:



Der Kopf des „Toten Kriegers“ nach der Zerstörung des Denkmals in Kleve

„Durch die schreckliche Erfahrung mit Kleve belehrt, ließ ich jegliche figürliche Anwendung fort, würde ich etwas Figürliches entworfen haben, käme ich nachher wieder in Kollision mit dem Geschmack und der Auffassung der Kriegervereine, und nach keiner Seite wäre Zufriedenheit.“ Das Modell für Hösel (ein gemauerter Block mit einer Bronzeurne) entstand in enger Abstimmung mit dem Architekten der neuen Schule, Fritz Hitzbleck, und fand Beifall sowohl bei der Gemeinde als auch beim Kriegerverein. Als aber im Februar 1936 der Gutachterausschuß des Regierungspräsidenten das weitgehend fertige

gestellte Werk besichtigte, wurde heftige Kritik geübt: Zu viele Motive seien bei diesem kleinen Denkmal zusammengetragen und zu viele verschiedene Materialien verwendet worden. Der Ausschuß wollte die Anlage „nicht unbedingt verwerfen“, er forderte aber Nachbesserungen.

Diesen Wünschen nachkommend, schuf Mataré noch eine Tafel mit den Namen der Gefallenen und ersetzte an der Umzäunung die Fackeln durch Abschlußknöpfe. Das Denkmal bestand nun aus einem etwa 1,80 Meter hohen Steinblock in Würfel-form, der einen Altar verkörpert und der aus Kunststeinen mit eingepreßtem Eichenblatt gemauert ist. Dieser trägt eine bauchige Bronzeurne, gefüllt mit „Bluterde von den Schlachtfeldern des Weltkrieges“. Der Steinblock, der auf der Vorderseite die Widmung und auf der Rückseite die Namenstafel trägt, ist von einer kreisrunden Bruchsteinumfassung umgeben, deren oberer Teil ein Gitter aus 36 großen Schwertern - für jeden Gefallenen ein Schwert - bildet. Eingemauert wurde eine Urkunde, die den Zeitgeist widerspiegelt und daher ausführlich zitiert werden soll:

„Am zehnten Mai des Jahres eintausendneunhundertsechsdreißig nach Christi Geburt, als Adolf Hitler im vierten Jahre Führer des deutschen Volkes und Kanzler des Dritten Reiches war, unter der Ministerpräsidentenschaft Hermann Görings, als zwei

Monate vergangen waren, seitdem unser neuerstandenes Volksheer im befreiten Rheinland wieder Posten bezogen und Städte und Dörfer in den Schutz der deutschen Waffen genommen hat, wurde dieses Denkmal geweiht und der Gemeinde Hösel in treue Obhut gegeben. Es stehe für alle Zeiten als ein Zeichen des Ruhmes und der Ehre für diejenigen aus unserer Gemeinde, die im größten Kriege aller Zeiten ihr Leben für das Vaterland geopfert haben... Es künde der Mitwelt und künde der Nachwelt von unserer unauslöschlichen Dankbarkeit und von unserem Stolz, sie die Unsrigen nennen zu dürfen. Es mahne alle Geschlechter, die gegenwärtigen und die zukünftigen, allezeit ihre vaterländische Pflicht zu tun bis in den Tod. Es zeuge aber auch von unserem Dank an den Allmächtigen, der dem Vaterlande in notvoller Stunde den Mann schickte, das Vermächtnis der Toten zu vollstrecken: Sein Volk aus Schmach und Elend, Ohnmacht und Erniedrigung hinüberzuführen in ein freies, einiges, starkes, friedliches und glückliches Deutschland.“

Über die Einweihung des Denkmals berichtete die Ratinger Zeitung: „Die Häuser des Ortes trugen reichen Flaggenschmuck und die freudige Anteilnahme der Bewohner konnte auch der heftige Regen, der gerade niederging, als die Weihefeier beginnen sollte, nicht beeinträchtigen. An der Feier nahmen die Vertreter der Partei, der Behörden und der Reichs-



Das Höseler Kriegerdenkmal nach der Restaurierung

wehr als Gäste teil. Besonders zahlreich waren die Kyffhäuser-Kameradschaften des nördlichen Teiles des Landkreises Düsseldorf-Mettmann bei der Einweihungsfeier vertreten. Das stärkste Aufgebot der alten Soldaten stellten die Ratinger Kyffhäuserkameradschaften, die unter Führung von Ortsverbandsführer Dr. Zwetsch an der Feier teilnahmen. Es war ein prächtiges Bild, als mehr als 40 Kyffhäuserbundesfahnen das Ehrenmal umsäumten. Die Feier begann mit einem Musikvortrag der Kyffhäuserkapelle aus Velbert. Ein Hitlerjunge sprach den Prolog „Mein Vater“ von Herbert Künnel. Nach einer Ansprache des Führers der Höselener Kyffhäuser-Kameradschaft und Vorsitzenden des Denkmalausschusses, Springer, sang der MGV „Harmonie“ den Chor „Bei Langemarck“ von Stark. Der Kreisführer des Kyffhäuserverbandes, Major Greis, hielt die eindrucksvolle Weiherede. Nach der Enthüllung des Ehrenmals senkten sich die Fahnen zu Ehren der Gefallenen unter den Klängen des Liedes vom guten Kameraden. Mit drei Ehrensäulen ehrten die alten Soldaten das Andenken der vor dem Feinde gefallenen 36 Höselener Kameraden. ...Die Feierstunde am Ehrenmal schloß mit einem Treuegelöbnis zum Führer und dem Gesang des Deutsch-

land- und Horst-Wessel-Liedes. An die Weihefeier schloß sich ein schneidiger Vorbeimarsch vor Major Greis und den Ehrengästen an.“

Das Höselener Denkmal gehörte zu den letzten öffentlichen Aufträgen Matarés, dessen Werk wenig später als „entartet“ diffamiert wurde. Es blieben aber die Aufträge der Kirchen und der Privatpersonen, die ein Überleben ermöglichten. So schuf Mataré für die Gartenanlagen des Henkel'schen Wohnsitzes in Hösel einen „Sitzenden Jüngling“ und eine Bauplastik des Löwen, des Warenzeichens der Firma Henkel, für die Ausstellung „Schaffendes Volk“ in Düsseldorf.

Nach dem Kriege wurde Ewald Mataré zur überragenden künstlerischen Persönlichkeit unter den deutschen Bildhauern. Zu seinen bedeutendsten Werken zählen das Südportal des Kölner Domes und das Portal der Weltfriedenskirche in Hiroshima. Mataré arbeitete auch am Aachener Dom und am Aachener Rathaus, am Kölner Gürzenich und am Salzburger Dom, um nur einige der vielen Aufträge zu nennen. Seine künstlerischen Leistungen fanden Anerkennung durch zahlreiche Ehrungen, und sie zogen viele

Studenten an, die bei ihm lernen wollten. Der bedeutendste Schüler war sicherlich Joseph Beuys, der das Kunstgeschehen der 80er Jahre ähnlich prägte wie Mataré die 50er Jahre.

Die künstlerische Bedeutung des Ehrenmals wurde lange Zeit verkannt. Grünpflanzen überwucherten das Denkmal, und zudem hatte die Witterung erhebliche Schäden an den Steinen des Sockels verursacht. Erst 1987 erfolgte auf die Initiative des Rats Herrn Wilhelm Droste hin eine gründliche Restaurierung, bei der die Ratinger Bildhauerin Margarete Tuttaß neue Tonziegel speziell anfertigte. Heute ist das Ehrenmal wieder das, was es nach Ansicht des Höselener Kriegervereins werden sollte, eine Zierde des Ortes. Wichtiger wäre es aber, wenn es als Mahnung zum Frieden verstanden würde.

Lit.: Ewald Mataré - Der „Tote Krieger“ in Kleve, hg. v. Städtischen Museum Haus Koekkoek Kleve und Stadtmuseum Düsseldorf, Kleve 1985

Sabine Maja Schilling, Ewald Mataré. Das plastische Werk, Köln 1987

Dr. Klaus Wisotzky



Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!

Rolf
Kögler



augenoptik
contactlinsen

Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf

Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

LUDGER JUNGBECKER

MALERMEISTER und RESTAURATOR

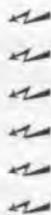
4030 RATINGEN 5 (Breitscheid) • Mintarder Weg 10

Telefon (02102) 17805

- BAUDENKMALPFLEGERISCHE MALERARBEITEN
- AUSFÜHRUNG SÄMTLICHER MALERARBEITEN
- LIEFERN UND VERLEGEN VON TEPPICHBÖDEN

ELEKTRO FETTWEIS

Elektro-Installation
Hausgeräte-Kundendienst
Wärmespeicherheizungsanlagen
Heißwassergeräte



Elektro-Hausgeräte
Elektro-Kleingeräte
Elektro-Installationsmaterial
Elektro-Einbaugeräte
Kundendienst

Speestraße 26 • 4030 Ratingen-Lintorf • Tel. 02102/3 11 13 • Fax 02102/35066

sham poo fix

HERRIGER
Gebäudereinigung GmbH

Teppichboden-, Glas-
Rahmenreinigung

02102-31131

über

25 Jahre

VOM BOVERT

GmbH

SANITÄR - HEIZUNG - KLIMA
Beratung - Planung - Ausführung

Rosenstr. 23, 4030 Ratingen 1, Tel. ☎ 84 65 58

Rickys Barbierstube

Frisiersalon
Ursula Peters

Am Löken 46 • 4030 Ratingen 4-Lintorf
☎ 02102/34283

Feit's Trüffel

das Feinste vom Feinen,
stets immer tafrisch.

Confiserie Feit

Ratingen-City, Oberstraße 30
Telefon 22566



Ihr Partner in Ratingen-City

Reinhardt

Stadionring 2-4

Telefon 22066/67 · Telefax 22064

Ihr Partner

für Beratung, Service, Versicherung,
Finanzierung, Leasing,
Gebrauchtwagen, Ersatzteile,
Zubehör und überhaupt alles,
was mit   zu tun hat.

Blum:berg

SYSTEMPAPIERE

Blumberg GmbH & Co KG

Gegründet 1885

Kalkumer Straße 46

4030 Ratingen 4-Lintorf

Telefon: 0 21 02-38 03-0

Telex: 8 585 157 dia-d

Telefax: 0 21 02-3 20 75

Diagramm-Papiere
für Medizin und Industrie
Thermo-Papiere
EG-Tachographenscheiben
Telex- und Telefaxrollen
Tabellier-Papiere
Additions- und Kassenrollen

Schmidt / Umzüge

IHR UMZUGSPARTNER

Umzüge - Möbeltransporte - Lagerung

Bahnstraße 72 - 4030 Ratingen 1
Telefon (0 21 02) 2 35 25

Kostenlose Umzugsberatung

klaus h. schmitz

orthopädie - schuhtechnik

lintorfer straße 23

4030 ratingen 1

telefon (02102) 26395



orthopädische maßschuhe
einlagen u. fußbettungen
orthopädische schuhzurichtungen
ff. schuhreparaturen



... wir vermitteln Immobilien

**Immobilien
Dieter Schymik**

Turmstr. 30 · ☎ 2 80 88

Einiges über den „Alten und Neuen Hohlenweg“ in Hösel und die Familie Nofen



Der Nofenhof 1926

Nur wenige alte Höselener Bürger können sich noch an die frühere Restauration und Bäckerei „Zum alten Hohlenweg“ erinnern, die einmal im Besitz der Familie Nofen war. Die Gebäude standen an der unteren Sinkesbruchstraße auf dem heutigen Gelände der Familie Konrad Henkel (Haus Henkel). Der Familienname Nofen erschien schon in alter Schreibweise im Jahre 1632 in den Hebelisten der Kellnerei Angermund, dort hieß es „Merten zu Noffen“. Gemeint war hier der Hof Nofen, der im Sondersbachtal liegt und bis vor einigen Jahren bekannt war als die Gastwirtschaft „Zur alten Kastanie“. Der große, mächtige Baum, der inmitten des Hofgeländes stand, mußte leider vor einigen Jahren aus Sicherheitsgründen gefällt werden. Im Jahre 1935 ließen die damaligen Besitzer, die Familie Aldenhoff, die alten Hofgebäude abreißen und durch einen Neubau ersetzen. In der Ploennieskarte von 1715 wird das Anwesen mit „Ten Oven“ bezeichnet, was soviel bedeutet wie „Zum Ofen“. Es kann davon ausgegangen werden, daß früher hier der Gemeindebackofen

(„Backes“) gestanden hat, worin die Höselener ihre Brote backten.

Der Nofenhof wurde bis Mitte der 50er Jahre landwirtschaftlich genutzt. Danach wurde die Hofstelle aufgegeben und die Ländereien verpachtet. Heute werden die Äcker von dem Landwirt Weyergraf aus Homberg bewirtschaftet.

In alten Kirchenbüchern der umliegenden Gemeinden kann der heute weitverzeigte Familienname Nofen weiterverfolgt werden. Eine Eintragung im Tauf- und Geburtsregister der lutherischen Kirchengemeinde Heiligenhaus besagt, daß am 17.1.1802 Johann Heinrich von Oven, der spätere Besitzer des Kothens „Hohlenweg“, getauft wurde. Er erlernte das Weberhandwerk und heiratete am 4.5.1833 Wilhelmina Laupenmühlen, wohnhaft in Hösel am Bergerbaum. Der Kothens Bergerbaum stand im Winkel der Straßen Sinkesbruch/Stieglitzweg und wurde um 1970 abgerissen. Am 15.11.1834 wurde der Sohn Wilhelm geboren, der das Bäckerhandwerk erlernte.

Um 1850 wurde der Familienname „von Oven“ bzw. „von Ofen“

geändert. Von nun an heißt es nur noch „Nofen“.

Johann Heinrich Nofen gründete dann mit der fachlichen Hilfe seines Sohnes Wilhelm eine Bäckerei, die später noch um eine Gastwirtschaft und ein Kolonialwarengeschäft erweitert wurde.

Im Einwohnerverzeichnis von Hösel aus dem Jahre 1861 lesen wir: Nofen, Johann, Bäcker und Wirth, Hösel, Hohlweg 76.

Nach dem Tod des Vaters 1865 übernimmt Wilhelm Nofen das elterliche Geschäft. Am 1. Dezember 1865 heiratet er Henriette Prinz von der Kieselei. Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor, Wilhelmine, geb. 1867, und Karl, geb. 1868. Wilhelmine Nofen heiratete 1894 den Tagelöhner Karl Kuwertz. Nach der Hochzeit zog



Wilhelm und Henriette Nofen mit ihren Kindern Wilhelmine und Karl

sie mit ihrem Ehemann in den großelterlichen Kothens „Kieselei“ (heute Kieselei Nr.3), den sie von ihrer Mutter Henriette zur Hochzeit geschenkt bekommen hatte.

Sohn Karl wurde von seinem Vater als Bäcker ausgebildet. Mit 30 1/2 Jahren heiratete er 1899



Der „Alte Hohlenweg“ 1901
Vor der Tür: Bäcker Karl Nofen

Karoline Obereindorf vom Kückelshof in Hösel. Karl Nofen übernahm nach der Hochzeit die Gastwirtschaft und Bäckerei von seinen Eltern und erweiterte das Anwesen durch den Bau einer Kegelbahn. Durch die gute, anhaltende Entwicklung seiner Geschäfte ermutigt, wollte er 1905 einen großen Saalanbau am alten Hohlenweg errichten. Diese Pläne wurden aber nicht in die Tat umgesetzt.

1907 verkaufte Karl Nofen den „Alten Hohlenweg“ an den Fabrikanten Selner und errichtete mit dem Erlös den „Neuen Hohlenweg“. In diesem großen Gebäudekomplex wurde eine Gastwirtschaft mit Saal und eine neue

Bäckerei eingerichtet. Eine Kegelbahn durfte auch nicht fehlen. Für den Biergarten wurden damals Kastanienbäume gepflanzt, die heute eine beträchtliche Größe erreicht haben.

Schon bald war die neue Gastwirtschaft weit über die Grenzen von Hösel bekannt und es entwickelte sich, besonders an Wochenenden und Feiertagen, ein großer Besucherandrang. Leider konnten Wilhelm Nofen und seine Frau das alles nicht mehr erleben. Sie verstarben kurz nacheinander im Jahre 1908.

Bemerkenswert ist, daß im „Neuen Hohlenweg“ am 18.11.1912 der erste Höselner Männergesang-

verein „Concordia“ gegründet wurde. Dieser Verein hat aber nur zwei Jahre bestanden. Er wurde am 13.3.1914 wegen „Unterbilanz von 64,06 Mark“ laut Vereinsstatuten aufgelöst. Im Lokal tagten auch ein Lotterieverein und mehrere Kegelclubs. Während des Ersten Weltkrieges 1917 verkaufte der Fabrikant Selner den „Alten Hohlenweg“ an den Waschmittel-fabrikanten Henkel, der die alten Gebäude teilweise abreißen und umbauen ließ. An dieser Stelle entstand dann ein landwirtschaftlicher Betrieb.

Der kürzlich im hohen Alter von 94 Jahren verstorbene Bäckermeister Paul Meisenkoth erzählte mir, daß er 1917 für seinen Vater August Meisenkoth in der Bäckerei Hohlenweg Brot gebacken hat, weil der eigene Backofen an der Eggerscheidter Straße defekt war.

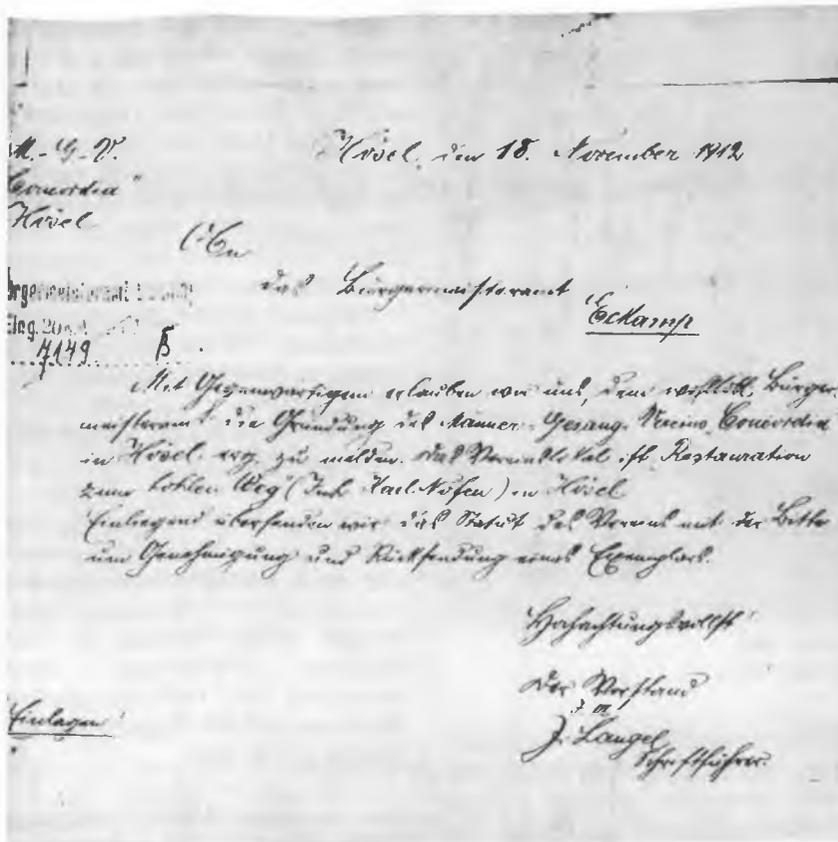
Von meinem Vater (Jahrgang 1898) erfuhr ich, daß er als Schuljunge des öfteren mit seinem Onkel Karl Nofen mit Pferd und Wagen Brot und Backwaren zu den Kunden gefahren hat. Diese Fahrten erstreckten sich teilweise bis nach Kettwig vor der Brücke und nach Breitscheid. Auf dem Rückweg schlief Onkel Karl auf dem Kutscherbock einige Male ein, was auch verständlich war, denn der Wecker schellte ja schon um drei Uhr morgens. Ohne die Zügel zu betätigen, fand das Zugpferd immer den richtigen Heimweg, selbst im Winter, wenn es früh dunkel wurde.

Aus der Ehe mit Karoline Obereindorf gingen zwei Kinder hervor, nämlich Hildegard, geb. 1907, und Alfred, geb. 1908.

Als der mögliche Nachfolger seines Vaters, der Sohn Alfred, 12 Jahre alt geworden war, verkaufte Karl Nofen aus unerklärlichen Gründen den „Neuen Hohlenweg“ an den Pächter der Boltenburg, Gustav Stinshoff. Mit Unterstützung seines Bruders Arthur Stinshoff wurde der Verkauf am 17.9.1920 rechtskräftig unterzeichnet. Wahrscheinlich wollte sich Karl Nofen mit dem Verkaufserlös von 120.000 Mark einen geruhsamen Lebensabend gestalten. Doch die Inflation 1923



Der „Neue Hohlenweg“



machte alle Pläne zunichte. Er verlor sein gesamtes Vermögen und wurde über Nacht ein armer Mann. Der einst wohlhabende Bürger von Hösel mußte von nun an seinen Lebensunterhalt durch harte körperliche Tätigkeit verdienen. Die Gemeinde Hösel beschäftigte ihn bis zum Rentenalter als Wegearbeiter. Für das verlorene Kapital bekam er 1928 eine Entschädigung von 1.800 Mark.

Karl Nofen starb 1938 am Rodenwald in Hösel.

Gustav Stinshoff verkaufte das Anwesen nach einigen Jahren an die Familie Wüsthoff.

Die letzten Besitzer, die Gastromomenfamilie Karl Fengler, die aus Gelsenkirchen nach Hösel kamen, erwarben den „Hohlenweg“ am 17.3.1939 von der Familie Eickhold.

Nach dem Tod der Eltern übernahm Sohn Karl mit seiner Schwester Therese die Gaststätte bis 1981. Danach verkauften die Geschwister Fengler Haus und Grundstück an eine Architektengruppe.

Viele Höseler Bürger erinnern sich noch gerne an die schönen Stunden, die sie im „Hohlenweg“ verbracht haben, ob auf der Kegelbahn oder bei größeren Veran-

staltungen im Saal und an schönen Sommertagen im großen Biergarten. Viele Jahre hatte hier die Höseler DJK ihr Vereinslokal. Vor einigen Jahren konnte der Höseler Bürger- und Schützenverein eine stationäre Schießanlage im Saal einrichten, die auch nach dem Verkauf des Hauses einige Zeit genutzt werden konnte. Damit ging endgültig eine Ära der Gastlichkeit am „Hohlenweg“, die ca. 75 Jahre ange dauert hatte, zu Ende.



Gastwirt Karl Fengler
in der Gaststätte „Am Hohlenweg“, 1964

Heute 1992, befinden sich die Gebäude in einem bedauernswerten Zustand. Da die frühere Gaststätte nicht mehr bewohnt ist, verfällt das Haus immer mehr und wird wohl mit Sicherheit eines Tages abgerissen.

Damit verschwindet wiederum ein Stück aus dem alten Hösel.

Helmut Kuwertz

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 12. und 13. Dezember 1992 vertreten.

Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 62
Quecken Nr. 1-61
Quecke-Sammelbände
Lintorfer Dokumente Nr. 1-3
Foto-Motive aus Alt-Lintorf

Bücher von Theo Volmert:
„Lintorf - Berichte, Dokumente,
Bilder aus seiner Geschichte“
Bände I und II

„Eine bergische Pfarrgemeinde“
„Hösel“
„Mehr Heiteres als Ernstes“

Hösel im Übergang zur Diktatur

Wirtschaftsentwicklung, Wählerverhalten und Lokalpolitik in der Landgemeinde von 1930 bis 1934

Als am 27. November 1929 rund 1000 Höselener Bürgerinnen und Bürger dazu aufgerufen waren, die politischen Kräfteverhältnisse in der Gemeinde für die kommenden fünf Jahre neu zu bestimmen, dürfte kaum einer von ihnen auch nur erahnt haben, auf welcher dramatischen Weise sich das öffentliche und private Leben im Ort innerhalb eines nur halben Jahrzehnts verändern sollten. Denn von der sich nun abzeichnenden schweren Staats- und Wirtschaftskrise, die den Untergang der ersten deutschen Republik einleitete, hatte das kleine Hösel inmitten der friedlichen Abgeschiedenheit seiner großen Wald- und Erholungsgebiete zum Jahresende 1929 noch nichts gespürt. Das Interesse und die Hoffnungen der Menschen richteten sich vielmehr auf die lang ersehnte Anerkennung Hösels als Luftkurort, wovon sich das florierende Hotel- und Gaststättengewerbe einen weiteren Aufschwung versprach. Weshalb also hätte die hiesige Bevölkerung an diesem Wahlsonntag an der bewährten Führung der Gemeinde durch die „Vereinigte Bürgerliche Liste“ etwas ändern und etwa den Radikalen von links oder von rechts eine Möglichkeit zur Beeinflussung der lokalen Angelegenheiten einräumen sollen?

Doch natürlich verschonte die allgemeine Wirtschafts- und Finanzkrise auch das bis dahin so wohlhabende Hösel nicht, so daß sich nach dem Jahreswechsel die Lebensverhältnisse eines immer größer werdenden Teils der Menschen im Ort nachhaltig zu verschlechtern begannen. Inwieweit der wirtschaftliche Niedergang auch in Hösel mit einer Radikalisierung im Wahlverhalten der Bevölkerung einherging, und auf welche Weise die opponierenden Persönlichkeiten und Parteien im Ort in ihrer kommunalpolitischen Tätigkeit versuchten, diesem Wandel Rechnung zu tragen, ist das Thema der folgenden Ausführungen. Dem Leser soll dabei ein Eindruck von der durchaus spezifischen „politischen Kultur“ im Hösel jener Jahre vermittelt werden. Das Jahr 1930 markierte in dieser Hinsicht den Beginn der großen Veränderungen in der kleinen Landgemeinde.

Kommunale Neugliederung und wirtschaftlicher Niedergang

Als am 15. Mai 1930 die Geburtsstunde des neuen Amtes Ratingen-Land (1950 - 1974: Amt Angerland) gekommen war, ging für die politischen Vertreter Hösels ein in seltener Einmütigkeit geführter monatelanger Abwehrkampf gegen die Zuteilung zu diesem „unmöglichen Amte“ erfolglos zu Ende. Wenn sich Bürger und Gemeindevertretung in ihren Protesten auch zuvorderst auf die gefährdete „kulturelle Eigenart“ Hösels sowie die fehlenden „wirtschaftlichen, verkehrspolitischen (...) oder freundschaftlichen“ Beziehungen zu den Gemeinden Lintorf, Angermund und Wittlaer beriefen, gibt uns eine Notiz der „Düsseldorfer Nachrichten“ über den Höseler Haushaltsplan des Jahres 1929 eher einen Hinweis darauf, worum es bei der kommunalen Neugliederung tatsächlich ging: „Die Finanzlage der Gemeinde ist durchaus günstig. Es war möglich, einen Überschuß von annähernd 12.000 RM für einen Baufonds zurückzustellen. In Zukunft sollen große Pläne zur Ausführung kommen, z.B. der

Bau eines Wasserwerks, einer neuen evangelischen Schule und eines großen Wohnhauses.“

In Anbetracht der zu diesem Zeitpunkt praktisch bereits überall daniederliegenden Gemeindefinanzen belegen die umfangreichen Bauvorhaben die unverändert gute Verfassung der Höseler Gemeindekasse auch im Krisen-

jahr 1929. Doch gerade in seiner Eigenschaft als „steuerliche Perle“ (Bernhard Wittenberg, SPD-Vorsitzender) der alten Bürgermeisterei Eckamp war Hösel von den Gebietsreformern dazu auserkoren worden, die defizitären Haushalte der umliegenden Gemeinden nahezu alleine zu sanieren und gleichzeitig das neue Amt zu einem leistungsfähigen Gebilde aufzubauen. Daß jedoch der Höseler „Reichtum“ im wesentlichen nur auf einer Person beruhte, die im Ort nicht zuletzt wegen der extrem niedrigen Steuersätze ihren Sommersitz hatte, und daß sich hierauf schwerlich eine Neugliederung auf weite Sicht aufbauen ließ, blieb bei der Umgemeindung unberücksichtigt.

Der „Lastenausgleich“, den Hösel fortan zur finanziellen Stützung seiner Nachbargemeinden aufzubringen hatte, übertraf bei weitem die schlimmsten Befürchtungen der hiesigen Amts- und Gemeindevertreter. Hatte der Ort 1929 noch rund 34.500 Mark zum Etat der Bürgermeisterei Eckamp beizusteuern, so erhöhte sich die Umlage im folgenden Rechnungsjahr auf nicht weniger als



Ernst Stinshoff (1852-1937),
Gemeinde-Vorsteher 1906-1929

102.000 Mark, während auf die übrigen Gemeinden des neuen Amtes zusammen lediglich 73.000 Mark entfielen. Die Situation verschärfte sich 1931 und 1932 noch beträchtlich, da die ständig steigenden Erwerbslosenzahlen immer neue Nachtragsumlagen an das Amt und an den Kreis erforderlich machten, um die immensen Fürsorgelasten tragen zu können. Noch im November 1930 kommentierte die „Morgenzeitung“ deshalb zutreffend: wenn jede Gemeinde ihren Wohlfahrtsetat selber aufstellen könnte, „dann würde Hösel ganz glänzend abschneiden“.

Die Verwaltungsberichte des Ortes geben uns Auskunft darüber, daß unabhängig hiervon im Jahre 1930 die „allgemeine wirtschaftliche Krise mit all ihren sozialen Folgen“ auch in Hösel einsetzte. Wie alle anderen Städte und Gemeinden war auch Hösel nun vor allem durch den Rückgang der Realsteuereinnahmen sowie durch die Minderungen des Anteils am Aufkommen der Einkommen- und Körperschaftsteuer schwer betroffen. Die Einnahmen des Ortes verringerten sich von 1930 bis 1932 um fast die Hälfte, während die Ausgaben für Wohlfahrt und Fürsorge beständig anstiegen. Nicht zuletzt infolge eines im Rechnungsjahr 1932 nochmals verdoppelten Höseler Beitrags zum Amtsbedarf schloß die Gemeindekasse am 31. März 1933 mit einem Rekorddefizit von 32.000 Mark. Einige Zeilen aus der „Morgenzeitung“ vom 11. Juni des Jahres 1932 vermitteln einen Eindruck vom rapiden wirtschaftlichen und finanziellen Niedergang des Ortes innerhalb von weniger als zwei Jahren:

„Das ehemals 'reiche' Hösel, welches einst von allen Gemeinden beneidet worden ist, stand ganz im Zeichen eines Notetats. Man muß die sachliche und zielbewußte Arbeit des Gemeinderates anerkennen, der jeden Pfennig aus dem Haushalt genommen hat, der nur eben zu erübrigen war. Alle Gemeindebedürfnisse sind stark beschnitten worden. Wenn Hösel für sein ausgedehntes Straßennetz nur 1.500,— Reichsmark auswerfen kann, so spricht dieses Bände.“

Vor allem jedoch verschlimmerte die stetig zunehmende Arbeitslosigkeit die Lage immer größerer Teile der Höseler Bürgerschaft. Die Verwaltungsberichte jener Zeit nennen uns dazu allerdings nur die Zahlen der sogenannten Wohlfahrtserwerbslosen, die, aus der Arbeitslosenversicherung und der nachfolgenden „Krisenunterstützung“ ausgesteuert, ganz der gemeindlichen „Fürsorge“ anheimfielen. Insgesamt wurden aus dem Wohlfahrtsetat des Ortes finanziert:



Wilhelm Straßen (1891-1948),
Gemeinde-Vorsteher 1929-1933,
Bürgermeister 1945-1948

Am 15. Mai 1930 fünf Wohlfahrtserwerbslose (und 19 Angehörige), am 31. März 1931 15 (und 25), am 31. September 1931 19 (und 46), am 31. März 1932 50 (und 36), und am 31. März 1933 33 (und 65) Männer, Frauen und Kinder.

Rechnet man anhand vorsichtiger Schätzungen¹⁾ zu diesen Erwerbslosen noch die Bezieher von Arbeitslosenhilfe, Krisenfürsorge sowie die Nichtunterstützten hinzu, ergibt sich für die tatsächliche Zahl der Arbeitslosen im Ort allerdings eine vermutlich drei- bis sechsfach höhere Ziffer. Die gemeindlichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen konnten aufgrund der finanziellen Situation dann auch nur einem geringen Teil der Bevölkerung eine kaum merkliche Hilfe bringen. Von Januar 1931 an stellte die Gemeindeverwaltung den Er-

werbslosen den Klassenraum der katholischen Schule an der Eggerscheidter Straße zur Verfügung. Jeden Abend wurden hier zwischen 17 und 21 Uhr Bildungs- und Unterhaltungsprogramme organisiert, Spiele veranstaltet, Lese- und Arbeitsmöglichkeiten geboten. Daß dabei „meist sämtliche verfügbaren Sitzgelegenheiten besetzt“ waren, weiß die „Morgenzeitung“ zu berichten. Die Erklärung für ihre soziale Notlage suchten die Menschen in Deutschland nun in zunehmendem Maße in einfachen politischen Deutungsmustern und Schuldzuweisungen, was sich seit 1930 in einem immer stärker polarisierten Wahlverhalten niederschlug.

Die politische Radikalisierung der Bevölkerung in Wahlen und Abstimmungen

Mit der Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation im Ort ging eine deutliche Verschiebung der parteipolitischen Präferenzen der wahlberechtigten Bevölkerung einher. Anhand des Abstimmungsverhaltens bei Reichs- und Landtagswahlen sowie einigen plebiszitären Entscheidungen soll im folgenden gezeigt werden, daß die überdurchschnittlich hohe Unterstützung radikaler Ideologien in Hösel nach 1930 in einer schon seit Kriegsende kontinuierlich republikfeindlichen und anti-demokratischen Gesinnung weiter Teile der Bürgerschaft gründete.

Unter einer Ausnahmesituation standen im Deutschen Reich insofern noch die Wahlen zur verfassunggebenden Nationalversammlung (19.1.1919) sowie die preußischen Landtagswahlen (26.1.1919). In Erwartung eines politischen, wirtschaftlichen und sozialen Neubeginns, noch unbelastet vom Versailler Friedensvertrag, ruhten für rund 76% der deutschen Bevölkerung die Hoffnungen auf den drei staatstragenden Parteien der späteren „Weimarer Koalition“ (Sozialdemokraten, Zentrum, Deutsche Demo-

1) Vgl. Hentschel, Volker: Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1880-1980, Frankfurt 1983, S. 133.

kratische Partei). Im Gegensatz dazu herrschte in Hösel jedoch offenbar ein weitverbreitetes Mißvermögen über den revolutionären Wandel und seine Folgen. Jeder dritte Wähler im Ort unterstützte im Jahre 1919 weiterhin die Partei des untergegangenen Systems, die nationalistische und kaisertreue Deutschnationale Volkspartei (DNVP). Nach den schweren innenpolitischen Wirren des Frühjahrs 1920 machte sich dann auch der allgemeine dramatische Ansehensverlust für die Parteien der Weimarer Koalition in der Gemeinde besonders stark bemerkbar. Nur noch 34% der Wählerinnen und Wähler votierten nunmehr für die drei verfassungstreuen Kräfte, wobei die SPD von 261 auf 80 Stimmen abrutschte, die linksliberalen Demokraten (DDP) gar von 53 auf nur noch 7.

Als wegweisend für die zukünftige Entwicklung sollte es sich erweisen, daß die Rechtsparteien, Deutsche Volkspartei (DVP) und Deutschnationale, bereits im Jahre 1920 knapp über 50% aller in Hösel abgegebenen Stimmen erhielten. Rechnet man die extreme Linke (USPD) noch hinzu, waren zwei von drei Höselern schon im zweiten Jahr des Bestehens der Republik dieser mehr oder weniger feindlich gesonnen. Dabei sollte es im Prinzip auch bleiben. Offensichtlich nicht einmal in den politisch stabilsten und wirtschaftlich günstigsten Jahren (1924-1928) wurden republikanische Staatsverfassung und demokratische Regierungsform von der Gemeindebevölkerung anerkannt, geschweige denn per Stimmzettel legitimiert. Zwar stellte sich Mitte der zwanziger Jahre eine gewisse Konsolidierung der republikanischen Parteien auf ihrem niedrigen Niveau (26 - 35% Wähleranteil in Hösel) ein. Doch gilt diese Kontinuität eben auch für den rechtsradikalen Flügel des Parteienspektrums. Völkische, deutschnationale und nationalsozialistische Republikgegner erzielten zusammen zur selben Zeit ähnliche oder sogar bessere Resultate.

Für fast ein Drittel der Höselern waren dabei die Deutschnationalen auch zwischen 1924 und 1930

die bevorzugte politische Kraft. Die revisionistische und nationalkonservative Grundüberzeugung, die darin zum Ausdruck kam, wurde durch das Abstimmungsverhalten beim zweiten Wahlgang der Reichspräsidentenwahlen des Jahres 1925 noch offenkundiger: Paul von Hindenburg, Repräsentant der alten Ordnung und Kandidat der „nationalen Rechten“, fand die Zustimmung von insgesamt 512 Höselern; Wilhelm Marx, nominiert von den demokratischen Parteien, brachte es auf lediglich 211 Befürworter.

Mit dem Wahljahr 1930 setzte dann auch in Hösel ein beträchtlicher Stimmenzuwachs für die NSDAP sowie zunächst auch, in allerdings geringerem Ausmaß, für die KPD ein. Die sich nun verschärfende Radikalisierung war zu diesem Zeitpunkt noch das Resultat einer erheblich gestiegenen Wahlbeteiligung in der Gemeinde, denn auch die demokratischen Parteien hatten in absoluten Zahlen noch einmal zulegen können. Bei den Wahlen zum Deutschen Reichstag am 14. September 1930 entschieden sich von den 938 Höselern insgesamt 161 für die Kandidaten der Nationalsozialisten (1929: 16). Die NSDAP erhielt damit im Ort in jenem Jahr bereits mehr Stimmen als in allen anderen Gemeinden des Amtes zusammen. Ein wichtiger Stabilitätsfaktor für die Republik, das katholische Zentrum, wies zwar auch in Hösel eine gleichbleibend starke Anhängerschaft auf (zwischen 105 und 151 Stimmen). Damit lag die Partei jedoch bei weitem unter ihren Erfolgen in den Nachbargemeinden, die allerdings allesamt, im Gegensatz zu Hösel (ca. 35% Katholiken), eine katholische Bevölkerungsmehrheit beheimateten. Kommunisten und Sozialdemokraten waren in Hösel ebenfalls deutlich unterrepräsentiert, im Amts- sowie im Reichsvergleich.

Die Landtags- und Reichstagswahlen im April bzw. Juli 1932 bestätigten und verstärkten die Hinwendung zur extremen Rechten. 357 Höselern votierten am 24.4.1932 für die Nationalsozialisten;

drei Monate später waren es bereits 455. Der Republik und den sie tragenden Parteien wurde dabei erneut in überwältigender Weise das Mißtrauen ausgesprochen. Am schlimmsten traf es wiederum die Liberalen. Ganze zwei Höselern im Jahre 1932 und nur noch einer im darauffolgenden Jahr wünschten eine Stärkung der Deutschen Staatspartei (vormals DDP).

Es ist jedoch auch darauf hinzuweisen, daß die Nationalsozialisten und Hitler weder bei den letzten freien Reichstagswahlen (6.11.1932) noch bei den Reichspräsidentenwahlen im selben Jahr die Zustimmung der Mehrheit der Wähler bzw. Wahlberechtigten im Ort fanden. An der Ablehnung der demokratischen und republikanischen Verfassung durch die Bürgerschaft praktisch von Beginn an ist dennoch nicht zu rütteln. Im November 1932 sprachen sich schließlich drei von vier Höselern für diejenigen Parteien aus, die eine andere Ordnung des Staatswesens als die bestehende anstrebten. Über die Hälfte der Bevölkerung wählte mit NSDAP und DNVP schon zu diesem Zeitpunkt radikal anti-semitische Parteien. Bis zuletzt hob sich die Gemeinde unrühmlich von ihren Nachbarn ab: 517 Höselern, 52% aller Wähler, gaben ihre Stimme bei den letzten halbwegs freien Reichstagswahlen am 5. März 1933 den Nationalsozialisten.

Die nationalsozialistische „Bewegung“ in Hösel

Die im vorstehenden Abschnitt genannten Zahlen über den Anstieg der NS-Wählerschaft im Ort seit 1930 lassen einen entsprechenden Aufschwung auch in der Mitgliedschaft und den kommunalpolitischen Aktivitäten einer Höseler Sektion der NSDAP erwarten. Zwar sind dem Verfasser keine Dokumente über den genauen Zeitpunkt der Gründung dieser „Ortsgruppe“ oder deren Mitgliederentwicklung bekannt. Es liegen jedoch einige Anhaltspunkte für die Vermutung vor, daß sich erst im Laufe des Jahres 1932 Höseler Bürger zur Vertretung nationalsozialistischer Inter-



Erwin Räuchle (1901-1942),
NSDAP-Ortsgruppenleiter in Hösel
1932/33

essen in der Gemeinde zusammenfanden.

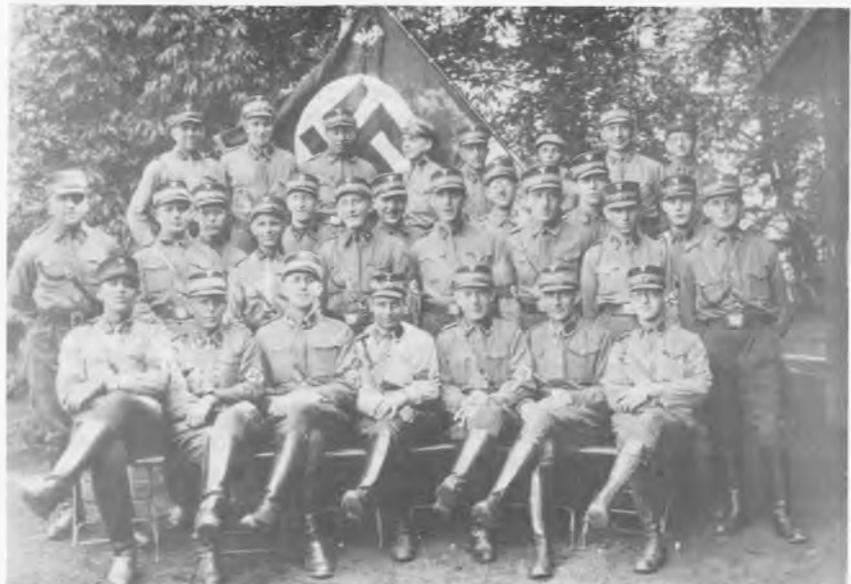
Am 15. Mai 1930 waren lediglich zwei Hösel (oder Lintorfer) Mitglieder der SA. Auch im darauffolgenden Jahr bestand offensichtlich keinerlei Neigung in der Höseler Bevölkerung, sich aktiv zur braunen Ideologie zu bekennen bzw. zu versuchen, deren kommunalpolitisches „Programm“ umzusetzen. Zeitgenössische Aussagen ranghoher SA- und SS-Führer belegen vielmehr, daß es der kommunalpolitisch völlig desinteressierte Besitzer der Gaststätte „Haus Waldeck“ an der Bismarckstraße war, der „sich als erster in Hösel zum Nationalsozialismus bekannt hat“. Selbiger trat diesen Angaben zufolge im September 1931 in die NSDAP ein. Ein offenes Eintreten für die Nationalsozialisten war im Ort allerdings auch zu diesem Zeitpunkt offenbar noch kein vorteilhafter Entschluß, da der bekannte Wirt infolge seines Bekenntnisses sogar „geschäftliche Einbuße“ erlitt. 1931 stand in Hösel für SA und SS jedenfalls „kein anderes Lokal (...) bei Nacht- und Ausmärschen (...) hilfsbereit zur Verfügung“. „Haus Waldeck“ war folgerichtig (bis zum April 1933) das erste Partei-lokal der NSDAP.

Einiges spricht denn auch für eine Gründung der Höseler NSDAP-Ortsgruppe erst im Frühjahr 1932. Aus dem Monat Mai sind die frühesten Korrespondenzen des

Höseler Ortsgruppenleiters mit der Gauleitung der Partei in Düsseldorf erhalten. Zudem traten zwei nachmalige Gemeinderatsmitglieder der NSDAP dieser zum 1. Mai 1932 bei, alle anderen kommunalpolitisch aktiven Nationalsozialisten im Ort erst zu einem späteren Zeitpunkt.

Bei dem ersten Leiter der „Ortsgruppe Hösel“ handelte es sich um den Ingenieur Erwin Räuchle, der von 1928 bis 1934 am Rodenwald in Hösel wohnte. Als dessen rechte Hand fungierte seit August 1932 sein Hausnachbar Friedrich Langendorf, von Räuchle zum „Fachberater für Kommunalpolitik“ bestimmt. Der seit 1919 in Hösel ansässige 62-jährige Langendorf dürfte zu diesem Zeitpunkt noch kaum darauf spekuliert haben, schon bald die Geschicke von Partei und Gemeinde in seine Hände nehmen zu können. Denn schon im November desselben Jahres legte der arbeitslose Kaufmann aus Silschede (Kreis Hagen), der gleichzeitig Kreisnachrichtendienst-Leiter der NSDAP war, sein Amt wegen Überlastung nieder. Räuchle sah sich daraufhin gezwungen, seinen Düsseldorfer Vorgesetzten mitzuteilen, daß er für diese Position „keinen passenden Pg.“ habe finden können und „vorläufig die Kommunalpolitik selbst“ tätige.

befand sich die Ortsgruppe immer noch in einem desolaten Zustand. Seit August 1932 beschäftigte sich Langendorf mit der Werbung von Kandidaten für die bevorstehenden Kommunalwahlen im März 1933. Seinem Bericht hierüber, datiert vom 5. September des Jahres 1932, ist zu entnehmen, inwieweit die Bevölkerung, die ja die Hitler-Partei bevorzugt wählte, dazu bereit war: „Hösel macht bei der Aufstellung der für später vorgesehenen Gemeinderatswahl resp. Gemeinderatsmitglieder grosse Schwierigkeiten. Zunächst liegt das daran weil bisher zu wenig neue Pg. geworben wurden, dann aber auch, weil (...) viele, besonders Arbeitnehmer eine gewisse Zurückhaltung an den Tag legen. Einige fürchten, durch offenes Auftreten bei ihren Brotgebern in Mißkredit zu kommen, andere wiederum wollen keine Zusammenstöße mit den Kommunisten haben.“ Rückblickend schrieb Langendorf, daß zu jener Zeit im Ort „keiner den Mut (hatte), sich offen zu uns zu bekennen (...) (Man) mußte nehmen, was da war“. Kurz und knapp faßte der frustrierte Nationalsozialist im November des Jahres 1932 die Situation der Partei in Hösel dann auch so zusammen: „Die Ortsgruppe ist ohne Geld, sie kann nicht die kleinste Zahlung leisten.“



Mitglieder der Hösel SA im Jahre 1933 oder 1934

Nur gut zwei Monate vor der „Machtergreifung“ im Reich

Der Zustand der Ortsgruppe stabilisierte sich auch nach dem

30. Januar 1933 keineswegs - im Gegenteil, nun drohte der Zerfall der „Bewegung“. Noch unmittelbar vor den Gemeinderatswahlen am 12. März desselben Jahres trat Ortsgruppenleiter Räuchle zurück. Dessen Untätigkeit, so formulierte es Langendorf, mittlerweile nur noch „Vertrauensmann“ der NSDAP im Ort, hatte dazu geführt, daß sich „inzwischen aus der Partei (...) einige gefunden haben, die selbständig eine Liste aufstellen mit ganz unmöglichen Personen“. Diese „Machenschaften“ konnte Langendorf aber schließlich vereiteln, so daß am Wahltag neun Hösel Bürger für die NSDAP einen Sitz im Gemeinderat anstrebten. Ganz unten auf der - zum letztmöglichen Zeitpunkt doch noch zustande gekommenen - Liste stand Friedrich Langendorf, seit März wieder zum kommissarischen Ortsgruppenleiter aufgestiegen. Alle übrigen Kandidaten hatten sich erst nach der NS-Machtübernahme bereit gefunden, der Partei zur Verfügung zu stehen. Vier von ihnen waren sogenannte „Märzgefallene“, also erst kurz vor den Wahlen in die NSDAP eingetreten. Zu diesen gehörte auch der Spitzenkandidat jener nationalsozialistischen Liste, der Gutsbesitzer Walter Einloos. Er sollte schon bald in ganz unerwarteter Weise für Aufregung in den eigenen Reihen sorgen.

Die „Machtergreifung“ in der Gemeinde-Vertretung

Wie eingangs angedeutet, waren die Kräfteverhältnisse der politischen Lager in der Hösel Gemeinde-Vertretung seit 1919 durch eine eindeutige Dominanz der „Bürgerlichen“ gekennzeichnet. Wie wenig der Übergang zur Republik von der Wahlbevölkerung mitgetragen wurde, davon war schon die Rede. So überrascht es nur wenig, daß auch die politisch bestimmenden Personen im Ort weitgehend mit denen vor 1918 identisch blieben. Zwar errang die gemeinsame Liste von Sozialdemokraten und Unabhängigen Sozialdemokraten bei den ersten Nachkriegsgemeinderatswahlen am 19. Januar 1919 mit fünf von insgesamt zwölf Sitzen einen beachtlichen Erfolg. Doch

änderte dies an der Wiederwahl des seit 1906 amtierenden Gemeinde-Vorstehers²⁾ Ernst Stinshoff und seines Stellvertreters Fritz Buchmühlen nichts. Beide erhielten trotz ihrer monarchistischen Überzeugungen die Stimmen nicht nur der Deutschnationalen, sondern auch der Zentrumsvertreter sowie des einen liberalen Demokraten im Rat der Gemeinde. Aufgrund der knappen Mehrheitsverhältnisse kam es in dieser Wahlperiode zu einigen härteren Auseinandersetzungen zwischen den genannten politischen Gruppierungen zur Zeit des Kapp-Putsches (1920) und des dramatischen Verfalls der Währung (1923).



V.r.n.l.: Amtsbürgermeister Heinrich Hinsin, Gustav Pagels, Ortsbürgermeister Wilhelm Straßen, auf der Bahnhofstraße Anfang der dreißiger Jahre. Im Hintergrund evangelische Kirche und Lehrerhaus

1924 verloren die Sozialdemokraten dann sämtliche Sitze im Rat, während nun zum ersten und einzigen Mal ein Kommunist einzog. Diesem standen elf Deutschnationale und Zentrümler gegenüber. Eine gemeinsame Liste der reaktionären, ausnahmslos protestantischen Deutschnationalen mit der rein katholischen Zentrumsparterie kam auch bei den Wahlen des Jahres 1929 zustande. Die Koalition dieser politisch so konträren Kräfte wird dann verständlicher, wenn man in Rechnung stellt, daß beide Parteien im Ort seit 1919 in erster Linie dafür eintraten, daß „unserem Volke und besonders unserer Jugend die Religion erhalten bleibt“ (gemeinsamer Wahlauf Ruf 1919); 1924 nahmen die religionspolitischen Auseinandersetzungen in Hösel sogar das „Gepräge eines Kulturkampfes“ an, wie Lehrer Peter

Vogel in der Schulchronik vermerkte. Derselbe wies aber in jenem Jahr auch darauf hin, daß es sich hinter diesen vordergründigen Fragen „im Grunde genommen“ um einen „Kampf zwischen Landwirtschaft und Ansiedlung“ handelte. 1933 sollte dieser Konflikt schließlich eine zentrale Rolle spielen.

Im Dezember 1929 hatte Wilhelm Straßen die Nachfolge des mittlerweile 78-jährigen Stinshoff als Ortsbürgermeister angetreten. Der 38-jährige Landwirt leitete die Geschicke Hösels in der schwierigen Zeit der Wirtschaftskrise und vertrat vor allem zusammen mit dem Fraktionsführer der DNVP im

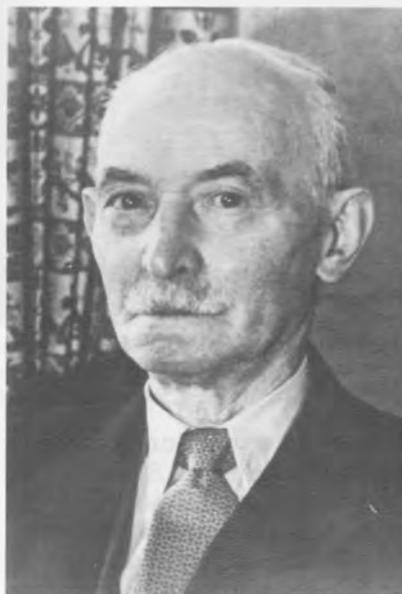
Gemeinderat, Arthur Stinshoff, die Belange des Ortes bei der Umgemeindung. Den in ihrer übergroßen Mehrheit kaisertreuen Hösel Landwirten, die die Politik in der Gemeinde vor und nach 1928 bestimmten, dürfte das Aufkommen des Nationalsozialismus im Reich eher Unbehagen bereitet haben. Geradezu feindlich aber waren sie den Hösel Nazis gesonnen, die ihnen ihren alten „Herrschaftsanspruch“ streitig zu machen drohten. Im März/April 1933 eskalierten die Auseinandersetzungen zwischen DNVP und NSDAP, „Alteingesessenen“ und „Neubürgern“.

2) Der Gemeinde-Vorsteher (Ortsbürgermeister) trug von April 1934 an die Bezeichnung Gemeindegemeinschaft, seit April 1935 Bürgermeister. Die Gemeinde-Vertretung wurde unter den Nationalsozialisten in Gemeinde-Rat umbenannt.

Bei den letzten relativ freien Gemeinderatswahlen am 12. März 1933 kandidierten Nationalsozialisten, Deutschnationale („Nationale Bürgerliste Schwarz-Weiß-Rot“), Zentrum („Liste Hertz-Ernesti“), Sozialdemokraten und Kommunisten zum ersten Mal ohne jede Listenverbindung in scharfer Abgrenzung voneinander. Zwar gewannen die Nazis erwartungsgemäß die meisten Stimmen im Ort (379), erhielten damit aber nur die Zustimmung von etwas über einem Drittel aller Höseler Wahlberechtigten. Dieses Ergebnis reichte immerhin aber zur Erringung von sechs Sitzen in der zwölfköpfigen Gemeindevertretung. Die Deutschnationalen entsandten vier, das Zentrum zwei Vertreter in den Rat. Sozialdemokraten und Kommunisten scheiterten jeweils nur knapp. Damit ergab sich auf den ersten Blick eine Pattsituation, da auch der streng katholische Zentrums-Führer Rudolf Ernesti, Gemeinderatsmitglied und Amtsvertreter seit 1929, sowie dessen Gesinnungsfreund Wilhelm Hertz aus ihrer strikten Ablehnung der kirchenfeindlichen Nazis kein Hehl gemacht hatten. Mit der eigenen Stimme hätte Wilhelm Straßen somit den Ausschlag zu seiner Wiederwahl geben können. Doch das schien zunächst nicht einmal nötig zu sein.

Denn noch vor den Ratswahlen hatte NS-Spitzenkandidat Einloos eine unerwartete Wendung vollzogen und seinen neuen Parteigenossen zu verstehen gegeben, daß er beabsichtige, seinem früheren Parteifreund, dem deutschnationalen Vorsteher Straßen, zum Sieg zu verhelfen - trotz dessen wiederholter Zurückweisung aller nationalsozialistischen Anwerbeversuche. Von den Nazis im Ort selber war zu diesem Zeitpunkt niemand bereit, für den Posten des Ortsbürgermeisters zu kandidieren. Vom Gauleiter für Kommunalpolitik in Düsseldorf wurde deshalb Friedrich Langendorf Mitte März als Kandidat bestimmt. Nun aber machte Einloos in einer Versammlung der gewählten Nationalsozialisten überdeutlich, welchem Gesichtspunkt er bei der anstehenden Vorsteher-Wahl entscheidende Bedeutung zumaß. Einloos be-

zeichnete Nationalsozialisten und „Zugezogene“, in deutlicher Anspielung auf Langendorf und nach Überlieferung des selbigen, als „Menschen zweiter Klasse“ und stellte sich „ganz auf die Seite der Landwirte“. Den Verpflichtungsschein, den er wie jeder andere NSDAP-Kandidat als eine Art Treuegelöbnis für seine Partei zu unterschreiben hatte, erkannte er nun ebenfalls nicht mehr an. Die „gemeinsame Front“, die Langendorf mit den Deutschnationalen im Rat daraufhin anstrebte, scheiterte am Widerstand von Stinshoff. Die Wogen schlugen noch höher im kleinen Höseler, als der von den politischen Umwälzungen nach oben gespülte Langendorf den weithin geschätzten Einloos wegen dessen Äußerungen aus der NS-Fraktion ausschloß und ihm zudem ein Parteausschlußverfahren androhte.



Arthur Stinshoff (1877-1963)

Nur drei Wochen vor der auf den 4. April angesetzten Vorsteherwahl hatte ein in zunehmender Feindschaft geführter Kampf um die Mehrheit für Straßen bzw. Langendorf eingesetzt. Die Schlüsselrolle kam hierbei den beiden Zentrumsvertretern zu, nachdem es Ende März kurzzeitig sogar danach ausgesehen hatte, als wolle erneut einer der zuvor gewählten NSDAP-Kandidaten Wilhelm Straßen zur Wiederwahl verhelfen. Ernesti und Hertz jedoch gaben nun eine schriftliche Zusage für Langendorf, so

daß dessen Wahl mit acht zu vier Stimmen gesichert schien. Noch am Wahltag selber aber gelang es Arthur Stinshoff, Wilhelm Hertz wiederum auf seine Seite zu ziehen und ihn so bei den Nazis wortbrüchig zu machen. Daraufhin entzog Zentrums-Chef Rudolf Ernesti Hertz kurzerhand das Mandat und ersetzte ihn durch den 31-jährigen „Neuhöseler“ Dr. Dewald.

Zur Wahl Langendorfs kam es am 4. April dennoch nicht. Schenkt man dessen Schilderung sowie den Ratsprotokollen Glauben, ereigneten sich auf der mit Spannung erwarteten Sitzung tumultartige Szenen. Darüber berichtete Langendorf einen Tag später an die Gauleitung nach Düsseldorf: „Im festlich geschmückten Saal der Wirtschaft von der Bey, Bahnhofstrasse, versammelten sich die neu gewählten Gemeinderatsmitglieder mit Einwohnern der Gemeinde, um der Einführung beizuwohnen. SA und SS marschierten mit den 6 Pg. die als Gemeinderatsmitglieder gewählt waren, mit wehender Hakenkreuzfahne in den Saal. (...) Bei Punkt 4, Neuwahl des Gemeindevorstehers und des Stellvertreters, kam es zu einem bedauerlichen Zwischenfall. Als die Mitglieder der NSDAP gemeinsam mit den zwei Zentrumskandidaten den O.G.F. (Ortsgruppenführer, d. Verf.) Langendorf als Vorsteher und den Pg. Buchmühlen als Stellvertreter vorschlugen, versuchte der Fraktionsführer der D.N.V.P., Landwirt Arthur Stinshoff, in hysterischer Ansprache, unseren O.G.F. anzupöbeln. (...) Weder der Gemeinde-Vorsteher Strassen, noch der (Amts-)Bürgermeister Hinsin griffen ein, sodass die Erregung bei den Pg. der NSDAP derart stieg, dass ein Zusammenstoß zu befürchten war. Durch das sofortige Eingreifen des O.G.F. der die Pg. aufforderte, den Saal zu verlassen, wurden Weiterungen vermieden.“

Noch am selben Tag ersuchte Langendorf den zuständigen Landrat in Düsseldorf, Wilhelm Straßen „sofort seines Amtes zu entheben und an seine Stelle einen Kommissar zu setzen (...) um Ruhe und Ordnung in der Gemeinde wieder herzustellen“. Die sechs Nationalsozialisten

sowie die innerhalb kürzester Zeit „gewendeten“ Ernesti und Dewald schlossen sich diesem Antrag ausdrücklich an. Am 6. April verfügte Landrat Tapolski die Absetzung Straßens und die Ernennung Langendorfs zum kommissarischen Gemeinde-Vorsteher. Dessen ordnungsgemäße Wahl erfolgte schließlich am 19. April 1933 durch die Mehrheit der Hösel Gemeinde-Vertreter. Arthur Stinshoff aber soll gegenüber dem neuen nationalsozialistischen Ortsbürgermeister geäußert haben, er werde ihn „bis aufs Messer bekämpfen“.

Konflikte und Konkurrenzen - die Anfänge der NS-Herrschaft

Wirtschaftlich wurde auch in Hösel im Jahre 1933 der Tiefpunkt durchschritten, so daß 1934 und 1935 die Zahl der Arbeitslosen wieder leicht abnahm, die der Kleingewerbebetriebe von 30 auf 34 anstieg, und die Ausgaben für die Wohlfahrt um rund die Hälfte sanken. Da nun auch aus den Kassen des Reiches wieder mehr Gelder flossen, Amts- und Kreissteuern sich aber nicht erhöhten, konnten die neuen Machthaber im Ort im Rechnungsjahr 1934 erstmals wieder schwarze Zahlen schreiben und die verschobenen Bauvorhaben nun weitgehend verwirklichen. Dabei war der Neubau der vierklassigen Schule für beide Bekenntnisse in den Jahren 1934 bis 1936 zugleich der Beitrag der Gemeinde zum Arbeitsbeschaffungsprogramm.

Der erste, der im Frühjahr 1933 im Gemeinderat der sog. „Hitlergruppe“ beitrug und Parteimitglied wurde, war Rudolf Ernesti. Im September 1933 von Langendorf zum kommunalpolitischen Fachberater ernannt und zum Fraktionsführer der NSDAP im Rat vorgeschlagen, wurde der 47-jährige Ernesti bald zum engsten Vertrauten des umstrittenen Vorstehers. Drei der vier deutschnationalen Gemeinde-Vertreter sowie Dr. Dewald schlossen sich noch im selben Jahr ebenfalls den Nationalsozialisten - zunächst als „Hospitanten“ - an. Vordergründig hatte Friedrich Langendorf im Sommer 1933 als Ortsbürgermeister und Leiter der NSDAP-Sekti-

on Hösel eine unangefochtene Machtstellung im Ort inne. Doch hinter den Kulissen trachteten seine Gegner danach, die „alten Zustände“, die Herrschaft der „Alteingesessenen“ wiederherzustellen, worüber sich Langendorf nun zunehmend erregte.

Über Arthur Stinshoff, der den Nazis unverändert ablehnend gegenüberstand, aber seinen Sitz im Rat behielt, berichtete er an seine Vorgesetzten, dieser habe die Nationalsozialisten als „Schweine“ bezeichnet. Den stellvertretenden Gemeinde-Vorsteher Fritz Buchmühlen nannte Langendorf einen „nervenkranken Krakeeler“. Überhaupt seien die Leute um ihn herum, so der Vorsteher, zu einer konstruktiven kommunalpolitischen Arbeit nicht in der Lage. Seinen Posten als NSDAP-Sektionsleiter legte der gesundheitlich schwer angeschlagene Kaufmann im November 1933 nicht nur wegen „Überbürdung“ nieder, sondern auch, weil er sich zuvor mit der örtlichen SA angelegt hatte, aus deren Reihen er einige „Randalierer“ auszuschießen sich gezwungen sah.

Zur Bestürzung des Vorstehers wurde nun vom NSDAP-Ortsgruppenleiter für Ratingen-Land, Alfred Schorn (Angermund), der einst abtrünnige Walter Einloos zum Nachfolger Langendorfs bestimmt. Diese für die Zeitgenossen wohl überraschende Entscheidung löste eine Reihe von Anfragen und Protesten Langendorfs bei höheren Parteistellen aus, da er offensichtlich die Konkurrenz und Gegnerschaft des von ihm vor kurzem verstoßenen Einloos fürchtete. So habe sich der neue Sektionsleiter „nie um uns gekümmert, nie an einer Veranstaltung teilgenommen“. Überhaupt sei dessen Einsetzung das Resultat der persönlichen Beziehung Einloos' zu Schorn; „eine etwas komische Logik“ (Langendorf). Das „Intrigenspiel“ des Angerländer Ortsgruppenleiters machte Langendorf später dann auch dafür verantwortlich, daß „ich krank wurde und meine Ämter niederlegen mußte“. Am 7. März 1934 bat der 63-jährige den Düsseldorf-Mettmanner Landrat Tapolski erstmals, ihn von seinem Amt als Gemeinde-Vorsteher zu

entbinden: „Ich habe mir, dies weiß ich wohl, in den letzten beiden Jahren an Arbeit für Partei und Gemeinde zuviel zugemutet und nun geht es einfach nicht mehr.“

Damit war die Stunde für die „Opposition“ im Ort gekommen. Zunächst versuchte Amtsbürgermeister Heinrich Hinsin, vormals beim Zentrum und Parteigenosse erst seit dem 28. April 1933, Wilhelm Straßen wieder in das Amt des Ortsbürgermeisters zu bringen. Der Versuch schlug jedoch fehl, weil Straßen einen Parteieintritt strikt ablehnte und sich schließlich vom kommunalpolitischen Geschehen ganz zurückzog. Darüber, wie es schließlich gelang, Sektionsleiter Einloos als neuen Bürgermeister vorzuschlagen und durchzusetzen, kann heute nur noch spekuliert werden. Langendorf jedenfalls glaubte, das Beziehungsgeflecht der „Verschwörer“ im Ort enttarnt zu haben. Er schrieb im Februar 1934 an den NSDAP-Kreisleiter von Niederberg: „Mein bisheriger Stellvertreter Buchmühlen ist Onkel des Sektionsleiters Einloos und dieser wieder ein Vetter des vorgenannten Strassen. Das weitere können Sie sich denken, Strassen ist eng befreundet mit



Walter Einloos (1892-1968),
Bürgermeister 1934-1945

Arthur Stinshoff und letzterer Intimus des Bürgermeisters Hinsin.“ Ungeachtet der so nicht zutreffenden Darstellung der verwandtschaftlichen Verhältnisse dürfte der Grundgedanke des Schreibens aber zutreffen; der Verbun-

denheit der früheren (deutschnationalen) Führungsriege im Ort war es zu verdanken, daß zwei ihrer wichtigsten Repräsentanten im Frühjahr 1934 das kommunalpolitische Geschehen wieder weitgehend bestimmten: Gemeindegeschulze bzw. Bürgermeister Walter Einloos, am 29. März 1934 auf zwölf Jahre ernannt, und „Ortsbauernführer“ Arthur Stinshoff, der im Juni 1934 in die NSDAP aufgenommen wurde.

Viele Monate noch empörte sich Langendorf über den „Fall Einloos und Reaktionäre“ und über die „unhaltbaren Zustände“ in Hösel. Im Gegensatz zu Langendorf erhielt Einloos nun mit Hilfe Schorns die Mitarbeiter, die er zur Unterstützung seiner Tätigkeit erbeten hatte - nach Ansicht Langendorfs bedeutete dies die endgültige Wiedereinführung „der alten D.N. Herrschaft“. Ein Blick auf die Liste der Beigeordneten und Gemeinderäte nach 1934 bestätigt diese Einschätzung teilweise. Abgesehen von Martin Dewald, dem neuen Sektionsleiter Ferdinand Ernesti und seinem Vetter Rudolf, der vermutlich 1936 bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam, dominierten „Alteingesessene“, vormals deutschnationale Höselener den Gemeinderat. Dazu gehörten neben Bürgermeister Einloos Arthur Stinshoff, Fritz Buchmühlen, Wilhelm von der Bey sowie, nach Einschätzung Langendorfs, einige „kommunalpolitische Nullen“ und „Kopfnicker“. Noch im Oktober 1934 klagte der frühere Vorsteher deshalb, er hätte „aushalten sollen, selbst auf die Gefahr hin, eines Tages zusammenzubrechen“.

Im Dezember 1936 verließ Friedrich Langendorf die Gemeinde Hösel und zog nach Düsseldorf. Die Erinnerung an ihn ist deshalb auch bei den älteren Höselern weitgehend verblaßt. Unvergänglich dürfte dagegen bei den Betroffenen bleiben, daß der erste NS-Bürgermeister für die Verhaftung der Spitzen der Höselener SPD (Bernhard Wittenberg) und KPD (Hermann Hegels, Paul Stursberg) im Frühjahr 1933 zumindest mitverantwortlich war, und er sich nach eigenem Bekunden auch nicht für deren Freilassung aus

der „Schutzhaft“ einsetzte. Während der Amtszeit von Walter Einloos führten die Genannten dann wieder ein relativ „normales“ Leben im Ort, wobei Bernhard Wittenberg sogar den Vorsitz im neugegründeten Verkehrsverein des Luftkurortes übernahm.



Ferdinand Ernesti (1887-1944),
NSDAP-Ortsgruppenleiter 1934-1944

Politische Lebenswege nach 1934

Das Jahr 1935 brachte eine spürbare Beruhigung im Personen- und Postenkarussell von Partei und Gemeindeverwaltung. Ereignisse von herausragender kommunalpolitischer Bedeutung sind von nun an bis Kriegsende ebenfalls nicht mehr zu verzeichnen. Mit wenigen Sätzen soll daher abschließend der Frage nachgegangen werden, inwieweit sich die behandelten Hauptakteure auch nach 1934 noch politisch betätigten.

Nachfolger von Walter Einloos als „Stützpunktleiter“ der NSDAP in Hösel wurde 1934 Ferdinand Ernesti. Er führte die Ortsgruppe, die im Krieg die Gemeinden Hösel, Eggerscheid und Breitscheid umfaßte, bis zu seinem

Tod im Herbst 1944. So blieb ihm das Schicksal seines nur wenige Monate amtierenden Nachfolgers Dr. Dewald erspart. Dieser geriet unmittelbar nach dem Einmarsch der Amerikaner in Hösel im April 1945 in Kriegsgefangenschaft, in der er zwei Jahre verbrachte. Martin Dewald starb 1957 im Alter von sechsfünfzig Jahren in der Nähe von Lübeck. Von der Besatzungsmacht wurde Wilhelm Straßen am 25. April 1945 wieder als Bürgermeister eingesetzt. Straßen trat wenig später der CDU bei und wurde im September 1946 bei den ersten freien Wahlen von der Höseler Bevölkerung in seinem Amt bestätigt. Doch nur noch bis zum Februar 1948 war es ihm vergönnt, seine Kraft erneut dem Wohl der Gemeinde in einer Zeit schwerster Not zu widmen. Die politisch diskreditierten Einloos und Stinshoff hingegen mieden nach 1945 jede weitere partei- bzw. kommunalpolitische Betätigung.

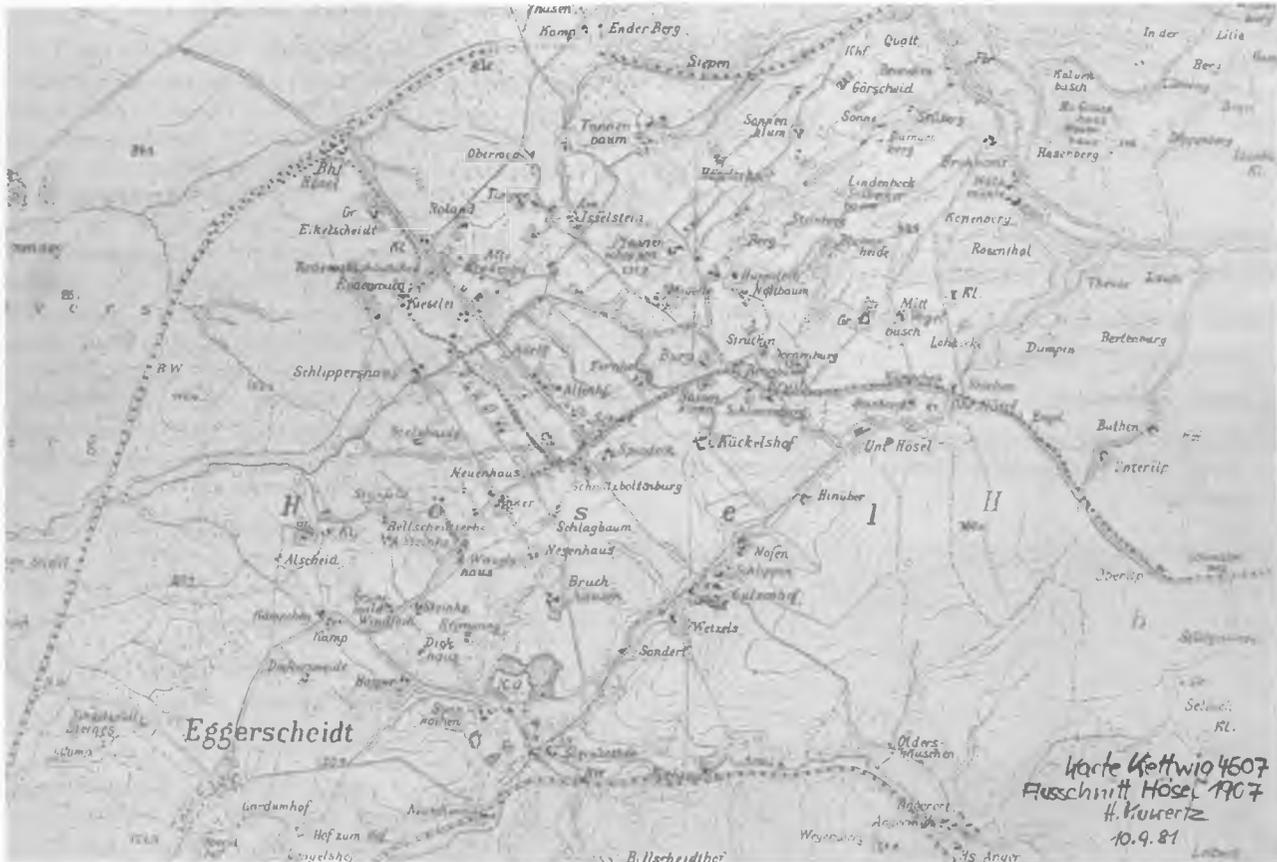
Die für die Entwicklung Höselers von 1930 bis 1934 relevanten Quellen befinden sich im Stadtarchiv Ratingen (Zeitungen, Amtsverkehr im Amt Angerland, Protokolle des Gemeinderates), im Stadtarchiv Düsseldorf (Bestand Ebel), sowie in der Wilhelm-Busch-Schule in Hösel (Schulchronik). Für jederzeit bereitwillig erhaltene Auskünfte und Unterstützung danke ich über dreißig Höselener Bürgerinnen und Bürgern, dem Stadtarchiv Ratingen und der Wilhelm-Busch-Grundschule.

Volker Straßen



Höseler Straßennamen

In der vorigen Ausgabe der „Quecke“ (Nr. 61, November 1991) begannen wir mit der Veröffentlichung einer Arbeit von Helmut Kuwertz, in der die Herkunft der mehr als 60 Straßennamen erklärt wird, denen alte Flurbezeichnungen zugrunde liegen oder die nach bekannten Höseler Persönlichkeiten der Vergangenheit benannt sind. Hier werden nun die restlichen Namen in alphabetischer Reihenfolge vorgestellt und ihre Entstehung erläutert:



Ausschnitt aus der Karte Kettwig 4607, welche die Lage der Höseler Kotten und Höfe im Jahre 1907 zeigt

Gut Anger

Verlauf: Höseler Straße bzw. Heiligenhauser Straße-Stichstraße

Richtung Süd-West

1.) Erste Erwähnung im Jahre 904. In einer Urkunde überwies König Ludwig das Kind auf Bitten seines Verwandten Konrad, des Abtes von Kaiserswerth, dem dortigen Stift eine Anzahl von Ortschaften und Gütern. Hierin wird ein Hof Anger erwähnt: angeron curtis. 1148 kauft der Abt Lambertus von der Abtei Werden Haus Anger für 40 Silbermark von Heinrich von Caster vor dem Freischöffengericht Kreuzberg bei Kaiserswerth.

2.) Anger = Ahd. angar = allg. ein Grasplatz, meist eingefriedet, nahe dem Dorfe.



Die Heiligenhauser Straße um 1955

Heiligenhauser Straße

Verlauf: Eggerscheidter Straße - Höseler Straße

Richtung Nord-Ost-Ost

Heiligenhaus, Industriestadt im Grünen. Das Gemeindegebiet mit

einer Höhenlage von 53 bis 244 m umfaßt eine Fläche von 2743 ha und hat 29675 Einwohner.

Erste urkundliche Erwähnung im Jahre 1380. Ihren Namen verdankte die Stadt einer dem hl. Hubertus geweihten Kapelle, die am „Hilinci-Weg“ lag, einem Nebenweg des bekannten Hellwegs, der aus dem Niederbergischen kam und über Hösel (Heiligenhauser/Eggerscheidter Straße) zum Grab des hl. Suitbertus nach Kaiserswerth führte.

Heimgart

Verlauf: Heimsang - Stichstraße

Richtung Nord-Ost

- 1.) Heimgart = Hausgarten
- 2.) siehe Heimsang
- 3.) Gart = meist mit Buschwerk oder Wald bestandene Einfriedungen.

1932 bis 1968 war hier das Obstgut „Heimsang“ auf einem 32 Morgen großen Gelände beheimatet.

Höseler Haus

Verlauf: Sinkesbruch - Stichstraße

Richtung Nord-Ost

Im Jahre 1218 wird der heutige Ortsteil Hösel (Hoysele) zum ersten Male urkundlich erwähnt. 1281 = Husselt, 1348 = Huyssilde, 1470 = Hoessell, 1583 = Hoysell.

Der name Hösel bedeutet: Hö = hoh = hoch (ahd)

sel = sal, seli (ahd) und selde (mhd) = Wohnung, Haus, besonders das, welches nur aus einem Raum besteht = Saal.

Hösel: Hochgelegenes Haus oder Wohnung, oder: Der hochgelegene Salhof.

Selner. Er wohnte hier mit seiner Familie bis zu seinem Tode 1952.

Im Angertal

Verlauf: Ernst-Stinshoff-Straße - Stadtgrenze

Richtung Süd-Ost

1.) Die Anger entspringt bei Keffhäuschen (Neviges-Tönisheide). Sie bildet von Haus Anger bis zur Müschenau die Grenze zwischen den Stadtteilen Hösel und Homberg. Der Bach durchläuft den schönen Talabschnitt an dem alten Rittersitz Gräfenstein vorbei zur Auermühle. Weiter abwärts umspült das Gewässer die Wasserburg Haus zum Haus und windet sich durch Wiesen und Wälder nach Angermund. Von hier aus ist es nicht mehr weit bis zu ihrer Mündung im Stadtgebiet von Duisburg.

2.) siehe Gut Anger



Das Obstgut „Heimsang“ im Jahre 1935
Der Verlauf der Straße „Heimsang“ ist an der Pappelreihe zu erkennen

Heimsang

Verlauf: Eggerscheidter Straße - Stichstraße

Richtung Südost-Nordost

1.) Heimsang: Im 14. Jahrhundert Heimensank = ein Platz, wo Heimchen sangen. Oder: Hain = Landwehr, sang = sengen, brennen = Brandrodung an der Landwehr.

2.) In der Ploennieskarte ist 1715 ein Kothen eingezeichnet, der Heimsang benannt wird. Von

Hugo-Henkel-Straße

Verlauf: Bahnhofstraße - Kettwiger Straße

Richtung Nord-Ost

Dr. Hugo Henkel (1881-1952), Sohn des Gründers der bekannten Firma Henkel u. Cie, die 1876 von Fritz Henkel in Aachen als Seifensiederei gegründet wurde. 1908 wurde Dr. Hugo Henkel Teilhaber der Firma, die jetzt ihren Sitz in Düsseldorf hat. 1917 kaufte Henkel in Hösel ein Grundstück mit Haus von dem Fabrikanten

Im Bergersiepen

Verlauf: Peddenkamp - Bruchhauser Straße

Verlauf: Süd-West

1.) Altes Flurstück, benannt nach dem Bergerhof, der im Sondersbachtal direkt neben dem Gützenhof gestanden hat. Erste urkundliche Erwähnung im Jahre 1693.

2.) Siepen: a.) Im Bergland enges schluchtartiges Tal mit Rinnsal, meist unbegebar. b.) Im Flachland feuchte Stelle im Acker und in der Wiese.

In den Höfen

Verlauf: Peddenkamp - Stichstraße

Richtung Süd-Ost

Im Sondersbachtal lagen 8 Höfe beieinander. Auch der 1218 urkundlich erwähnte Hof „Hösel“, von der die Honschaft Hösel ihren Namen abgeleitet hat, hat hier gestanden.

Ab 1701 wird der heute noch bestehende Gützenhof urkundlich als „Hof Hösel“ bezeichnet.

„Hoff in Hössel jetzo Gützenhoff genannt.“



Der Kotten „Klein-Eickelscheid“ im Frühjahr 1953 (Blick aus dem Haus Kieselei 4)

Im Sandforst

Verlauf: Rodenwald - Rodenwald

Richtung Süd-Ost

1.) Bis kurz vor dem 2. Weltkrieg wurden die hier in der Nähe in einem Wald gelegenen Sandvorkommen gefördert und als Bausand verkauft.

2.) Sand = Anhäufung kleiner, loser Mineralkörner, besonders Quarz.

3.) Forst = regelrecht bewirtschafteter Wald.

Im Tal

Verlauf: Allscheidt - Am Teckenberg

Richtung Nord-Ost

Das Tal, Einsenkung oder Einkerbung im Gelände.

Kämpchenweg

Verlauf: Am Dickhaus - Am Sonnenhang

Richtung Süd-West

1.) Kamp: = Ursprünglich mit einem Wall, Hecken und Bäumen umfriedetes größeres zusammenhängendes Feld.

Kämpchen: Kleines Feld

2.) Der Hof Kämpchen wurde 1935 beim Bau der Autobahn abgerissen.

Kieselei

Verlauf: Hugo-Henkel-Straße - Am Adels

Richtung Süd-Ost

1.) Das Haus Kieselei Nr. 3 wurde um 1760 erbaut und wird in alten Karten, z.B. in einem Plan von 1834 als Kothen „Kisselei“ bezeichnet.

2.) Im rhein. Raum historisch belegt vor 1250 (am) Kissel, 1448 „uff dem Kissel“.

2.) Kieselei = kiesreiches Flurstück, ahd. = Kisil, mhd. = Kisel

Kückelwerth

Verlauf: Heiligenhauser Straße - Stichstraße

Richtung Süd-West

1.) In einer Hebeliste der Kellnerei Angermund von 1573 wird der Name zum erstenmal urkundlich erwähnt: Wilh. zu Kuckelshauß

1632: Adolf zu Kuckelshauß

1652: Jan zu Kuckels

1715: Wilh. zu Kückelshoven

2.) Werth: Insel

3.) Kückel = Tannenzapfen, Kiefernäpfel, vielleicht Bezeichnung nach der Form.

Kohlstraße

Verlauf: Bahnhofstraße - Laupendahlweg

Richtung Süd-West

1.) In der Blütezeit der Hösel Kalkindustrie ca. 1700-1900 wurden über diesen Weg die Kohlen zu den Kalköfen transportiert (Bruchhauser Öfen, und die an der Eule). Da der Weg ab dem Kettwiger Ruhrübergang nach Hösel nicht immer befahren werden konnte, wurden die Kohlen in Körben auf Mauleseln befördert.

2.) Kohlstraße: Historisch belegt: 1410 up dem Koyllwegh (Düren)

Langenbroich

Verlauf: Sinkesbruch - Am Roland

Richtung: Süd-West

1.) Broich: = Ahd.-bruch, mhd.-bruooh = Bruch=Sumpf, Moorland, Sumpfstelle in einer Wiese, Strauchdickicht am Wasser, sumpfige Buschparzelle.

2.) Langen: =mhd.-ahd. langan, eigentlich „lang werden oder machen“, Längenausdehnung des Bruchgeländes.

3.) siehe auch Sinkesbruch.

Laupendahlweg

Verlauf: Kohlstraße - Dickelsbach

Richtung Süd-Ost

Erste Erwähnung im Jahr 796, da überträgt ein gewisser Priester Heinrich dem Gründer der Werdenener Abtei, dem hl. Ludger, Rodungen im Wald von Heisingen. Ort der Übertragungsurkunde war ein Herrenhof, die „Villa hlopanheldi“ in der Laupendahler Mark.

Laupe: 875 Lopina, 1417 in der Lopen, 1052 Luopanheldero marko = Laupendahler Mark

Laupe: zu ahd. Hlopan = haufen.

Markenbusch

Verlauf: Bismarckstraße - Neuhäuser

Richtung Süd-West

1.) Von dem großen fränkischen Königsforst bildeten die Waldge Marken des bergischen Amtes Angermund einen Teil.

1193 verlieh Kaiser Heinrich VI. dem Kloster Kaiserswerth Gefälle und Gerechtsame. Nutznießung des Waldes besaßen die im Rodungsgebiet gelegenen Höfe. In Hösel erinnern Namen wie Rodenwald und Roland (Rottland) an die Rodungen.

1816 verfügte die preußische Regierung die Teilung bzw. Aufteilung der Marken.

2.) Mark, Gemark = Grenze, Markstein, Grenzwald, Wald am Rande der Gemarkung.

3.) Busch = einzelner Busch (doch wohl selten), Wald, der größte wie der kleinste.

Ursprünglich Busch nur Niederwald (Bauernwald).

Richtung Nord-West

1.) Neu: mhd. niuwe, ahd. niuwi, lat. novus = „neu“: erneuern, neu-machen, renovieren, wiederholen, auswechseln.

2.) Neuhaus: Neubau, „noch im Bau befindliches oder eben fertiggestelltes Gebäude (18. Jahrh.) - „In letzter Zeit, erst vor kurzem“ (18. Jahrh.) aus älterem „neuer Dinge.“

Peddenkamp

Verlauf: Eggerscheidter Straße – In den Höfen

Richtung Süd-Ost

1.) Pedden: Paede = Fußpfad, schmaler Weg, nicht befahrbar,

umfriedetes größeres, zusammenhängendes Feld.

Rodenwald

Verlauf: Sachsenstraße - Sandforst

Richtung Süd-Ost

1.) Rod = Stelle einer Rodung zum Zwecke der Siedlung oder der Flurerweiterung.

2.) siehe Markenbusch

3.) In einer Karte von 1805 ist in Hösel ein Hof „Rodewald“ eingezeichnet.

Schlipperhaus

Verlauf: Eggerscheidter Straße - Kohlstraße

Richtung Nord-West

1.) Schlippen = unbebaut gelassenes Stück Land, Rand des Ackers, kleiner Ackerzipfel, kleine Parzelle.

2.) Schlippen = gehört zu den Landwehnamen = kleiner verbotener Durchschlupf in der Landwehr.

3.) Creelius deutet Schlipp = als Rinne, durch die Wasser abfließt.

4.) Bei der Aufteilung des Gemarkenwaldes 1816 wurden dem Hof „Auf der Schlippen“ auch ein Landstreifen zugesprochen. In einer Karte von 1842 ist ein Haus „Schlipperkoth“ eingezeichnet.



Der Hof Nesenhaus um 1930

Nesenhaus

Verlauf: Eggerscheidter Straße - Rehweg

Richtung Süd-Ost

1.) 1959 wurde der frühere Hof Nesenhaus abgerissen, der bereits 1573 in den Lagerbüchern von Angermund und Landsberg urkundlich erwähnt wird.

1573 = Neßenhaus

1632 = Adolff zu Neßenhaus

1656 = Wilh. zu Nießenhausen

1672 = Johann Neießenhauß

2.) Nesen-haus: Abgeleitet von dem Vornamen Agnes - Nees.



Der Peddenkamp in den 40iger Jahren

Neuhaus

Verlauf: Eggerscheidter Straße - Stichstraße

meist zwischen Zaunhecken hindurchführend.

2.) Kamp: Ursprünglich ein mit einem Wall, Hecken und Bäumen

Um die Jahrhundertwende wurde die Gaststätte „Schlipperhaus“ gegründet, die 1975 abgerissen wurde.



Der Sinkesbruch um 1950

Sinkesbruch

Verlauf: Hugo-Henkel-Straße - Heiligenhauser Straße

Richtung Süd-Ost

1.) Der Sinkesbruch verläuft am Abhang des hier abgesunkenen Velberter Sattels, an seiner tiefsten Stelle sammeln sich die Oberwasser und bilden eine Bruchlandschaft.

(Hoher Grundwasserspiegel)

2.) Bruch = Sumpf, Moorland, Sumpfstelle in einer Wiese, sumpfige Buschparzelle.

Spindecksfeld

Verlauf: Peddenkamp - Danziger Straße

Richtung Nord-Ost

1.) Erste Erwähnung im Oberhofprotokoll des Stiftes Gerresheim von 1641.

Da heißt es: Peter uf dem Spindeck zahlt 3 Heller. 1715 Speenick.

2.) Im Jahre 1695 geben die Eheleute Jan und Gertraud auf der Spindeck der Evgl. Kirchgemeinde Linnep ein Stück Land, „Brackbanden“ genannt, in Erbpacht, um hier eine Schule zu errichten.

3.) Spin-eck = Ecke = Eiche

In Grimms Wörterbuch lesen wir: Spinddick: scherzhafte Ausdeutung des Meisenrufs.

Stolsheide

Verlauf: Eggerscheidter Straße - Am Wetzelshaus

Richtung Nord-West

1.) Bei der Aufteilung des Gemarkenwaldes Anfang des 19. Jahrhunderts fielen ein Streifen Wald und Heideland nördlich der heutigen Eggerscheidter Straße an den Stollshof. Darauf wurde ein Kothen gebaut, der Stolsheide benannt wurde.

2.) Stolls: = Grundbedeutung im Mittelalter noch vorwiegend „stattlich“.

3.) Stolsheide: Unfruchtbare, mit Heidekraut, Ginster u. Buschwerk bestandene Fläche.

Vogelsangweg

Verlauf: Finkenweg - Stadtgrenze Heiligenhaus, Görscheider Weg.

Richtung Nord-Ost

Historisch belegt: 1309 Vogel-sangss (Krefeld-Trar), 1317 Vogel-sanch (Düsseldorf-Meiersberg).

Bedeutung: 1.) Nach Jakobs stammen diese Namen aus höfischer Zeit.

2.) Allgemeiner: Stellen, wo Singvögel mit Vorliebe zu nisten pflegen.

Wiesengrund

Verlauf: Bruchhauserstraße - Stichstraße

Richtung Süd-West

1.) Grünland, das dauernd im geschlossenen Bestand Gräser, Kleearten und Kräuter trägt und im Gegensatz zur Weide regelmäßig geschnitten und zur Heugewinnung abgeerntet wird.

2.) Grund: kleines Tal - Senke, Feuchtstelle.

Wildenhaus

Verlauf: Bahnhofstr. - Rodenwald

Richtung Süd-West

1.) Wild: mhd.wilde, ahd. wildi, Wildheit (17. Jahrh.) verwildern (17. Jahrh.) - im Walde stehendes verwildertes Haus, oder Haus des Wilderers - des Wilddiebs (17. Jahrh.)

2.) Der Kothen „Wildenhaus“ wurde Anfang des 19. Jahrh. erbaut und um 1970 abgerissen. Er stand an der Stelle, wo die Straßen Rodenwald und Sandforst zusammenstoßen.



Wildenhaus um 1913

Windfochweg

Verlauf: An der Hasper - Stichstraße

Richtung Nord-West

1.) Windfoch(e) verbreitet u.a. im Bereich von Ratingen-Kettwig-Laupendahl. Historisch belegt: 1626 hinter der „Windfoche“.

Bedeutung: = Stelle, wo der Wind „focht“, d.h. faucht.

2.) der Höseler Kothen „Windfoch“ stand an der Stelle, wo die Eggerscheidter Straße in die Ernst-Stinshoff-Straße mündet.

Wolf von Niebelschütz - Promenade

Verlauf: Bismarckstraße-Kohlstraße

Richtung Nord-West

1.) Wolf von Niebelschütz (1913-1960), Schriftsteller, lebte in Hösel

2.) Promenade = Spazierweg

3.) Die heutige Wolf von Niebelschütz-Promenade ist ein Teilstück der ehemaligen Kleinbahnstrecke, die von 1899 bis 1923 zwischen dem Bahnhof Hösel und Heiligenhaus befahren wurde.

Zum Isselstein

Verlauf: Sinkesbruch - Langenbroich

Richtung Südwest-Nordwest

1.) Isselstein: kleiner Kothen, liegt im Winkel der Straßen Sinkesbruch - Am Tannenbaum, erbaut um 1750.

2.) Im 17. Jahrhundert besaß die Familie Isselstein das Wasserschloß Linnep, mögliche Verbindung zum Höseler Kothen „Isselstein“.

3.) Siehe auch Steinhaus - (Stein)

Zur Eule

Verlauf: Ernst-Stinshoff-Straße

Richtung West

1.) Eul (n) er: Histor. belegt 1567

Platz, wo die Töpfererde gegraben wird, von lat. aula, olla = Topf, Trinkgefäß aus Ton.

2.) Gaststätte „Zur Eule“ gegründet von der Familie Graf von Spee um 1880. Mehrmals umgebaut und erweitert.

3.) Die Eule: Nachtraubvogel mit rundem Kopf, Hakenschnabel, vorwärts gerichteten Augen, steifem Ohrgefieder, befiederten Füßen, krummen, scharfen Klauen: nährt sich von Mäusen, Kerbtieren u.a.

4.) Der spätere Besitzer der Gaststätte „Eule“, Knevels, benannte seine Wirtschaft nach der Töpferei (Euler) am Kämpchen, die in seiner Nachbarschaft lag und 1935 abgerissen wurde.

Das Lied von der Hochseekuh

Zwölf Tonnen wiegt die Hochseekuh.

Sie lebt am Meeresgrunde.

Ohei! - - Uha!

Sie ist so dumm wie ich und du

Und läuft zehn Knoten in der Stunde.

Ohei! - - Uha!

Sie taucht auch manchmal aus dem Meer

Und wedelt mit dem Schweife.

Ohei! - - Uha!

Und dann bedeckt sich rings umher

Das Meer mit Schaum von Seife.

Ohei! - - Uha!

Die Kuh hat einen Sonnenstich

Und riecht nach Zimt und Nelken.

Ohei! - - Uha!

Und unter Wasser kann sie sich

Mit ihren Hufen melken.

Ohei! - - Uha!

Joachim Ringelnatz

Haie und Seekühe im Lintorfer Waldsee

Begibt man sich in der Entwicklungsgeschichte der Erde etwa 65 Millionen Jahre zurück, so gelangt man an den Anfang eines erdgeschichtlichen Zeitalters, das als Tertiär bezeichnet wird.

Tertiär bedeutet übersetzt die „dritte Zeit“ und wurde 1759 von G. ARDUINO den bis dahin bekannten erdgeschichtlichen Abschnitten Erdaltertum (als die „erste Zeit“) und Erdmittelalter (als die „zweite Zeit“) gegenübergestellt.

Das Tertiär umfaßt einen Zeitabschnitt von etwa 65 bis vor 1,8 Millionen Jahren. Da in dieser Zeit aus Resten zahlreicher abgestorbener Pflanzen mächtige Braunkohlevorkommen entstanden, wird das Tertiär auch als Braunkohlenzeit bezeichnet.

Zur besseren Übersicht und genaueren Differenzierung der erdgeschichtlichen Vorgänge wird das Tertiär wie folgt untergliedert:

Tertiär	Jungtertiär	Pliozän	1,8 Mio. Jahre
		Miozän	5,0 Mio. Jahre
	Alttertiär	Oligozän	22,5 Mio. Jahre
		Eozän	37,5 Mio. Jahre
			53,5 Mio. Jahre
		Paläozän	65,0 Mio. Jahre

Im biologischen Sinne ist das Tertiär weltweit dadurch gekennzeichnet, daß sich nun zunehmend eine Tier- und Pflanzenwelt entwickelte, die der heutigen Lebenswelt schon recht nahe kam.

Alle heute lebenden Säugetiere (Tiere die vollständig im Mutterleib heranwachsen und nach der Geburt eine Zeit lang an der Mutterbrust gesäugt werden) haben ihre Vorfahren im Tertiär, auch der Mensch. Bei den Pflanzen entstanden nun die Gräser.

Im geologischen Sinne ist das Tertiär, vor allem in Europa, u.a. durch die Auffaltung des Alpengebirges geprägt.

Wenden wir uns nun aber dem heimischen Boden zu, denn auch in unserem Raum hat die Tertiärzeit ihre Spuren hinterlassen.

Bei diesen Hinterlassenschaften handelt es sich um den sog. Ratinger Ton, einen blau-grauen bis grün-grauen z.T. sandigen Ton, in dem stellenweise knollig ausgebildete Mineralien wie Gipsrosen und Barrytkugeln vorkommen können (siehe Abb. 1 und 2).

Normalerweise treten die Ratinger Tone nicht oberflächlich zutage, da sie fast überall von jüngeren Sanden und Kiesen der letzten Eiszeit überlagert werden.

Dort, wo sie aber erreichbar waren, machten sich die Menschen unserer Stadt den Ton wegen seiner guten Eigenschaften zum Töpfern schon früh zunutze. Dies wird durch zahlreiche Funde von Scherben mittelalterlicher Gefäße belegt.

Auch in jüngster Zeit wurde und wird der Ton noch zu wirtschaftlichen Zwecken abgebaut. So gab es dort, wo heute der Lintorfer Waldsee liegt, eine Tongrube, die sog. ehemalige Grube am Fliegelskamp. In der Grube Nelskamp im Autobahnkreuz Breitscheid wird der Ton heute noch abgebaut und verarbeitet.

Doch nun zu der Frage, wie und warum der Ton überhaupt in Ratingen abgelagert wurde?

Zu Beginn des Tertiär, im Paläozän, war das Gebiet der Niederrheinischen Bucht, an deren Ostgrenze Ratingen liegt, weitgehend Festland.

Die Kontinente hatten noch eine andere Lage und auch die Verteilung von Land und Meer entsprach nicht den heutigen Verhältnissen. Im darauffolgenden Eozän herrschten auf dem Festland bei einer Jahresmitteltemperatur von 25 °C tropische Verhältnisse vor.

Dies änderte sich mit Beginn des Oligozän. Durch Bewegungen in der Erdkruste begann sich in der Zeit zwischen 37,5 und 22,5 Millionen Jahren die Niederrheinische Bucht einzusenken.

In das so entstandene ausgedehnte Becken konnte von Norden her die Nordsee bis in unseren Raum vordringen (siehe Abb.3).

(Ihre größte Ausdehnung nach Süden erreichte die Nordsee im Ober-Oligozän, etwa bis zur Linie Aachen-Düren-Bonn.)

Ratingen lag somit zur Zeit des Mittel-Oligozän, also vor 32 Mio. Jahren, an der Südküste der Nordsee (siehe Abb.3).

Da das Meerwasser in diesem Küstenabschnitt sehr ruhig war, konnten die darin gelösten feinen Sand- und Staubpartikel ganz langsam zu Boden sinken und sich dort aufschichten.

Der so entstandene Meeresboden ist nichts anderes als der Ratinger Ton, den wir heute vorfinden.

In diesem ruhigen und relativ tiefen Ozeanbereich fanden aber auch zahlreiche Meerestiere ideale Lebensbedingungen. Wenn diese Tiere starben, wurden ihre zu Boden sinkenden Körper im Meeresboden, dem heutigen Ratinger Ton, eingebettet und konnten so z.T. versteinern.

Welche Tiere vor mehr als 30 Millionen Jahren im Ratinger Küstenbereich lebten, verraten vor allem die Funde aus der ehemaligen Tongrube am Fliegelskamp. Dort fanden sich im Ratinger Ton eingebettet neben versteinerten Schildkrötenknochen und Walwirbeln zahlreiche Hai-



Abb. 1: Gipsrose aus dem Ratinger Ton

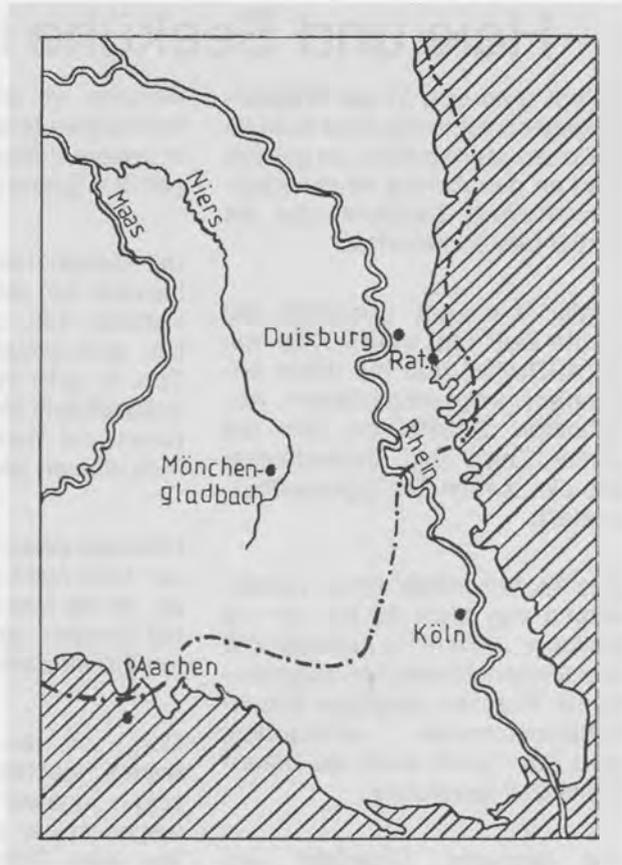


Abb. 3: Diese Karte zeigt den Küstenverlauf der Nordsee zur Zeit des Mittel-Oligozäns (.....)



Abb. 2: Barrytkugel aus dem Ratinger Ton



Abb. 4: Rekonstruktionszeichnung eines Grauhais (Hexanchus sp.)



Abb. 5: Zahn eines Grauhais aus der ehemaligen Grube am Fliegelskamp

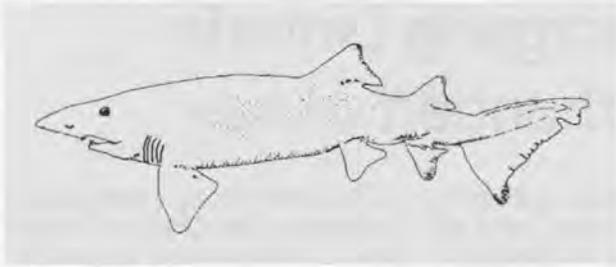


Abb. 6: Rekonstruktionszeichnung eines Sandhais (Odontaspis sp.)

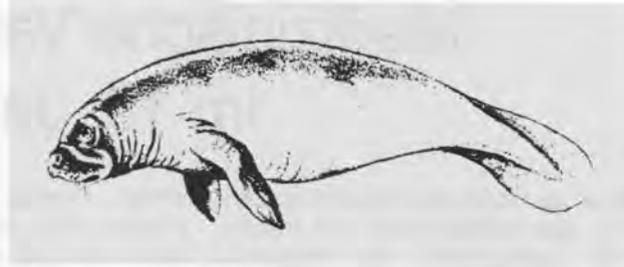


Abb. 8: Rekonstruktionszeichnung einer Seekuh

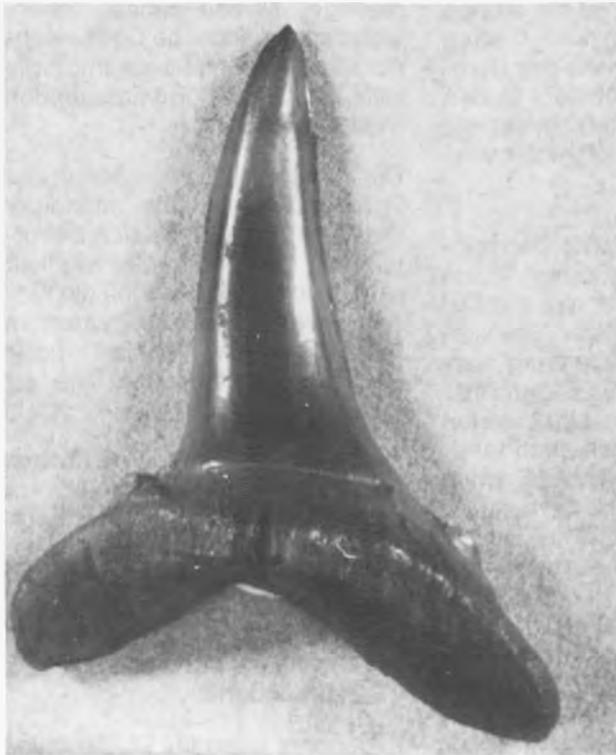


Abb. 7: Zahn eines Sandhais aus der ehemaligen Grube am Fliegelskamp



Abb. 9: Rückenwirbel einer Seekuh, gefunden in der ehemaligen Grube am Fliegelskamp

zähne und sogar Seekuhknochen. Genauere Untersuchungen der Haizähne zeigten, daß in Ratingen vor 32 Millionen Jahren Haiarten lebten, die es auch heute noch in den Weltmeeren gibt. Zu diesen Haien gehörten auch der Grauhai und der Sandhai bzw. Tigerhai. Der Grauhai (*Hexanchus*) wird bis 5 m lang, lebt in tropischen und subtropischen Meeresteilen einschließlich dem Mittelmeer und findet sich gelegentlich auch in der Nord- und Ostsee. Als Nahrung dienen ihm Fische und sogar Meeressäuger wie Seehunde. Abbildung 4 zeigt eine Rekonstruktionszeichnung und Abbildung 5 einen in der ehemaligen Grube am Fliegelskamp gefundenen Zahn vom Grauhai. Sandhaie oder Tigerhaie leben heute im Mittelmeer und den tropischen

Bereichen des Atlantik. Mit einer Länge von ca. 4 m sind sie im allgemeinen etwas kleiner als die Grauhaie. Abbildung 6 zeigt eine Rekonstruktionszeichnung und Abbildung 7 einen Zahn des Sandhais aus dem Ratinger Ton.

Eine weitere außergewöhnliche Tiergruppe aus dem Ratinger Ton stellen die Seekühe dar, die heute nur noch in den Flachküsten und Süßgewässern der westlichen und östlichen Atlantikküste, des Roten Meeres, sowie des Indischen und Pazifischen Ozeans leben. Seekühe sind gesellige Tiere, die sich durch Abweiden von Wasserpflanzen ernähren und etwa eine Länge von 3 bis 4 m erreichen (Abb.8). Zu den Knochenresten, die man im Ratinger Ton fand, gehören Schädelteile,

Rippen, ein Schulterblattstück und Rückenwirbel (Abb.9). Es darf sicherlich angenommen werden, daß die Seekühe den vor der Nordseeküste Ratingens vorkommenden Haien oftmals als Beute zum Opfer fielen.

Heute ist der Lintorfer Waldsee ein Naturschutzgebiet, in dem sich selten gewordene Tiere und Pflanzen erhalten haben, weshalb dort auch das Baden verboten ist. Wenn es den Menschen vor etwa 32 Mio. Jahren schon gegeben hätte, wäre er wahrscheinlich, der Haie wegen, aus freien Stücken dort nicht sehr oft zum Baden gegangen, trotz eines angenehmeren Klimas als heute.

Wilfried Rosendahl

Medizinische Versorgung Lintorfs im 18. Jahrhundert

In einer Dorfgemeinde des späten 17. Jahrhunderts bis zum frühen 19. Jahrhundert von medizinischer Versorgung zu sprechen, ist sicherlich problematisch. Es liegen überhaupt nur wenige Belege für eine medizinische Versorgung Lintorfs während des Untersuchungszeitraumes vor. Daher soll auf diese Quellen näher eingegangen werden. Im weiteren sollen das Sterben und der Tod im Ort etwas genauer untersucht werden.

Erste Erwähnungen medizinischer Hilfe gibt es aus dem Jahre 1662. Zu diesem Zeitpunkt einigen sich die evangelische und die katholische Gemeinde des Ortes auf die Einstellung einer gemeinsamen Hebamme für beide Konfessionen.¹⁾

Dies bleibt für lange Zeit die einzige Nachricht, die auf eine, wenn auch nur minimale, medizinische Versorgung der Lintorfer Bevölkerung schließen läßt. Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts taucht dann mehrmals in den Tauf- und Sterberegistern der katholischen Kirche die Berufsbezeichnung der Hebamme auf²⁾, überhaupt die einzige Berufsbezeichnung, die für die Frauen des Ortes aus dem 18. Jahrhundert überliefert ist.

Ein anderer Beleg für eine gewisse medizinische Versorgung der Dorfbevölkerung findet sich in den Lohnlisten des Bleibergwerkes Ende der 1740er Jahre. Der Chirurg Schutz erhält vom Bergmeister³⁾ für seine Arbeit insgesamt 7 Rtlr. 42 St. 8 HI⁴⁾. Obwohl die Summe von über sieben Reichstalern zunächst recht hoch erscheint, relativiert sie sich, wenn man bedenkt, daß sie für einen Zeitraum von fast elf Monaten ausgezahlt wird.

Die Lohnliste gibt zwar keinerlei Auskunft über die Arbeit des Chirurgen. Doch scheint es ungewöhnlich, daß der Chirurg über einen längeren Zeitraum hinweg für das Bergwerk gearbeitet hat und seine Bezahlung nicht für eine einmalige Dienstleistung

erhielt. Daraus könnte gefolgert werden, daß der Chirurg, wenn er auch nicht als eine Art Betriebsarzt tätig war, so doch immerhin regelmäßig für das Bergwerk gearbeitet hat⁵⁾. Allerdings spricht dagegen, daß die Erwähnung von Ende November 1748 die einzige bleibt. Danach wird kein Chirurg mehr in den Lohnlisten des Bergwerkes vermerkt, obwohl in den folgenden Lohnlisten mehrmals Arbeiter als krank aufgeführt werden⁶⁾.

Erst am Beginn des 19. Jahrhunderts geben die Quellen dann wieder Auskunft über eine medizinische Versorgung der Bevölkerung. Catharina Kutenburg verstirbt 1803, Okt. 26/28⁷⁾, im Alter von 65 Jahren. Sie stirbt gegen fünf Uhr morgens, wie der Pfarrer Caspar Karbuch vermerkt, ohne ärztliche Hilfe⁸⁾. Diese Bemerkung folgt in den nächsten Jahren bis 1807 mehrfach. Letztmalig erwähnt Pfarrer Karbuch 1805, Sept. 5 und Nov. 3, daß jemand ohne ärztliche Unterstützung verstirbt. Andererseits berichtet er 1807, Sept. 14 und Sept. 26, davon, daß Peter Evertz im Alter von 60 Jahren und Anna Maria Schafers, 81 Jahre alt, ohne Anwendung medizinischer Heilmittel versterben⁹⁾.

Die ausdrückliche Erwähnung, daß verschiedene Lintorfer ohne ärztliche Hilfe bzw. ohne die Anwendung medizinischer Heilmittel versterben, erweckt den Eindruck, als sei die medizinische Betreuung des Kranken bzw. des Sterbenden die Norm, während das Fehlen einer solchen bemerkenswert sei. Dies kann jedoch nicht der Fall sein, da es zumindest im Ort selbst keinen Arzt gibt. Denn ebenfalls im Jahre 1805, Jan. 10, vermerkt Karbuch im Sterberegister, daß Johannes Speckamp im Alter von 64 Jahren trotz Konsultation eines Kettwiger Arztes verstirbt. Gleichfalls im Jahre 1805, Okt. 1, stirbt Franz Wickerath. Er war in Behandlung bei dem Mettmanner Medicus Lutterbach.

Es ist schwierig, die medizinische Versorgung des Ortes am Beginn des 19. Jahrhunderts zu beurteilen. Zum einen scheint die ärztliche Betreuung durchaus üblich gewesen zu sein, andererseits aber muß sie ein qualitativ relativ niedriges Niveau gehabt haben, wenn schon einfache Dorfbewohner wie Johannes Speckamp¹⁰⁾ die Hilfe bei weit entfernt arbeitenden Medizinern suchten.

Der Tod ist für die Menschen der Frühen Neuzeit ein ständiger Begleiter¹¹⁾. Hauptsächlich betroffen von der hohen Sterblichkeit sind in erster Linie jedoch die Kinder¹²⁾, während die erwachsenen Menschen eine ähnlich hohe Lebenserwartung haben wie wir heute¹³⁾.

Die Allgegenwärtigkeit des Todes in Lintorf zeigt sich vor allem in der hohen Sterberate in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Von 22 Jahren mit mehr als 20 Todesfällen pro Jahr zwischen 1659 und 1864 fallen alleine zwölf in die letzten vierzig Jahre des 17. Jahrhunderts¹⁴⁾.

Besonders fallen im 17. Jahrhundert die beiden Jahre 1676 und 1693 auf. Im Jahre 1676 scheint der Ort von einer Infektion, möglicherweise einer Kinderkrankheit, heimgesucht worden zu sein, denn von den 54 Toten dieses Jahres sind allein 22 Kinder. Die Seuche tritt wohl bereits im Frühjahr in Erscheinung; denn von Mitte März bis Anfang Mai sterben allein fünfzehn Menschen. In den folgenden Monaten klingt die Seuche ab, um dann ab Mitte August um so heftiger zurückzukehren. In den folgenden drei Monaten bis Mitte Oktober sterben 27 Menschen, vorwiegend Kinder. Im Frühjahr dagegen verstarben mehr Erwachsene. Die Seuche scheint dann sehr plötzlich verschwunden zu sein. Nach ihrem Höhepunkt im September des Jahres 1676 mit 18 Toten, versterben im Oktober nur noch fünf Menschen und während des gesamten restlichen Jahres niemand mehr.

Ähnlich verläuft die Seuche des Jahres 1693/94. In diesen beiden Jahren versterben insgesamt 64 Lintorfer¹⁵⁾. In den ersten zehn Monaten des Jahres 1693 versterben bereits 22 Menschen in Lintorf. Während der letzten vier Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts sterben im Durchschnitt jährlich zwischen 15 und 18 Menschen. Das heißt, daß schon die ersten zehn Monate des Jahres 1693 überdurchschnittlich viele Todesfälle aufweisen. Doch scheint die Seuche erst seit Anfang November des Jahres ihre volle Kraft entwickelt zu haben. Zwischen dem 11. November und dem 31. Dezember versterben weitere siebzehn Lintorfer. Allerdings setzt sich die Seuche noch bis in das nächste Jahr fort. Bis zum 13. Februar 1694 sterben vierzehn Menschen. Bis zur Mitte des Jahres sterben noch einmal zehn Menschen¹⁶⁾.

Der Ort wird während der folgenden anderthalb Jahrhunderte noch mehrfach von Seuchen heimgesucht. So sterben alleine im Sommer 1702 insgesamt etwa 35 Kinder¹⁷⁾. Leider werden sie in dem Sterberegister lediglich summarisch aufgeführt, ohne daß ihre genauen Todesdaten genannt wären¹⁸⁾.

Nach 1741 mit immerhin insgesamt 30 Todesfällen wird der Ort

alleine 28 in den Monaten September und Oktober. Die Seuche beginnt jedoch bereits Ende Juli des Jahres. Am 29. Juli verstirbt Gertrud Garthaus an der Ruhr¹⁹⁾.

Eine letzte große Seuche - bis zum Ende der Sterberegister - sucht den Ort im Jahre 1794 heim. Wiederum setzt die Seuche Ende August ein, erreicht im September ihren Höhepunkt, um in der ersten Oktoberhälfte langsam abzuklingen. 34 Lintorfer sterben 1794, davon allein 25 zwischen dem 1. September und dem 17. Oktober. Vorwiegend sind wiederum Kinder von der Seuche betroffen, jedoch nicht ausschließlich.

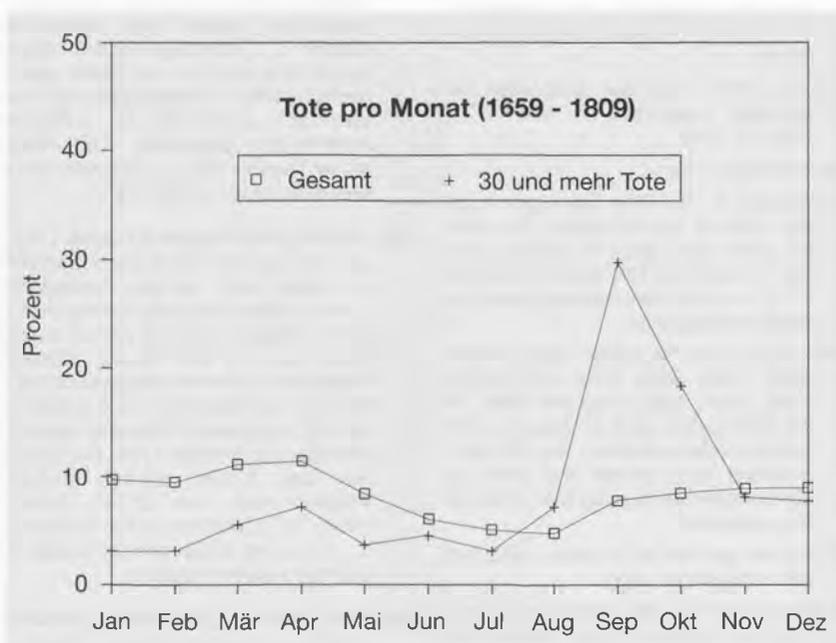
Auffällig an den beschriebenen Seuchenjahren, mit Ausnahme des Jahres 1702, ist, daß die Seuchen hauptsächlich in den Herbstmonaten September und Oktober auftreten. Die Grafik zeigt die Verteilung der Sterbefälle im Verlaufe eines Jahres. Die prozentuale Darstellung zeigt, daß über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg, vor allem in den Monaten März und April besonders viele Menschen sterben (jeweils etwa 12 Prozent). Gleichfalls ist erkennbar, daß die Sommermonate Juli und August eine besonders niedrige Sterberate haben. Obwohl die Monate September und Oktober in den

Ganz anders sieht dagegen die monatliche Verteilung der Todesfälle aus, wenn die Seuchenjahre allein betrachtet werden, also jene Jahre mit dreißig und mehr Toten²⁰⁾. In diesen Seuchenjahren starben alleine während der Monate September und Oktober fast 50 Prozent der Toten eines Jahres. Das heißt, daß in normalen Jahren die Verteilung der Sterbefälle über das gesamte Jahr hinweg relativ gleichmäßig ist, mit einem kleinen Hoch im Frühjahr, einem etwas deutlicheren Tief im Sommer und einem dann folgenden geringen Anstieg in den Herbst- und Wintermonaten. Die Verteilung in Seuchenjahren ist dagegen sehr ungleichmäßig auf den Herbst konzentriert.

Nur wenig ist in den Kirchenbüchern über die Todesursachen vermerkt, noch weniger über die Art des Todes. So registriert Pfarrer Karbuch im Jahre 1805 insgesamt acht Todesfälle, bei denen er als Todesursache die Blattern nennt. Es handelt sich dabei um acht Kinder im Alter zwischen zwei und sechs Jahren. Die Todesfälle datieren zwischen dem 11. März und dem 8. Mai des Jahres 1805²¹⁾.

Ein Jahr später (1806, Dez. 11/13) stirbt Maria Kehsel im Alter von 60 Jahren an „Auszehrung“. In den Jahren 1807 und 1808 sterben zwei ältere Lintorfer an Wassersucht²²⁾. In der Mitte des 18. Jahrhunderts sind die Nachrichten zum Teil etwas ausführlicher gehalten. So vermerkt Pfarrer Engelbert Lövenich 1747, Febr. 3, den Tod des Johann Anton vom Pöstgen, welcher an den Pocken (ex pustulis) verstorben sei. 1750 berichtet Lövenich vom Tod der Catharina Margaretha Lauffs, die nach einer Niederkunft an zu starken Blutungen, die nicht zum Stillstand gebracht werden konnten, verstarb²³⁾.

Zwischen 1784 und 1802 taucht verschiedentlich die Bemerkung auf, daß der Tod „plötzlich“ bzw. „unerwartet“ gekommen sei²⁴⁾. Das heißt, daß die Kirchenbücher nur wenig Auskunft über den Tod selbst geben. Hin und wieder vermerken die Pfarrer, daß eine Frau im Kindbett²⁵⁾ oder an den Folgen einer Niederkunft verstorben sei.



1758 erneut von einer Seuche heimgesucht. Im ganzen Jahr sterben 41 Menschen, davon

Seuchenjahren besonders viele Tote aufweisen, macht sich dies insgesamt kaum bemerkbar.

Pfarrer Lövenich gibt 1757 und 1758 in zwei Fällen etwas genauere Auskunft über die Art des Todes. 1757, Okt. 7, stirbt Adolph Rosendahl. Er stirbt an den Folgen eines tragischen Unfalls: „... von einem fall, den er in festo sti. Michaelis nachmittags von einem schleebaum unglücklich gethan ...“.

Ebenso umfangreich ist die Eintragung beim Tode der Maria Gertrud Brücken. Sie stirbt am 1. März 1758, nachts, eines unerwarteten Todes, denn sie habe sich am Tag zuvor noch sehr wohl gefühlt und habe sogar noch gearbeitet²⁶⁾.

Die Eintragungen in den Kirchenbüchern zeigen, daß der Tod, obwohl er allgegenwärtig war, doch auch unerwartet sein konnte, sei es weil der Verstorbene erst 48 Jahre alt war oder weil er tags zuvor noch seiner Arbeit nachgegangen ist. Doch der Tod erreichte die Menschen vor allem in sehr jungen Jahren.

Das heißt, daß die Menschen bereits im 18. Jahrhundert sehr wohl damit rechneten, ein langes Leben vor sich zu haben, sofern sie die kritischen Lebensjahre (bis zum Alter von etwa 15 Jahren) überlebt hatten. Anders können die Bemerkungen über einen „plötzlichen“ Tod nicht gedeutet werden. Auch wenn der Tod im 18. Jahrhundert noch allgegenwärtig war, und die Menschen jederzeit mit einem frühen Tod rechnen mußten, so haben die Verwandten und Bekannten den Tod des erst 48jährigen Adolph Rosendahl sicherlich nicht erwartet, sondern wurden davon überrascht.

Dr. Andreas Preuß

1) H. Ferres, Das Dekanat Ratingen, Hösel 1954, S.134.

2) In den Taufregistern wird erstmals zu Beginn der 1780er Jahre erwähnt, daß die Kinder von der Hebamme getauft wurden (1781, 1782 und 1783 und dann noch einmal 1786). Demgegenüber wird im Sterberegister für das Jahr 1759, Febr. 11, der Tod der Hebamme Agnes Kaamann, genannt die „schwarze Agnes“, erwähnt (1752, Jan. 25: „... obstetrix agnes vulgo die Schwartze agnes“). 1806, Okt. 29/31, stirbt Adolph Efmann, der Ehemann der

Hebamme Elisabeth Margaretha Nockenheid.

- 3) Der Bergmeister war nach dem Berginspektor die wichtigste Person im Bergwerk. Er erhielt die gleiche Entlohnung wie der Berginspektor, nämlich 5 Reichstaler pro Woche.
- 4) Lohnliste vom 26.10.-24.11.1748, fo. 40'. Der Chirurg erhält die genannte Summe für seine Arbeit im Bergwerk vom 27.9.1747 bis zum 31.8.1748, also für immerhin fast 11 Monate. Aus der Lohnliste geht nicht hervor, welche medizinischen Arbeiten Schutz in dieser Zeit ausgeführt hat.
- 5) Sollte der Chirurg tatsächlich als eine Art Betriebsarzt tätig gewesen sein, so ist dies sicherlich ebenso ungewöhnlich wie die Bezahlung der Arztrechnung durch das Bergwerk, vorausgesetzt, der Chirurg wurde für die Behandlung der Arbeiter des Bergwerkes bezahlt.
- 6) Die Arbeiter erhalten dementsprechend weniger Lohn. Sie werden lediglich für die tatsächlich gefahrenen Schichten entlohnt. Dies trifft jedoch nur die einfachen Arbeiter vom Hauer abwärts. Demgegenüber erhält der Grubensteiger Martin Schaack für die Zeit vom 26.10.1748 bis 24.11.1748 sein volles Gehalt von 7 Rtlr. (1 Rtlr. 45 St. wöchentlich), obwohl auch er krank war. Die Lohnliste gibt allerdings keine Auskunft über die Dauer der Krankheit. Andererseits wäre die Krankheit vermutlich nicht erwähnt worden, wenn sie den Grubensteiger nicht an seiner Arbeit gehindert hätte.
- 7) Das erste Datum gibt den Todestag an, während das zweite Datum den Tag der Beerdigung benennt.
- 8) „sine assistentia medici“.
- 9) „sine usu medicina“.
- 10) Johann Hermann Speckamp, geb. 1741, Aug. 23, war zweimal verheiratet und hatte insgesamt zehn Kinder. Er war Tagelöhner und arbeitete als Holzfäller.
- 11) A.E. Imhof, Von der unsicheren zur sicheren Lebenszeit, in: VSWG 71, 1984, S. 175ff.
- 12) ebenda S.178
- 13) ebenda S.178. Dies bestätigen auch die Lintorfer Kirchenbücher. So stirbt im Jahre 1700, März 10, Georg Cortner im Alter von 100 Jahren. Im Jahre 1717 vermerkt das Sterberegister gar zwei Achtzigjährige.
- 14) Es sind die folgenden Jahre: 1661, 1662, 1665, 1666, 1672, 1676, 1679, 1680, 1681, 1688, 1693 und 1694. Im 18. Jahrhundert sind es sieben Jahre und im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts noch einmal drei Jahre, in denen mehr als zwanzig Menschen im Ort versterben.
- 15) Davon sterben 39 im Jahre 1963 und 25 im folgenden Jahr.
- 16) Nach dem 26. Juli 1694 verstirbt nur noch ein Junge mit dem Nachnamen Heidtkamp. Am 22. Dezember des Jahres wird er beerdigt.
- 17) Laut Kirchenbucheintragung versterben ungefähr zehn evangelische und 25 katholische Kinder. Ausdrücklich

vermerkt der Pfarrer, daß keine erwachsenen Katholiken oder Protestanten an der Seuche dieses Sommers verstorben seien.

- 18) Die Kinder erliegen, wie der Pfarrer wenigstens vermerkt, einer ansteckenden Krankheit („morbus contagiosus“).
- 19) „29. julii e dyssenteriae malo obiit Gertrudis Garthaus“.
- 20) Dies sind die Jahre 1676, 1693, 1741, 1758 und 1794. Das Jahr 1702, in dem alleine über dreißig Kinder verstarben, kann nicht berücksichtigt werden, da keine genauen Todesdaten bekannt sind.
- 21) Im Jahre 1805 sterben insgesamt 22 Menschen in Lintorf. Es handelt sich also um ein Jahr mit überdurchschnittlich vielen Todesfällen. Auffallend ist auch, daß von den 22 Toten insgesamt 14 Kinder im Alter bis zu zehn Jahren sind.
- 22) 1807, Nov. 23/25, stirbt Heinrich Wilp im Alter von 62 Jahren. Er ist seit 1777, Nov. 6, mit Maria Catharina Camps verheiratet. Mit ihr hat er insgesamt acht Kinder gehabt. 1808, Dez. 29/31, verstirbt die 70jährige Christina Zeug, verw. Cantert. Ihre Hochzeit ist nicht in den Kirchenbüchern registriert, läßt sich allerdings etwa auf das Jahr 1775 datieren, da im Dezember 1776 ihr Sohn Johann Hermann geboren wird. Sie bringt nur drei Kinder zur Welt, da ihr Mann bereits 1787, März 6/7, stirbt. Sie heiratet nicht mehr.
- 23) 1748, Juli 13: „... obiit post felix puerperium ex nimio profluvio sanguinis“
- 24) Im Jahre 1784, Mai 1, stirbt Johannes Schorn; im Kirchenbuch wird vermerkt: „senio et morte subita extinctus“. Im Jahre 1794, Febr. 26, stirbt der 48jährige Wilhelm Klappdor unerwartet: „improvisa morte obiit wilhelmus Klappdor ...“. Allerdings taucht diese Bemerkung auch schon früher gelegentlich in den Kirchenbüchern auf, so vermerkt im Jahre 1721, Apr. 4, Pfarrer Aspach den plötzlichen Tod eines armen Vagabunden („... ibi subito mortuus absque sacramentis“).
- 25) So stirbt zum Beispiel im Jahre 1778, Juni 2/4, die Wöchnerin Maria Catharina Kuhler, verh. Wilhelm Rosendahl: „... obiit Maria Catharina Kuhles Puerpera“. Maria Catharina Kuhles hatte 1770, Sept. 9, den Witwer Wilhelm Rosendahl geheiratet. Insgesamt hatten sie vier Geburten. Doch lediglich die 1773 geborene Catharina Gertrud überlebt und heiratet 1795. Die anderen drei Kinder sterben wenige Wochen nach der Geburt. Schon 1668, Okt. 3, heißt es im Kirchenbuch: „... mortua est sybilla ahn der hanten in puerperio Mulier haeretica.“
- 26) 1758, März 1: „obiit Maria gertrudis Brücken, uxor, dum viveret, Johannis grünscheid Lutherani catholica, morte subitanea de nocte, ideoque improvisa, de catero pridie adhuc pro modulo suo sana quisque occupata laboribus“.



Modellfoto

KARRENA verlegt im Januar 1993 seinen Hauptsitz von Düsseldorf-Rath nach Lintorf an den Breitscheider Weg 34. Dort werden dann 120 KARRENA-Mitarbeiter tätig sein. Wir freuen uns auf die Arbeit an unserem neuen Standort und wünschen uns gut-nachbarschaftliche Beziehungen zu den Lintorfer Bürgern.

KARRENA ist eine Baufirma und gehört weltweit zu den führenden Firmen im Feuerfestbau und Schornsteinbau. Unsere Bauwerke, darunter Schornsteine bis zu 360 m Höhe, stehen in der ganzen Welt. Gegenwärtig führen wir die Feuerfestbauarbeiten am modernsten Hochofen der Welt in Duisburg durch.

KARRENA-Gesellschaften gibt es in England, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Venezuela, Mexico, Brasilien, Saudi-Arabien und Südafrika. Weltweit beschäftigt KARRENA – einschließlich der Mitarbeiter auf den Baustellen – über 1000 Mitarbeiter.



KARRENA GmbH

Rüdigerstraße 20
4000 Düsseldorf 30
Tel.: 02 11/6 50 71

Breitscheider Weg 34
4030 Ratingen 4 -Lintorf
Tel.: 0 21 02/93 80

**ENGELMANN
RAUM AUSSTATTUNG**



Gardinen + Gardinenreinigung,
Teppichboden + Teppichbodenreinigung,
Rollos, Jalousien, Markisen und Polsterarbeiten.

Konrad-Adenauer-Platz 18 · 4030 Ratingen 4 Lintorf
Telefon 021 02/3 71 91

Ihre Sicherheit  unter diesem Stern

Generalagentur der **Heinz Fink**

Nordstern Versicherungs-Aktiengesellschaften

Roland-Rechtsschutz-Versicherungs-AG

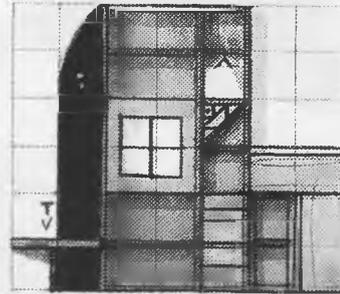
COLONIA Krankenversicherungs-AG

Am Diepebrock 2, Ratingen-Lintorf, Telefon 3 58 28

Vermittlung von Versicherungen aller Art

interlübke®

UNO



interlübke »UNO« - die anregende Erlebnis-Möblierung jetzt bei uns. Für junge Menschen jeden Alters.

**EINRICHTUNGSHAUS
MOLITOR**

KONRAD-ADENAUER-PLATZ 17 4030 RATINGEN 4
TELEFON (021 02) 3 52 65 · TELEFAX (021 02) 3 71 63

hilgenstock
bauelemente
GmbH

Lieber gleich
zum
Fachmann!

Fenster - Türen - Haustüren -

Wir beraten - Wir montieren

Kalkumer Straße 36, Ratingen-Lintorf, ☎ (02102) 3 10 21



WERNER BUSCH & SOHN

UNFALL-REPARATUR · AUTOLACKIERUNG

PKW + LKW

PKW-Karosserie-Richtsystem

Zechenweg 21, 4030 Ratingen 4-Lintorf Telefon (02102) 3 11 07

Kurze Anmerkungen zum Besuch von Reiner Kunze in Ratingen

Am 17. Oktober 1991 war der Schriftsteller Reiner Kunze zu Besuch am Kopernikus-Gymnasium in Lintorf. Am 19. Oktober hielt er auf eine Einladung der Schule hin eine Dichterlesung im Stadttheater Ratingen unter dem Motto: „Eines jeden einziges Leben“

Viele Monate hatten wir uns auf den Besuch vorbereitet, uns mit Büchern von Reiner Kunze beschäftigt, die Organisationsfragen geklärt und schließlich die „Lintorfer Literatur-Lese“, eine kleine Auswahl aus dem Werk Reiner Kunzes *, in Druck gegeben. Dann war der Tag da: Reiner Kunze kam an unsere Schule.

Vom Bild her kannte ich ihn, und darum erkannte ich ihn auch sofort, als ich ihn am Parkplatz abholte.

Er war freundlich, aber abwartend, nicht von großer Gestalt, eher hager, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, immer wieder die Arme verschränkt, als wir uns später gegenüber saßen.

Ich war gespannt, wie er gleich auf die vielen Schüler zugehen würde. Würde er in der Aula die annähernd 400 Jungen und Mädchen der Unter- und Mittelstufe erreichen? Würden die Schüler der Oberstufe ihn in seiner mehr zurückgezogenen Art akzeptieren? Hoffentlich hatten die Texte, die wir vorher im Unterricht besprochen hatten, neugierig gemacht?

Dann saß er bei uns im Schulleiterzimmer. Das Gespräch fing an, eher zögerlich... über die Schule, die Schüler, den Ort... Und wir fragten ihn das eine oder andere über seine Person, über seine Bücher. Bald stellten wir fest, daß er sich sehr genau auf die Situation am heutigen Morgen vorbereitet hatte: Für die Jüngeren ein völlig anderes Programm als für die Älteren.

Neugierig und erwartungsvoll saßen die Schüler im großen Geviert der Aula. Mitten im Raum ein Tisch, eine Tafel, ein Mikrophon und Reiner Kunze. Er fesselte sofort mit seiner leisen aber eindringlichen Stimme die jungen Zuhörer mit einem Bericht, wie er seine Manuskripte aus der damaligen DDR herausgeschmuggelt hatte. Ein ganzes Buch - Seite für



Reiner Kunze im Kopernikus-Gymnasium am 17. Oktober 1991
beim Signieren seiner Bücher

Seite - fand in Einzelbriefen seinen Weg in die Bundesrepublik. Jeder Brief bis 20 Gramm schwer auf dünnem Durchschlagpapier geschrieben: „Der Löwe Leopold“. „Fast Märchen-fast Geschichten“ wie das Buch im Untertitel heißt und wie es der Wirklichkeit entsprach: Jeder Brief war an einem anderen Postamt in der DDR aufgegeben worden, damit die Geheimpolizei keinen Verdacht schöpfte. Und - o Wunder - alle Manuskriptblätter kamen an, und das Buch konnte in seiner Gesamtheit erscheinen.

Briefe und Postboten spielen in seinen Texten immer wieder eine wichtige Rolle. Darum darf ich einmal aus „Einundzwanzig Variationen über das Thema ‚Die Post‘“ zitieren:

1
Wenn die Post
hinters fenster fährt blühn
die eisblumen gelb

5
O ist
die marke schön: der wolf und
die sieben geißlein und
seine Pfote ist
ganz weiß...Wer
hat den Brief geschrieben?

Vielleicht
die sieben geißlein,
vielleicht
der wolf
... der wolf ist tot!
Im märchen, tochter, nur
im märchen

17
Briefträger sein
Tag für tag
erwartet werden, eine
hoffnung sein, das
unüberbrückbare
überbrücken mit
jedem schritt
Briefträger sein
Tag für tag
bis vor die türen der
menschen gehen, nicht
eintreten dürfen

Es ist kaum verwunderlich, daß Reiner Kunze einen Brief aus der Tasche zog, 30 Jahre alt, mit 34 Briefmarken verziert: ein Geburtstagsbrief an seine Tochter.

Szenenwechsel. Die Oberstufenschüler zog Reiner Kunze in seinen Bann; denn das, was der Mann sagte, war glaubhaft. Ganz anders als bei den jüngeren

Zuhörern zeigte er jetzt die Arbeit des Dichters, mit welchem geistigen und zeitlichen Aufwand Dichtung entsteht, wie er mit Sprache, mit Bildern umgeht, um zu einer gültigen Aussage zu kommen. Das alles konkretisierte er an einem kurzen Gedicht des Tschechen Jan Skácel, das Reiner Kunze ins Deutsche übersetzt hat:

die laubigen laubfrösche bitten laut

(der morgen stellt sich häufig taub und blind)

mit laub auf den stimmen mit zungen betaut

für alle die im herzen barfuß sind

Buch vom „Löwen Leopold“ vorgelesen und ihr auch erzählt, daß der, der das Buch geschrieben habe, bald nach Ratingen kommen würde. Den möchte sie aber kennenlernen, meinte sie.

Und so nahm ich sie mit, als ich Reiner Kunze am Abend nach der Veranstaltung in unserer Schule abholte, um ihn zur Lesung ins Stadttheater zu bringen. Beide saßen nun auf dem Rücksitz des Wagens und schauten sich an. Man konnte den Augen des Kindes ansehen, daß sie den „Erfinder“ des Löwen Leopold und des Drachen Jakob genau beobachtete, denn sie hatte einen Wunsch: In das schön illustrierte Buch sollte er etwas hineinschreiben. Ihr Wunsch ging in Erfüllung,

* Im Zusammenhang mit dem Besuch von Reiner Kunze in Ratingen hat das Kopernikus-Gymnasium eine „Kleine Auswahl“ aus seinem Werk herausgegeben:

Reiner Kunze: Unbeirrbar den Zerfall verneinen (Kleine Auswahl)

Lintorfer Literatur-Lese, Heft 1

Ratingen, im Oktober 1991

Koordination und Verantwortung: Ignatius Kordecki, Hans Müskens

Dieses Textheft kann im Sekretariat der Schule erworben werden.

Kleine Literaturempfehlungsliste zu Rainer Kunze (Auswahl)

(Die Titel erschienen, sofern nicht anders vermerkt, im Verlag S. Fischer bzw. Fischer-Taschenbuch-Verlag).

Der Löwe Leopold. Fast Märchen, fast Geschichten. (1970); (Neuausgabe mit Bildern von Karel Franta: 1987); Sensible Wege. Achtundvierzig Gedichte und ein Zyklus. (Rowohlt, Reinbek, 1969; rororo Taschenbuch, 1977); Zimmerlautstärke. Gedichte. (1972) Brief mit blauem Siegel. Gedichte. [letzte in der DDR zum Verkauf kommende Buchpublikation von R. K.] (Reclam, Leipzig 1973); Die wunderbaren Jahre. Prosa. (1976); auf eigene hoffnung. gedichte. (1981); eines jeden einziges leben. gedichte. (1986); Die wunderbaren Jahre./Ausgewählte Gedichte. [Hundert Gedichte von 1956 bis 1981]; (1986); Das weiße Gedicht. Essays. [u.a. Münchener Poetik-Vorlesung] (1989); Zurückgeworfen auf sich selbst. Interviews 1984-1988. (Edition Pongratz, 1989); Selbstgespräch für andere. Gedichte und Prosa. Auswahl und Nachwort: Heiner Feldkamp. (Reclam, Stuttgart [RUB 8543], 1989); Deckname „Lyrik“. Eine Dokumentation von Reiner Kunze. [Auszüge aus der ca. 4000 Seiten starken STASI-Akte über „den Lyriker“ Kunze] (1990); Wohin der Schlaf sich schlafen legt. Gedichte für Kinder. Mit Illustrationen von Karel Franta. (August/September 1991); Reiner Kunze. Materialien zu Leben und Werk. Hrsg.: Heiner Feldkamp (1987).



Reiner Kunze schreibt das Gedicht von Jan Skácel an die Tafel

Es war spannend, den Werdegang dieses Textes zu verfolgen.

Viele Fragen hatten die Schüler. Und Reiner Kunze beantwortete sie direkt, ehrlich. Den Zuhörern wurde klar, der „Spielzeuglöwe Leopold“ wurde zu groß, so daß die Polizei Angst vor ihm bekam. Das Beispiel war eindeutig, für jeden Teilnehmer augenfällig: Dieses Kinderbuch mußte im diktatorisch geführten DDR-Staat verboten werden. So lag auch die Antwort auf die Frage in der Luft, was ihn bei der Ausbürgerung gegen seinen Willen bewegt habe: „Wir haben 14 Jahre früher als unsere Mitbürger ein großes Erlebnis gehabt, nämlich ein freier Mensch zu sein.“

Erneuter Szenenwechsel. Meiner kleinen Tochter hatte ich das

aber erst am Ende des Abends nach der Lesung. Er war höchst erstaunt, daß sie mitgehen wollte. „Du kannst ruhig etwas schlafen, wenn ich den Großen vorlese“, hatte er zu ihr gemeint. Vielleicht wahrscheinlich war er aber glücklich über die kleine Verehrerin.

Spät am Abend, meine Tochter war wirklich inzwischen eingeschlafen und mit dem langanhaltenden Schlußapplaus der vielen Zuhörer wieder aufgewacht, stand sie in der langen Schlange der Autogrammjäger. Und dann hatte sie endlich ihren „Löwen Leopold“ mit seiner Unterschrift: Ein weiter Bogen quer über die Seite des Buches mit einer kleinen Blume, mit Datum und „für Mirjam von Reiner Kunze“.

Hans Müskens

Das Ende der Fabeln

Es war einmal ein fuchs...
beginnt der hahn
eine fabel zu dichten

Da merkt er
so geht's nicht
denn hört der fuchs die fabel
wird er ihn holen

Es war einmal ein bauer...
beginnt der hahn
eine fabel zu dichten

Da merkt er
so geht's nicht
denn hört der bauer die fabel
wird er ihn schlachten

Es war einmal...

Schau hin schau her
Nun gib't keine fabeln mehr

Reiner Kunze (1960)

Rein - treu - immerfort!

Zum 90jährigen Chorjubiläum des Männergesangsvereins „Eintracht 1902“ e.V. Lintorf

Zur besonderen Tradition des Chorsingens in Deutschland haben seit jeher die großen Dichter und Komponisten mit ihrem umfangreichen Liedgut beigetragen.

Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts - da waren es zwar noch wenige - hatten sich junge und ältere Männer dem Chorgesang verschrieben. Wie im Jahre 1808 durch Karl Friedrich Zelter in Berlin eine erste Liedertafel gegründet wurde, so fanden sich fast 100 Jahre später, am 2. Februar 1902, 16 sangesfreudige Lintorfer „Büscher“ in der Gaststätte von Adolf Doppstadt ein, um hier einen zweiten Lintorfer Männergesangsverein aus der Taufe zu heben. Unter dem Vorsitz von Heinrich Hill und dem Dirigenten Junglehrer Keuker wurde der Wahlspruch des neuen Vereins kreiert:

„Rein im Sang, treu im Wort, fest in Eintracht immerfort“.

Trotz des großen Idealismus der Sangesfreunde mußten immer wieder Höhen und Tiefen gemeistert werden. Vor allem die Aus-

wirkungen des Ersten und Zweiten Weltkrieges galt es in gemeinsamer harter Arbeit zu überwinden, bis sich Anfang der 50er Jahre die ersten „Nachkriegserfolge“ einstellten.

Sehr enge Kontakte knüpfte der MGV zu der „Büscher-Schule“ (Heinrich-Schmitz-Schule) mit der man gemeinsam das 50-jährige Jubiläum im Jahre 1952 feierte.

Seit 1965 - als sich der MGV eine neue Vereinssatzung gab - wird der Gesangsverein „Eintracht 02“ als eingetragener Verein (e.V.) geführt.

Erstmals in der Geschichte des MGV „Eintracht“ wurde am 1. Oktober 1967 ein „offenes Singen“ aus dem Haus Anna im 2. Hörfunkprogramm des WDR direkt in die Wohnzimmer zahlreicher Bürger in Ratingen und ganz Nordrhein-Westfalen übertragen; eine Ehre, die nicht jedem Männergesangsverein zuteil wurde. Vor allem waren die hervorragenden Leistungen Günter Foltin zu verdanken, der von 1953 bis 1970 und von 1975 bis zu seinem plötzlichen Tod um die Jahres-

wende 1982/83 als musikalischer Leiter die Geschicke des Vereins hervorragend leitete.

Seit Bestehen des Vereins mußte man sich 1978 erstmals nach einem neuen Vereinslokal umsehen. Das Gründungslokal „Zum Grunewald“ wurde zu einer Altagsstätte der AWO umfunktioniert. Über die „Potekamp-Stuben“ und die „Gaststätte am Weiher“ kam man 1983 zum neuen Probenlokal. Diesmal war es keine „Kneipe“, sondern der ehemalige Sitzungssaal des Lintorfer Rathauses, in dem der MGV eine neue Bleibe fand.

Nach der ersten öffentlichen Aufführung im Radio folgte 1980 die erste Schallplattenaufnahme, die, von der Stadt Ratingen initiiert, von allen Gesangsvereinen des Stadtgebietes besungen wurde. Der MGV „Eintracht 02“ verewigte sich mit dem Lied „Abendfrieden am Rhein“.

Zum 1. April 1988 trat Thorsten Pech aus Wittlaer die neu zu besetzende Stelle des Chorleiters an. In nur kurzer Zeit gelang es ihm, die Mentalität des Chores anzusprechen und zu einer positi-



ven Leistungssteigerung beizutragen. Für das Jubiläumsjahr 1992 hat sich der MGV einiges einfallen lassen.

Zu dem Festkommers am 1. Februar 1992 konnte der Verein zahlreiche Gäste, u.a. Bürgermeister Hugo Schlimm, die Bundestagsabgeordneten Regina Schmidt-Zadel und Heinz Schemken begrüßen. Unter der Leitung von Thorsten Pech stellten die Sänger dem begeisterten Publikum ein umfangreiches Repertoire vor. Die Laudatio hielt der Lintorfer Gerhard Decker.

Zu diesem Ereignis hatten sich auch die Sängerfrauen ein ganz besonderes Geburtstagsgeschenk einfallen lassen: sie überreichten jedem Sänger eine silberne Krautwattennadel in Form eines Notenschlüssels.

Das große Festkonzert am 9. Mai 1992 in der Stadthalle Ratingen

war der eigentliche Höhepunkt des Jubiläumsjahres. Etwa 800 Ratinger Bürger feierten die Lintorfer Sänger, die zusammen mit Musikern der Düsseldorfer Symphoniker und den hervorragenden Solisten Caroline Isabel Merz (Sopran), Hartmut op der Beck (Tenor) und Hartmut Bauer (Baß) ihre Zuhörer mit einem bunten Reigen bekannter Opern- und Operettenmelodien erfreuten. Dirigent Thorsten Pech konnte mit dem Zusammenwirken von Chor, Solisten und Orchester hochzufrieden sein. Gewissermaßen als Belohnung für diese Leistung unternahm der Chor dann vom 23. - 31. Mai 1992 eine Sängerfahrt nach Wien und Budapest, bei der auch die Sängerfrauen mit von der Partie waren.

Durch seine äußerst zielstrebige und engagierte Arbeit hat Thorsten Pech den Chor in den letzten vier Jahren auf einen zuvor nicht

erreichten Leistungsstand gebracht. Seine vorbildliche Begeisterung für die Musik und den Gesang müssen jedem einzelnen Sänger Verpflichtung sein, nicht nachzulassen im Bemühen, das Niveau zu wahren und gar zu steigern.

Aus diesem Zusammenwirken kann jeder Sänger Freude, Frohsinn und Lebensmut schöpfen.

Solange dieser Idealismus die Sängerherzen des MGV „Eintracht 02“ erfüllt, braucht der Verein um seine Zukunft nicht zu bangen. Die im Gesang beschlossenen Ideale, begleitet von stolzen Erinnerungen, mögen den Lintorfer Sängern des MGV „Eintracht 02“ e.V. stets die Kraft geben, ein Herz voller Klang, Frohsinn und Lebensfreude zu bewahren.

Burkhard Weigel



40 Jahre den Marsch geblasen

Das Lintorfer Tambourcorps feierte im Jahre 1992 Jubiläum

Lintorfs Schützenfeste standen schon in den 50iger Jahren in dem Ruf, besonders prachtvoll zu sein. Viele Ratinger zogen damals zu Fuß! nach Lintorf, um das große Eröffnungsfeuerwerk auf der Drupnas mitzuerleben. Schon lange wurmte es daher die Lintorfer, daß man sich Musiker aus den Nachbargemeinden ausleihen mußte, wenn man mit Trommeln und Pfeifen zum Festplatz ziehen wollte. Zwar gab es seit langem die legendäre Kapelle Mentzen, die bei allen sich bietenden Gelegenheiten zum Tanz aufspielte, doch verfügte die Lintorfer St. Sebastianus-Bruderschaft über kein eigenes Tambourcorps. So war es nicht verwunderlich, daß auf einer Versammlung der Stammkompanie der Bruderschaft im Mai 1952 der Beschluß gefaßt wurde, ein solches Corps aufzustellen. Ludwig Pützer, der unter den versammelten Schützen heftig für diese Idee geworben hatte, oblag es nun, genügend interessierte und musikbe-

geisterte Lintorfer zum Mitmachen zu bewegen. Schon Ende Mai hatten sich 17 Trommler und Pfeifer gefunden, die sich den Mühen des Übens und Exerzierens unterziehen wollten. Sie wählten Ludwig Pützer zu ihrem Sprecher. Jeden Dienstag und jeden Donnerstag wurde in der Johann-Peter-Melchior-Schule trainiert: in den unteren Räumen wirbelten die Trommeln unter dem Kommando von Herrn Melcher, in den oberen wurde den Flötisten durch Herrn Fricke der „letzte Piff“ beigebracht. Doch schon bald präsentierte der mittlerweile zum 1. Vorsitzenden gewählte Ludwig Pützer seinen Mannen einen professionellen Ausbilder: Karl Mentzen, weiland Bataillonstambourmajor der 39er in der Kaserne an der Tannenstraße in Düsseldorf. Er bildete Hubert Wassenberg zum ersten Tambourmajor des jungen Corps aus. Erst 1988 legte Hubert Wassenberg den Tambourstab aus der Hand und übergab sein Amt

an den jetzigen Tambourmajor Herbert Fadum, den er wiederum ausgebildet hatte.

Im Gründungsjahr traten die begeisterten Musiker in weißem Hemd und schwarzer Hose auf, Uniformen waren noch nicht genügend vorhanden. Die Trommeln stammten vom ehemaligen Tambourcorps des Lintorfer Turnvereins, sie hatten jahrelang auf einem Speicher gelegen und mußten erst instandgesetzt werden. Ein großzügiger Spender hatte für neue Holzflöten gesorgt.

Ein Tambourcorps muß nicht nur Musik machen, es muß auch marschieren können. Das übte man weit weg vom Dorf, im Soestfeld, um sich dem möglichen Gespött der Dorfbewohner entziehen zu können. Die Dorfjugend war nicht gar so streng, sie zog begeistert hinter den Musikern her, gelegentlich begleitet von einigen „Wüstemännern“ aus dem Asyl.

Beim Titularfest 1953 stellte sich das Corps dann zum erstenmal in seinen neuen schmucken Uniformen der Öffentlichkeit vor, und schon im Sommer des gleichen Jahres fand der erste Auftritt außerhalb Lintorfs Grenzen in Mettmann statt. Die Musiker sahen ihren Eifer durch Erfolg gekrönt und ihre Begeisterung wuchs. Es fanden sich Protektoren wie Walter Adolphs und Heinrich Kaiser, die das Corps tatkräftig unterstützten und förderten. Fanfaren und Signalhörner wurden beschafft und schließlich eine Lyra. Die Zahl der Auftrittsangebote von Vereinen und Organisationen häufte sich.

werden. Man brauchte nicht lange zu suchen: Karl Schuur, langjähriger Trompeter in der Kapelle Mentzen, war bereit, das Amt zu übernehmen. Bis zum Jahre 1984, 26 Jahre lang, gelang es ihm, seine Musiker immer wieder zu begeistern und zu immer besseren Leistungen zu bringen. Seine Arrangements und Kompositionen werden auch heute noch bevorzugt vom Corps gespielt. Nach 20 Jahren Vorsitz stellte sich Ludwig Pützer im März 1974 nicht mehr zur Wahl. Man dankte ihm durch seine Ernennung zum Ehrenvorsitzenden des Corps. Sein Nachfolger wurde Karl Heinz Kipp, der 1952 zu den Grün-

Heranbildung des Nachwuchses ein Jugendtambourcorps gegründet wurde, das beim Titularfest am 25.1.1976 zum erstenmal sein Können zeigen durfte.

Der absolute Höhepunkt in der Geschichte des Corps war sicherlich die Teilnahme an der Steuben-Parade in New York im September 1989. „Das Tambourcorps Lintorf war die erste aus der Bundesrepublik angereisten Musikgruppen, die in der Parade marschierten. In ihren schicken Uniformen machten sie großen Eindruck“, so schrieb die deutschsprachige Zeitung „New Yorker Staatszeitung und Herald“ in ihrer Wochenendausgabe vom 7./8. Oktober 1989. Doch auch die Jubiläumsfeste in den Jahren 1962, 1972, 1977 und 1982 waren Glanzlichter in der nun 40jährigen Corpsgeschichte.

Für die Feierlichkeiten zum diesjährigen Jubiläum war ein besonders umfangreiches Programm aufgestellt worden. Es begann am 16. und 17. Mai 1992 mit einem feierlichen Gottesdienst in der St. Anna-Kirche und einer Jubiläumsmatinee im „Haus Anna“, bei der viele Gäste aus befreundeten Vereinen ihre Glückwünsche überbrachten. Einen launischen Rückblick über 40 Jahre Lintorfer Tambourcorps gab der frühere Tambourmajor Hubert Wassenberg.

Am 14. Juni 1992 organisierte das Corps in Verbindung mit der Stadt Ratingen die feierliche Einweihung des neu gestalteten Lintorfer Ortskerns. Bei herrlichem Wetter feierte man ein wahres Volksfest, bei dem es viel zu sehen und zu hören gab! Nach dem Königs-



Schützenfest 1953

Viele Höhepunkte hat das Corps seitdem erleben dürfen, aber es gab auch Tiefen. So mußte nach dem plötzlichen Tod des Ausbilders Karl Mentzen 1958 ein geeigneter Nachfolger gefunden

werden. Man brauchte nicht lange zu suchen: Karl Schuur, langjähriger Trompeter in der Kapelle Mentzen, war bereit, das Amt zu übernehmen. Bis zum Jahre 1984, 26 Jahre lang, gelang es ihm, seine Musiker immer wieder zu begeistern und zu immer besseren Leistungen zu bringen. Seine Arrangements und Kompositionen werden auch heute noch bevorzugt vom Corps gespielt. Nach 20 Jahren Vorsitz stellte sich Ludwig Pützer im März 1974 nicht mehr zur Wahl. Man dankte ihm durch seine Ernennung zum Ehrenvorsitzenden des Corps. Sein Nachfolger wurde Karl Heinz Kipp, der 1952 zu den Grün-

Gasthof Gut Porz



Gut Porz unter neuer Leitung

Unsere Öffnungszeiten:

Mo. – Sa. 17.00 – 1.00 Uhr.

Küche von 18.00 – 23.00 Uhr.

An Sonn- u. Feiertagen sind wir
ab 11.00 Uhr durchgehend für Sie da.

Dienstag Ruhetag

4030 Ratingen - Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon: 0 21 02 / 3 71 87

schießen und dem Krönungsball im September bildete dann der „Große Bunte Abend“ in der Stadthalle am 14. November 1992 den glanzvollen Abschluß der Feierlichkeiten zum 40jährigen Corpsjubiläum. Dieser „Bunte Abend“ des Tambourcorps Lintorf ist längst zu einer weit und breit beliebten Traditionsveranstaltung geworden. Schon seit

Jahren ist ja das Corps nicht mehr nur ausschließlich im Sommerbrauchtum aktiv - neben unzähligen Auftritten bei Schützenfesten in der näheren und weiteren Umgebung ist es aus dem Karnevalstreiben der Stadt Ratingen nicht mehr wegzudenken.

Sehen wir die Tatsache, daß ausgerechnet im Jubiläumsjahr der

Tambourmajor Herbert Fadum Schützenkönig der Lintorfer St. Sebastianus-Bruderschaft wurde, als ein gutes Omen für eine erfolgreiche Zukunft des Corps - ein Wunsch, dem sich sicher viele Lintorfer und Ratinger anschließen werden.

Manfred Buer



Das Tambourcorps Lintorf im Jubiläumsjahr 1992



fleermann

HEINRICH FLEERMANN

**Agrar & Garten GmbH
seit 1910**

Helpensteinmühle:

Mühlenstraße 3
4030 Ratingen-Lintorf
Telefon 021 02/3 12 23

Gartenfachmarkt

Hülsenbergweg 11-13
4030 Ratingen-Lintorf
Telefon 021 02/3 31 14

Futtermarkt

Hülsenbergweg 15
4030 Ratingen-Lintorf
Fax 021 02/3 74 86

Bürgerstreiche, Wett- und Spielleidenschaften der alten Lintorfer

Nach dem Zweiten Weltkrieg versammelten sich nach dem sonntäglichen Kirchgang stets um die 15 Lintorfer Bürger, natürlich männlichen Geschlechtes, zu einer Stammtischrunde im „Bürgerhof“ bei Familie Steingen. Und weil wir Deutschen nun mal die Vereinsmeierei so lieben, wurde sogar ein „Baas“ gewählt. Der erste „Baas“ war Bäckermeister Wilhelm Steingen, den wir alle liebevoll „Schneuz“ nannten, weil er solch einen prächtigen Schnurrbart trug. Die Stammtischbrüder waren alle im Alter meines Vaters, also zwischen 1870 und 1890 geboren. Ich war hier mit wenigen anderen Herren ein richtiger Junior.

Es gab aus dem vorigen Jahrhundert viel Interessantes zu erzählen. Nicht nur vom Kanzler Bismarck und dem Dreikaiserjahr 1888, es wurde auch von vielen Bürgerstreichen in Lintorf berichtet.

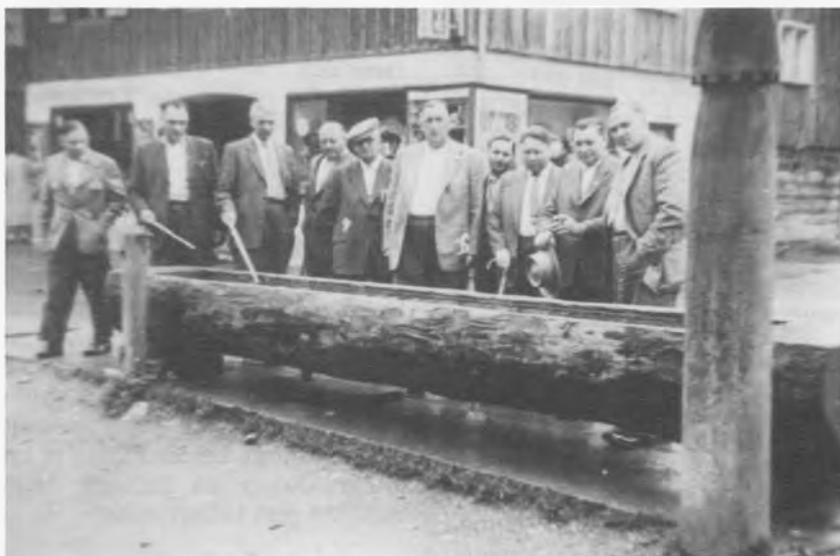
Wo sich heute das Werksgelände Karrena befindet, war bis Ende des Ersten Weltkrieges der Bauernkotten von Wilhelm Haselbeck. Die alten Lintorfer nannten ihn „de alde Has“, sein Sohn war uns allen noch als Bahnbeamter bekannt. „De Has“ hatte sich entschlossen, sein altes Pferd gegen ein junges Tier einzutauschen. Pferdehändler Heyer, Vater des uns gut bekannten Ernst Heyer, hatte eine Wette abgeschlossen: „De alde Has kritt dat alde Päd op jung gemat zurück.“ Das alte Pferd wurde abgeholt, die langen Haare des gesamten Tieres wurden mit der Handschneidemaschine geschoren. Mähne und Fesseln wurden mit der Schere kurz geschnitten, aus dem Kohlfuchs wurde mit Pottasche ein wunderbarer Rappe gemacht. Der nötige Pfeffer, unter den Schwanz gestreut, machte die Verjüngung perfekt. Das Pferd wurde vorgeführt unter dem Namen Fanny. Man war erstaunt, daß ihm das Geschirr der alten Ella paßte. In eine Pferdekarre eingespannt, wurde die Zugfe-

stigkeit geprüft. Das Pferd wurde wieder ausgespannt, und alle waren erstaunt, daß das Pferd allein bei drei offenstehenden Türen seinen Stall fand. Selbstverständlich hatte man auch einige Millimeter von den langen Zähnen, die das Alter des Pferdes verraten, abgefeilt. Der alte Heyer und Sohn Ernst hatten gut gearbeitet. Wie lange die Wette gewonnen war, ist nicht bekannt.

Nach dem Krieg wurde ich Mitglied des Kegelclubs „Knospen“. In der Gastwirtschaft Plönes („Zur Post“) saß an Kegelabenden neben mir Jupp Mentzen - Landwirt und Kartoffelhändler, und gegenüber saßen die Brüder Fritz

Vater Rosendahl fand am anderen Morgen die Alkoholleiche und rief seiner Frau zu: „Do litt de Jung mit de Kapp noch om Kopp.“ Mittags war der Rausch ausgeschlafen und Vater Rosendahl rief zur Mittagmahlzeit. Fritz erschien mit der Kappe auf dem Kopf. Vor dem Tischgebet bat ihn der Vater, die Kappe abzunehmen. Nach dreimaliger Aufforderung: „Jung, donn die Kapp ab“, geschah das auch, und dat Bede wor am Eng!

In unserem Dorf, heute am Ulenbroich 17, wohnte lange Jahre eine Familie von der Bey. Frau von der Bey war unsere Dorfhebamme. In den zwanziger Jahren wurde hier ein Dorf-Café eröffnet.



Ausflug des Kegelclubs „Knospen“ zum Schwarzwald im Jahre 1950
Von links nach rechts: Heinrich Enk, Franz Jüntgen, Karl Kleine,
Karl Ickelrath, Josef Mentzen, Heinrich Kaiser,
Karl Plönes, Josef Rosendahl, Fritz Büschken, Heinz Fleermann

(Postangestellter) und Josef (Schneidermeister) Rosendahl. Eine große Leidenschaft vom Beeker Jupp und von Fritz Rosendahl war es, auf alles eine Wette abzuschließen. So kam es einmal, daß sich Fritz Rosendahl für einen Kasten Bier und eine Flasche Schnaps eine Glatze schneiden ließ. Unser Dorf frisör Jean Schröder machte eine perfekte Sache. Nach großem Alkoholgenuß erreichte Fritz in der Nacht nur noch den Hausflur der elterlichen Wohnung, fiel um und schlief ein.

Im Café wurde eine Wette abgeschlossen zwischen Fritz Rosendahl und Jupp Kohnen, eine Ziege im Café zu melken. Das Tier wurde ins Café geführt und gemolken und erhielt als Belohnung noch einen Apfelstrudel auf dem Teller serviert. Wir Burschen nannten dieses Haus „Café Kimmel“.

Jupp Mentzen hatte als junger Bursche eine Wette abgeschlossen, dem Dorfpolizisten Walinsky, der als Ordnungshüter stets unter

dem heute noch großen Kastani-
enbaum an der Kirche stand, von
oben auf den Kopf zu pinkeln. Der
Beamte mit Pickelhaube und
Säbel sah sehr respektvoll aus.
Beeker Jupp war schon vor Ein-
treffen des Polizisten auf den
Baum geklettert. Als es nun von
oben auf die Pickelhaube platsch-
te und der Übeltäter schnell
erkannt war, kam der gezogene
Säbel zum Vorschein. „Komm
herunter“! Jupp entschuldigte
sich: „Ich konnt et nit mieh ut-
haule“.



Zeichnung: Bastian Fleermann

Johann Mentzen, der Vater des
bekannten Jupp, hatte eine Weiß-
buchenhecke entfernen lassen.
Dieses dürre Holz hatte man im
Soestfeld auf einem Acker abge-
laden. Sohn Jupp setzte das Holz
in Brand und meldete im Dorf
„Großbrand im Soestfeld“. Sechs
ältere Feuerwehrmänner kamen
mit einer von Hand gezogenen
Spritze schweißtriefend im Soest-
feld an und fanden den fast abge-
brannten Holzhaufen vor. Die
Wette war gewonnen - der
Fehlalarm blieb jedoch nicht ohne
Folgen.

Im Jahr 1906 erwarb Heinrich Kai-
ser in Lintorf Grund und Boden
und wurde Dampfsägewerkbesit-
zer. Heinrich Kaiser war Pächter
eines Jagdreviers in Derschlag in
der Eifel. Wieder einmal lud er vier
Gäste zur Jagd ein. Im Zug sit-
zend erklärte er seinen Gästen,
daß er nur im Besitz von vier Fahr-
karten sei. Die Fahrzeugkontrolle
kam und schnell mußte einer
unter der Bank verschwinden. Der

Bahnbeamte kam ins Abteil und
fragte nach dem fünftem Fahr-
gast. Heinrich Kaisers Ant-
wort: „Een Kad is för de dolle Käl,
dä hier unger de Bank litt“.

Heinrich Kaiser hatte auch einmal
einen Jagdunfall. Einige Schrot-
kugeln landeten in seinem
Hinterteil. Die Angelegenheit wur-
de ein Versicherungsfall. Der
Sachbearbeiter der Versicherung
bot ihm als Schmerzensgeld DM
150,-. Darauf nahm der Geschä-
digte sein Jagdgewehr von der
Wand und sagte: „Soll ich dich
ens för 150,- Mark in de Arsch
schieße?“ Vor lauter Angst bot der
Versicherungsmann schnell das
Doppelte.

Erich Dietz, der beliebte „Schalk
von Lintorf“, war von einer großen
Wettleidenschaft besessen. Bei
unserem Mühlenerweiterungsbau
1928 machte er die Wette, beim
Richtfest mit 3 Promille über den
Dachfirst zu laufen. Alle Bitten,
davon Abstand zu nehmen, waren
zwecklos. In 10 Meter Höhe
freihändig und in der Dunkelheit
hat Erich seine Wette gewonnen.

Als 1929 der Rhein soeben zuge-
froren war, fuhr Erich für eine
Wette mit dem Fahrrad über den
Rhein bis Düsseldorf und zurück.
Der Draufgänger Erich hatte bei
der Lintorfer Kirmes immer viel zu
erledigen. Mancher Ratinger oder
Angermunder mußte mit blauem
Auge in seine Heimatstadt
zurückkehren. Leider mußte er im
letzten Krieg als tapferer MG-
Schütze sein Leben lassen.

Überquert man vom Hülsenberg-
weg kommend die Autobahn,
liegt auf der rechten Seite das
Fachwerkhaus Neue Kämp, und
weiter dann rechts abbiegend
erreicht man das kleinere Fach-
werkhaus „Am Siepenkothen“. Hier
wohnte in meinen Kinderjah-
ren ein hagerer Mann mit kleinem
Buckel. Dieser Herr Schwarz war
im Baugewerbe tätig und wettete
einmal, mit 20 Steinen auf dem
Tragebrett eine 18 Stufen-Leiter
hochzusteigen, und auf jeder Stu-
fe ein Tönchen von sich zu geben.
Die Wette wurde gewonnen und
der Alkoholbedarf war auf Tage
gesichert. Diese Wette war
schnell dorfbekannt, und sogleich
bekam der Mann den Namen

„Pup-Schwarz“. Die alten Lintor-
fer sagen heute noch auf ihren
Spaziergängen auf dem Weg zum
Stinkesberg: „Hier wohnte Pup-
Schwarz“.

Viele Lintorfer waren von großer
Spieleidenschaft gepackt. Wenn
Wilhelm Lücker mit Schwieger-
sohn Karl Holtschneider und
Franz Hoff vom Tonwerk beim
Tuppen waren, dann verloren sie
jeden Zeitbegriff.



Erich Dietz

Am Kothen spielte der Ohme
(Walter Mentzen) mit Karl Buten-
berg und Fritz Hamacher Dauer-
skat.

Ein Unterpächter der Mühle,
Josef Seltermann, war in Lintorf
gut bekannt. Wie oft ist es wohl
vorgekommen, daß der beladene
Mühlenwagen nur bis zur Wirt-
schaft Doppstadt oder bis zur
Wirtschaft Mentzen am Fürsten-
berg kam, hier 5-6 Stunden ste-
henblieb und Pferd und Mühlen-
karre dann ohne Jupp Seltermann
nach Hause zur Mühle kamen.
Das Skatspiel hat diesen Müller
um sein Hab und Gut gebracht.

Mit dem Kegelklub machten wir
1950 die erste achttägige Kegel-
tour. In Triberg im Schwarzwald
machte uns der Gastwirt auf die
schweren Schwarzwälder Geträn-
ke aufmerksam. Pünktlich zur
Polizeistunde lag dann der Herr
Hotelier unter der Theke und vier
starke Kegelbrüder mußten ihn,

der nicht die Kraft des Kirschwassers kannte, in sein Schlafgemach führen.

Unser Dorf Lintorf war in der damaligen Zeit getrennt in „Dörper“ und „Büscher“. Die Trennlinie war die Werkseisenbahn, die bis zur damaligen „Schöppefabrik

Bredt & Co.“ ging. Heute spricht man von den Hoffmann-Werken. Im nördlichen Teil lebten die Büscher und im südlichen Teil die Dörper. Die Büscher führten ihr Eigenleben. Im Gesangsverein „Eintracht“ konnte so schnell kein Dörper Mitglied werden. Auch gab es eine Büscher Kirmes, und

einen „eigenen Bürgermeister“. Es war Gus Breuer, der auch später Vorsitzender der Bruderschaft war. Bei den Kirmes- und Bittprozessionen war Herr Breuer immer der Vorbeter.

Heinz Fleermann



Der Lintorfer Norden

Der nördlichste Bauernhof von Lintorf war das Winkelshäuschen und wurde von meinen Urgroßeltern Großhanten bewirtschaftet. Es wird in einer noch vorhande-

anderen Bahnseite bearbeitet werden konnten, wurde ein separater Bahnübergang geschaffen. Der Übergang wurde bedient vom Bahnposten Großenbaumerweg,

nannten den Bach Hastholzbach. Der Bach besaß klares Wasser und war forellenreich. Das Wasser war so sauber, daß manche Leute ihren Bedarf an Wasser damit deckten. Wenn früher die Leute Augenentzündungen hatten, wurden dieselben mit Bachwasser gekühlt. Der Bach entspringt auf dem Mintarder Berg und trifft sich am Plattenstein mit dem Dickelsbach. Das Winkelshäuschen hatte einen eigenen Brunnen mit einer schönen Messingpumpe.



Winkelshäuschen in den 60-iger Jahren

nen Urkunde vom 18. März 1826 als „Gut am Winkelshäuschen“ genannt.

Vor dem Gehöft war ein Gebäude aus Bruchsteinen, in welchem bis zum Jahre 1810 die Wildpferde gefüttert wurden. Das Revier der Wildpferde war begrenzt. In der Nähe von „Maria in der Drucht“ ist die Grenze noch erkennbar. Es waren Gräben ausgehoben, mit dem Aushub nach Norden, darauf waren Hecken angepflanzt, damit die Wildpferde dieselben nicht überspringen konnten.

Später wurde dieser Stall zu Wohnungen umgebaut und von den Familien Kuhlmann und Würsch bewohnt.

Durch den Bau der Eisenbahn 1870 wurde das Gelände vom Winkelshäuschen zerschnitten. Damit die Ländereien auf der

später vom Stellwerk Drucht. Durch Läutewerk verständigte man sich mit dem Posten, dann wurde die Barriere geöffnet. Dieser Überweg ist heute noch zu erkennen, ca. 30 Meter südlich des Breitscheider Baches. Wir

Nördlich der Eisenbahn, vor dem Entenfang, stand das letzte Haus, welches zu Lintorf gehörte. Wir nannten es Familienhaus, es gehörte der Eisenbahn. Es wurde um die Jahrhundertwende von den Eisenbahnern Block und Windgassen und deren Familien bewohnt. Die Kinder besuchten die evangelische Schule im Friedrichskothen in Lintorf. Der Unterricht war von 8 - 12 und von 14 - 16 Uhr. Die Kinder bekamen ein warmes Mittagessen im Haus des Männerasyls beim Hausvater Eller.



Reste des Kalkofens an der Drucht

An der Drucht war früher ein Kalksteinbruch, welcher noch zu sehen ist, es ist heute ein tiefer See. Die Steine wurden aus dem Felsen herausgebrochen und mit Pferden hochgezogen. Von dort aus wurden sie zum Kalkbrennofen gebracht und dort gebrannt.

Nördlich des Wohnhauses an der Drucht ist der Kalkbrennofen noch zu erkennen. Der gebrannte Kalk wurde von hier aus mit Pferde-Schlagkarren nach Wittlaer gebracht und dort in Rheinkähne verladen. Nach dem Beladen der Schlagkarren mit Kalk trafen sich die Fuhrleute im Winkelshäuschen zum Frühstück. Dort hatten meine Urgroßeltern eine Schankwirtschaft. In der Urkunde vom 18. März 1826 werden die Großhantens als „Wirths- und Ackersleuthe“ benannt.

Am Teufelshorn war eine Bleiberg-Zeche. Es stand dort ein mehrgeschossiges, massives Backsteinhaus. Dort waren die Büros untergebracht. Nach Stilllegung der Zeche wurde es als Wohnhaus genutzt. Östlich davon war das Kesselhaus mit zwei hohen Schornsteinen, dahinter stand ein Gebäude, in welchem Schreinerei und Schmiede waren. Zu der Zeche gehörten zwei Schächte, einer war westlich vom Teufelshorn und hieß Schacht Heinrich, der andere war südlich vom Teufelshorn. Die hohen Schornsteine wurden im Jahre 1911 von deutschen Pionieren gesprengt. Es waren Pioniere aus Mülheim, sie trugen blaue Uniformröcke und graue Hosen. Als Kind habe ich aus weiter Ferne die Sprengung miterlebt. Weiter, ca. 300 Meter vom Teufelshorn, stieß man auf eine eingeleisige Eisenbahnstrecke. Diese kam vom Lintorfer Bahnhof, Lintorfer Walzwerk, Richtung Peddenkamp, über Stockterweg Breitscheid, von dort weitergehend zum Mülheim-Selbecker Bergwerk. Der Lokführer wurde von uns Vatter Schmeling genannt.

Der Aushub aus dem Selbecker Bergwerk wurde handverladen und dann auf dem Lintorfer Bahnhof in Zügen zusammengestellt, von dort mit der Staatsbahn zu Auffüllungen abtransportiert.



Zechegebäude am Teufelshorn

Wie Hauptlehrer Schmitz uns in der Schule erzählte, soll der Name Teufelshorn folgenden Ursprung haben: Am Teufelshorn hatten die Germanen, wie am Stinkesberg, eine Opferstätte, das war ein riesiger Stein. Daher die Benennung der Höfe, Oberer Stein und Unterer Stein, früher genannt die Steinder Höf. Den

Oberen Stein sieht man direkt hinter der Autobahn, am Rande des neuen Golfplatzes, dahinter im Feld, als Ruine den Unteren Stein. Als die Germanen christianisiert wurden, aber immer noch an ihre Götter glaubten, nannten die Christen den Ort Teufelshorn, um sie abzuschrecken.

Wilhelm Molitor

GEHEIMNISVOLL, ANSCHMIEGSAM.
FÜR KOMFORTABLES SITZEN.

WITTMANN

form und raum

INNENEINRICHTUNG
LINTORFER STR. 31, 4030 RATINGEN 1
TELEFON 0 21 02 / 2 70 37

ATLANTIS

85 Jahre Feuerwehr in Lintorf

Unter dem Wahlspruch „Gott zur Ehr - dem Nächsten zur Wehr“ hatten sich im Jahre 1907 auf Anregung des damaligen Polizeikommissars Sonnen ca. 30 junge Männer zusammengefunden und gründeten am 1. August die Freiwillige Feuerwehr Lintorf. Die Gründungsversammlung fand in der Gastwirtschaft Kaiser (später Holtschneider) statt. Der Schreinermeister Wilhelm Frohnhoff wurde zum ersten Brandmeister gewählt. Es galt nun die Wehr auf-



Brandmeister Wilhelm Frohnhoff

und auszubauen, was bei den damaligen Verhältnissen nicht leicht war. Die Ausrüstung bestand lediglich aus zwei Handdruckspritzen mit Zubehör. Es gelang Wilhelm Frohnhoff dennoch, die Feuerwehr auf einen hohen Ausbildungsstand zu bringen. Im Saal der Gaststätte „Am Kothen“ fanden die Übungen statt. Der Musikantenstuhl diente als Steigerturm. Im Jahre 1912 konnte der erste richtige Steigerturm „Im kleinen Feld“ eingeweiht werden. Zum ersten Einsatz wurden die Floriansjünger 1908 gerufen. Es galt einen Wohnungsbrand „Am Sonnenschein“ zu löschen. Einige weitere größere Einsätze seien hier erwähnt:

1911 - Brand im Konsum auf der Krummenweger Straße

1911 - Wohnungsbrände auf der Speestraße und der Rehhecke

1912 - Großbrand Schaufelfabrik Bredt und Co., Fürstenberg

Während des Ersten Weltkrieges wurde es ruhig in der Wehr. Von den 26 Feuerwehrmännern, die eingezogen wurden, kehrten vier nicht mehr zurück. Nach Rückkehr der Wehrleute galt es, die Wehr wieder aufzubauen und einsatzbereit zu machen, was letztendlich auch gelang. Die folgenden Einsätze forderten die ganze Schlagkraft der Wehr:

1918
Großbrand Haus Hülchrath,
Breitscheider Weg

1920
Adler-Tonwerke,
Breitscheider Weg

1922
Blumberg & Co.,
Angermunder Straße

1923
Landwirt Derichs, Soestfeld

1923
Waldbrand Krummenweg

1923
Fabrikbrand Christinenburg,
Angermunder Straße

Der während des Ersten Weltkrieges durch einen Sturm zerstörte Steigerturm wurde 1927 durch einen neuen Turm auf dem Schulhof der Evangelischen Volksschu-

le an der Duisburger Straße (jetzt Eduard-Dietrich-Schule) ersetzt. Im Jahre 1923 erhielt die Feuerwehr Lintorf die erste Motorspritze. Ihr Können mußte dann die Wehr 1934 bei einem Großbrand bei der Firma Blumberg und Co. unter Beweis stellen.

Wegen Erreichen der Altersgrenze schied Brandmeister Frohnhoff 1935 aus dem aktiven Dienst aus. Karl Mentzen wurde erster Brandmeister. 1938 folgte Fritz Mentzen als erster Brandmeister und Amtsbrandmeister.

Die Jahre des Zweiten Weltkrieges erforderten von den Männern der Wehr ungeheuren Einsatz. Außer den täglichen Wachen kamen Einsätze im gesamten Angerland, Ratingen, Düsseldorf, Duisburg, Essen, Mülheim und Wuppertal hinzu. Die durch die Einberufung gelichteten Reihen der Feuerwehr wurden durch Dienstverpflichtete ersetzt. Im Jahre 1943 erhielt die Feuerwehr Lintorf ihren ersten Mannschafts- und Gerätewagen, einen Mercedes LF 8. Bis dahin wurden die Motorspritze und die Gerätschaften mit Privatwagen transportiert.

Auch der Zweite Weltkrieg forderte aus den Reihen der Feuerwehr seine Opfer. Elf Kameraden kehrten nicht zurück.



Umzug zum 50jährigen Bestehen der Lintorfer Feuerwehr am 11. August 1957 auf der Speestraße

1950 trat Heinrich Kohmann als erster Brandmeister die Nachfolge von Fritz Mentzen an. Ihm folgte 1956 Heinrich Biesgen. Am 11. August 1957 konnte der damalige Bürgermeister Füsgen aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Feuerwehr Lintorf im Beisein vieler Gäste und der Abordnungen der Löschruppen der Angerland-Gemeinden das neue Gerätehaus an Brandmeister Biesgen übergeben.

Die Wehr wurde in allen Belangen durch die Gemeinde unterstützt und gefördert. So konnte 1962 ein neues Tanklöschfahrzeug TLF 16 angeschafft werden. Das alte LF 8 von 1943 wurde 1963 durch ein neues Fahrzeug ersetzt.

Ein weiterer Führungswechsel erfolgte 1970. Brandmeister Herbert Schneiders übernahm die Aufgaben des Wehrleiters.

Erstmalig richtete das Amt Angerland am 1. März 1971 einen hauptamtlichen Rettungs- und Krankentransportdienst ein. Neun Feuerwehrmänner versahen in der nun ständig besetzten Feuerwache Lintorf ihren Dienst.

Die Anfang der 70er Jahre entstandenen Hochhausbauten machten die Anschaffung einer Drehleiter erforderlich. Im Dezember 1972 wurde die sich noch heute im Einsatz befindende Drehleiter DLK 23-12 in Dienst gestellt.

Wachsende Aufgaben machten die Anschaffung weiterer Gerätschaften notwendig. Da das alte Gerätehaus „aus allen Nähten zu platzen“ drohte, begannen 1974 die Arbeiten an einem Erweiterungsbau. Am 17. April 1975 konnte die neue Feuer- und Rettungswache durch Stadtdirektor Dr. Dahlmann übergeben werden. In Anbetracht der kommunalen Neuordnung war zwischenzeitlich zum 1. Januar 1975 die Feuerwehr Lintorf der Freiwilligen Feuerwehr Ratingen zugeordnet worden.

Weitere Anschaffungen gab es in den Jahren 1978 und 1981. Jeweils ein Löschfahrzeug LF 16 verstärkte die Schlagkraft der Wehr. Beide Fahrzeuge befinden sich noch heute im Einsatz.

Der Löschzug Lintorf umfaßt 50 Aktive und acht Mitglieder in der Altersabteilung. An der Spitze

steht Hauptbrandmeister Herbert Schneiders. Sein Stellvertreter ist Hauptbrandmeister Siegfried Emde. Die Mannschaft ist in zwei Gruppen aufgeteilt, denen in der Gruppe 6 Oberbrandmeister Uwe Schneiders und in der Gruppe 7 Oberbrandmeister Franz-Josef Wiesenhöfer vorstehen. Zur Ausrüstung gehören zwei Löschfahrzeuge LF 16, eine Drehleiter DLK 23-12 sowie ein Rüstwagen RW 1. Aufgrund regelmäßiger Übungen, Sonderübungen und der Teilnahme an den verschiedensten Lehrgängen an der Landesfeuerwehrschule in Münster und auf Kreisebene ist der Ausbildungsstand in Lintorf überdurchschnittlich. Der theoretische Unterricht wird in der Lintorfer Wache abgehalten. Leider sind die Räumlichkeiten sehr beengt, die Hoffnung auf einen Erweiterungsbau - für 1994 vorgesehen - geben die Wehrleute aber nicht auf.

Das Aufgabengebiet hat sich gegenüber den Gründerjahren stark gewandelt. Die Bekämpfung des roten Hahns ist schon lange nicht mehr einzige Aufgabe der Wehr. Die fortschreitende Technisierung stellt immer neue Aufga-



Der Löschzug Lintorf im Jahre 1992

ben an die Männer um Herbert Schneiders. Ob Ölspur oder die Befreiung eingeklemmter Personen bei einem Verkehrsunfall, ob vollgelaufene Keller nach einem Gewitter oder der Umgang mit auslaufenden Chemikalien, der Feuerwehrmann ist immer gefragt. Hat sich die Ausbildung und Ausstattung gegenüber früher gravierend geändert, so bleibt doch die Einstellung der Wehrleute gleich. Einsatzbereitschaft, Mut und der Wille, sich ständig weiterzubilden, sind nach wie vor vorhanden. Unterstützt werden die Blauröcke natürlich auch von ihren Frauen. Ehefrauen, Freundinnen und Mütter sorgen dafür, daß die Moral der Truppe stimmt. Sei es, indem sie die häufige Abwesenheit ihrer Männer tolerieren oder bei Veranstaltungen tatkräftig mit anfassen.

Zur Geschichte der Feuerwehr Lintorf gehören nicht nur Fakten und Daten, sondern auch Anekdoten. Hier eine kleine Auswahl.

Als sich im Jahre 1907 die Männer um Brandmeister Wilhelm Frohnhoff zusammenfanden, mußte die mangelnde Ausbildung und Ausrüstung durch Einsatzwillen und Improvisationsfähigkeit kompensiert werden. Lediglich mit zwei fahrbaren Handdruckpumpen ausgestattet, hatte das Feuer noch oft gute Chancen zu gewinnen. Um diesem Mißstand abzuhelpen, schlug der „Schneuze-Wellem“ (Bäckermeister Wilhelm Steingen) den verdutzten Gründungsmitgliedern vor, als Punkt 1 in die Satzung aufzunehmen: „Die Wehrleute haben sich fünf Minuten vor Ausbruch des Brandes am Brandort einzufinden!“ Trotzdem verlängerte sich die Ausrückzeit oft ungewollt:

Eines schönen Tages besuchte ein Drehorgelspieler Lintorf. Diese lustigen Gesellen zogen damals durchs Land, um den Dorfbewohnern eine kleine Abwechslung zu bieten. So war es auch verständlich, daß man mit dem Drehorgelspieler einen feucht-fröhlichen Abend verbrachte. Für ihn war schnell eine Unterkunft gefunden. Aber wohin mit der Drehorgel? Natürlich bot sich das Spritzenhaus Im Kreuzfeld - es stand da, wo sich heute die Einfahrt zur

Feuerwache befindet - wegen seiner zentralen Lage an. Also wurde das Musikinstrument auf Rädern im Gerätehaus verstaut. Wie es dann natürlich kommen mußte, mitten in der Nacht gab es Brandalarm. Noch vom gemütlichen Abend leicht angeschlagen, schwang sich der Hornist auf sein Fahrrad und gab Alarm. Telefon, Sirene oder Meldeempfänger - heute eine Selbstverständlichkeit - waren zum Teil noch nicht erfunden.

Die sich zuerst an der Wache sammelnden Florianjünger zeigten ihren ganzen Elan, indem sie das Tor aufrißen, ohne viel Federlesens zupackten und losging's. Elektrisches Licht gab es im Gerätehaus noch nicht, und die vorabendliche Veranstaltung hatte auch bei diesen Wehrmännern ihre Spuren hinterlassen. Na ja, zum Glück bemerkte bereits an der ersten Straßenecke ein mittlerweile neu eingetroffener Kamerad: „Eh, seid Ihr jeck? Wollt Ihr mit Musik löschen?“

Solche Kleinigkeiten bremsten jedoch das Engagement der Wehrleute nicht. Als es in den Anfangsjahren bei Bauer Derichs im Soestfeld brannte, mußten die Feuerwehrmänner ihr Vermögen zu improvisieren unter Beweis stellen. Aufgrund langandauernder Trockenheit konnte der Dickelsbach nicht als Löschwasserentnahmestelle dienen. Auch sonst war in der Nähe kein Teich oder Tümpel zu erreichen, jedoch war die Jauchegrube voll. Kurzerhand wurden die Saugleitungen in die Grube gehalten und die Brandbekämpfung konnte beginnen. Es ist nicht überliefert, ob Jauche gegenüber Wasser besondere Vorteile als Löschmittel hat. Aber es dürfte mit Sicherheit feststehen, daß damals alle Beteiligten vom Löschen - im wahrsten Sinne des Wortes - die Nase voll hatten.

Überliefert aus den Gründerjahren ist ein Ausspruch, der zum Leidwesen mancher Feuerwehrfrau auch noch heute in seiner Grundaussage in die Tat umgesetzt wird. Damals fanden die Übungen sonntagsvormittags statt. Zum Abschluß der Übungen gehörte das gemütliche Beisammensein.

Da dieser Teil der Übung etwas länger dauerte, verabschiedeten sich die Blauröcke von zu Hause mit dem Satz:

„Wenn ich zum Mittagessen nicht zurück bin, brauchst Du mit dem Abendbrot nicht auf mich zu warten.“

Heute finden die Übungen zwar nicht mehr am Sonntag statt, zur Tradition gehört es aber, sich nach getaner Arbeit zusammenzusetzen.

Während der Weltkriege gab es nur wenig Positives zu berichten. Für die Feuerwehrleute war jedoch die Anschaffung des ersten Löschfahrzeuges im Jahre 1943 ein herausragendes Ereignis. Da die Rohstoffe knapp waren, erhielt das Fahrzeug einen Hartfaserplattenaufbau. Diese leichte und kostengünstige Konstruktion hatte u.a. den Nachteil, Feuchtigkeit nicht gut zu vertragen. Da die Feuerwehr bekanntlich mit viel Wasser arbeitet und dabei auch nicht immer die Sonne scheint, quoll der Aufbau besonders im Herbst und Winter so auf, daß sich die Türen nicht mehr öffnen und schließen ließen. Da für einen Feuerwehrmann nichts unmöglich ist, wurde der Hobel angesetzt und schon waren die Türen wieder voll funktionsfähig. Kam dann die schöne Jahreszeit, verdunstete die Feuchtigkeit, und seltsam, auf einmal waren die Türen zu klein, überall große Spalten. Aber - der Hinweis auf Ausschluß der Unmöglichkeit erfolgte bereits - mit einigen Holzleisten und roter Farbe war schnell Abhilfe geschaffen. Dieser Kreislauf wiederholte sich so lange, bis durch den Neubau der Wache bessere Pflege der Gerätschaften möglich wurde.

Viele solcher Episoden könnten hier erwähnt werden. Doch viel interessanter ist es, diese Geschichten direkt aus berufenem Mund zu hören. Sprechen Sie doch einfach die Feuerwehrleute an. Besonders die älteren Kameraden haben einiges zu erzählen.

Volker Neumann

Das Lied der Dickelsbachpiraten

Ein Fleckchen Erde, auf dieser Welt!
Text+Musik:H.Christens.

Vorspiel:

Ein Fleckchen Erde, auf dieser Welt, das
ward' uns Lintorfern vom Herrgott geschenkt. Es ist die
re-ben von Wald und Flur, und in der Mitte da
fließt er nur: Es ist der Dickels-bach, der plätschert
vor sich hin. Auch wenn ich in der Fremde bin, denk ich da-
ran, an meinen Heimat - Ort im schönen Ackerland. Und
wenn ich Heimweh' hab', dann sing' ich nur ein Lied: Hör!
Refrain:
Ich das Rauschen und Plätschern vom Dickels-bach, dann
weiß ich Be - scheid, es ist nicht mehr weit! Denn
meine Heimat ist in Lintorf am Dickelsbach, da kann ich mich
aus, da bin ich zu Haus! Hör Haus!

Die „Dickelsbachpiraten“ sind eine Gesangsgruppe, die aus der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf hervorgegangen ist.

In wechselnder Zusammensetzung singt sie seit 1971 unter der bewährten Leitung von Hans Christens Stimmungslieder, Parodien und heimatliche Lieder zu vielen Gelegenheiten, vor allem aber in der Karnevalszeit. Eine Reihe von Texten und Melodien entstammt der Feder von Hans Christens, dem Mann also, der in der Gruppe „den Ton angibt“.

Harmonie

in Form und Farbe -

Charmante

Mode für

jeden Typ.

**Modehaus
Ruczkowski**

Damen- und Herrenmode
Eigenes Änderungsatelier
Lintorf · Lintorfer Markt 3
Telefon 0 21 02 / 3 53 63

30 Jahre Reservistenkameradschaft Ratingen



Die Reservistenkameradschaft Ratingen im Verband der Reservisten der Deutschen Bundeswehr e.V. feiert in diesem Jahr ihr 30jähriges Bestehen. Unter Anleitung eines für die Reservistenbetreuung zuständigen Feldwebels der Bundeswehr wurde die Kameradschaft Ratingen 1962 im Rathaus des ehemaligen Amtes Angerland in Lintorf gegründet. Initiator war der Homberger Herrmann von der Bey, der bis 1966 an verantwortlicher Stelle im Vor-

stand mitarbeitete. Auch heute noch finden die regelmäßigen Treffen der Mitglieder im alten Rathaus in Lintorf statt, wo die Kameradschaft über ein eigenes Vereinszimmer verfügt. Etwa 100 ehemalige Soldaten der Bundeswehr sind dem Verein im Laufe der Jahre beigetreten. Bei einem Empfang am Vormittag und mit einer abendlichen Tanzveranstaltung im Freizeithaus in Ratingen-West wurde das Jubiläum am 9. Oktober 1992 gebührend ge-

feiert. Unser Bild zeigt den heutigen Vorstand der Reservistenkameradschaft Ratingen.

Von links:

1. Vorsitzender: Gefr. d.R. Hans-Joachim Dutschke (Gästekönig 1992 der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf)
Kassierer:

Gefr. d.R. Günther Scheungraber
2. Vorsitzender: OFw d.R. Werner Kullmann

Schriftführer: SFw d.R. Werner Gottschling

Manfred Buer



Kermes för zich Johr en Lengtörp

Fröher wor Kermes, dor twedde Sonntag noh Pengste, et höchste Fest em Johr.

Kermes, doh kom de ganze Verwandtschaft on Bekanntschaft van röm on tömm noh Lengtörp to Besük.

Do et wenig tom fahre jow, kome de meste te Fut. Entweder ginge se en Lengtörp en de Kerk oder awer de Prozession kike. Denn dat gehuden to-r Kermes.

Wir Kenger moßten om tin Uhr en et Hochamt. Do noh trok de Prozession van de Kerk nomm aule

Friedhoff. He wud de eeschte Sejen jejewe. Dann trocke mer widder bös nom Siepe (am Kreuz), van do-ut jinget widder bös Soumagne, dat wor dor dredde Seje. Dann öwer de Viehstrot en de Kerk, tom letzte Sejen.

Et wor wohl met denn Kermeslütt afgekallt, wenn de Prozession am Eng wor, on wenn „großer Gott wir loben dich“ gesonge wuden, dorften die Kermes ahn-fange. Dor Scheidtmann liet dann de Karussel lope.

Noh sonne lange Morje konnte mär Honger krieje. Fröher woren

se jo nit so verschnöppt wie hütt. Do jowet meddags och watt tom e-te, dat mär satt wuden. On wenn dann och noch föll Besük kom, moßten föll jekokt wede. Dat jing nit all an ne Sonntagmorje, do wuden Samsdag-Nammedag förjekokt.

Denn Lengtörper Kermeskost, dat wor Renkfleschzupp, Renkflesch met Gorkeschlot, Kappes met witte Buhne on Schenk, on tom Nohdösch, dicke Ries met Prume.

On dat die Lütt och en jude Renkfleschzupp koke konnten, stong

Sonntagsmorjes ne Gemüsehänger ut Ratinge em Döörp, de Blumekuhl on Gorke verkopten. Die angere Dehl hadden de meste selwer em Jade. Die Fraue, die en de Fröhmess jinge, konnten noh der Kerk dat Gemüs kope, dat de Zupp och noch jar wud. En en jude Renkfleschzupp kome selwer-gemakte Markbällches, Bretlog, Blumekuhl on Nudele. On dat die Zupp och en jude Farf hadden, kom Zafron (Safran) en de Zuppepott. Weh kenne Zafron beide Hank hadden, de diet eh paar Etzeschülle em Backowe hell-andrüse, on dann wuden die kott met-jekokt. Dat woren all Naturprodukte, die nix kosten.

Noh dor Zupp jo-wet dann Renkflesch met Gorkeschlot. Dat wor

De Schenk wor vam selwer jefurde on jeschlachtetem Ferke. Dee Schenkebrüh wud nitt fottjeschott. Do wud der Kappes drin jekokt, met eh paar Ärpel dronger, dat et watt semig wuden. Denn wenn de Kappes em de Komp op-jeschäpt wor, dann moßte de Kappes jlänze, on nit so drüch utsen.

För de Nohdösch moßten de Prume am Donneschdag en-jewekt wede, dat se och schön op-jinge. De Prumesaft wuden samsdags op-jekokt mit Zimt on Zucker. Dann kom de Saft widder öwer de Prume, dat de Prume nit udenander fielen. De dicke Ries moßten frisch jekokt wede, dat he och kenn dicke Hut hadden on so drüch wor.

Wenn jot jefiert wuden, konnte se och föll e-te. Am Nammedag jowet tom Kaffee Streuselkuke on Appeltat. De Buhnekaffee wud en de Dröppelmina warmjehaule. Buhnekaffee jowet mär an ne Fierdag, söns mär Mukkefuk (Malzkaffee). Omes tom Omet-ete kom Weck met Schenk op de Tösch. De Schenk moßten met näm scharpe Metz dönn-jeschniede, awer dick drop-jeleit wede. De Weck wor selwer jebacke en der jrute Blechform, die jrad en der Backowe pasten. Sone Weck jowet awer öfter Sonndags.

Söns hadde ner jo keh Bier em Hus. Samsdags för Kermes kom der Scholdermann met Ped und Ware on verkopten Bier. För der Besuch moßten watt em Hus sinn. Watt et söns nit jof, dat hadde mär Kermes.

Wir Blare hadden Spaß, dat so föll Besuch kom. Dann jowet och noch jet Kermesgeld. Met paar Grosches Kermesgeld konnten mer paar mool Karussel fahre oder an de Möpkesbud jet tom schnöbbe kope. Föll mie wie en Karussel on paar Möpkesbude wor och nit op-jebaut. Für ons Blare wor Kermes schon ne besondere Dach. Kermes wor mär e-mol em Johr, on wenn et öm wor, freuden mer us op et nächste Johr. In der aulde Tied konnte mer sich noch op jet freue, on wenn et noch so lang durden.

Christine Herdt, geb. Frohnhoff



Die Prozession auf der Straße Am Löken im Jahre 1920. In der Mitte des Bildes erkennt man die Gleise der „Tingelbahn“, Grenze zwischen Dorf und „Busch“. Jenseits der Gleise steht heute die St. Johannes-Kirche

dat Flesch, van däm die Zupp jekokt wor. Et dorften och Kermes nix öm-kume. De Kappes met denn witte Buhne wor nit ut der Büchs, wie hütt, de wor em Wengter selwer en de Tonn en-jemakt. De witte Buhne woren ut selwer getrockene Staakebuhne, die em Wengter om Söller, am Kamin, jedrückt wuden. Die ut-jedöpte Buhne wuden Samsdags en ne Pott met Water en-jesatt tom en-weke. Dann kome no en Tied die Doofe on die Schülle noh owe, die wuden dann aff-jescheppt. Dann wuden die Buhne jekokt, denn Kappes on Buhne te-same, dat wud nit richtig gar. Et wuden alles aleen förjekokt, de Kappes, die Buhne on de Schenk.



Lengtörper Kermes ut miener Kengertied

Die Kermesdag woren vör mech die allerschönste em Johr. We fröher ne Tropp Kenger hat, be us woren et sieve, do wud ke Jedöns jemackt öm Namens- on Jebortsdag, do krech mer en Tafel Schoklad, on domet wor et jedonn. Aver die Kermes wor jett vör et ganze Dörp, of riek oder arm, of katholisch oder evangelisch, of ault oder jong. Do wud schon Weeke vörher von jesproke. Der Anstrieker kom en et Hus, do wut et beste Zemmer tapeziert on de Fenster witt jestrieke. Die Jardinge breit mer nach de Frau Vogel-sang, die dieht se wäsche, stärke on bügele. De Kellerhüskes wuden reen jemackt on der Steendörpel affjeschruppt.

Der Vatter leiht jrute Weet drop dat der Jemüsejade en Ordnung wor. De lohr an der Stroot, wo die Prozessiu dran vorbei trock. Do durft ke Onkrüttche dren ston. Wir Kenger moßten alles jeete, die Mührkes, die Ölk on die Schalotte. Die dicke Buhne, de Eze on die Erpel moßten wir hü-eje. Töschen de Kappesplante moßten wir schuffele, dann noch de Wege schuffele on herke. Am Tung dorf och ke Onkrüttche ston, do wor der Vatter janz pingelich dren. He kiek alles nohe, on wenn et nit ju-et wor, moßten wir et noch emol make.

Töschen Schalotte on Mührkes stongen immer son kleene Brenn-hietele, die brannten su an de Fenger, dat wor em ejal, alles moßt tipp-topp sin. Dann wuet noch de jrute Hof an der Stroot, de jing öm et ganze Hus eröm, jeschuffelt on jekehrt. Wenn wir et janz fein make wollten, hant wir noch e Zick-Zack-Muster jekehrt. Wenn nu alles blank wor, moßten wir Kenger vör der Blu-eme-Streu sorje. Am schönste woren die Margeritteköpp, on dotösch klein-jeschnidde Schilf.

An der Brökischött, bei Rusedahls op der Wies, do stongen die schönste. Aver der Vatter hätt us streng verbode, en anger Lütts Wiese te loupe. Aver wir Blare jingen bei Benders en der Bosch on

liepen von do ut en de Wies on jrapachten die Margeritte. Hauptsach wir hatten ne feine Streu met völl Blu-eme dren.

Friedeis Ovends fuhren die Männer met Schuffkarre oder die Bure met Peed on Kar en der Bosch on hant Maie jeschlare. Be-i all der Habberasch kann mer sech denke, dat wir Kenger voller Freud op de Kermes woren. En Week vörher jingen die Weeter narm Klüsterke, do dieht die Schwester Clodoaldis alle opdeele, wer e Fähnche drahre durft oder dat ruhde Samtkösse met em Herz-Jesu drop. Die meeste Kenger drehen witte Lilie, Goldregen, Ru-ese oder Palmwedel, alles wor künstlich, nix Echtes. Dann wuhd us jeseit, wie on wo wir te jonn hadden. Die witte Kle-ider on die Krenzkes wuden praat jeleit, on vör die Jonges die blaue Bleyle-Anzüch. (Die wuden en Rating bei Prommes op de Oberstroot jekopt.)

Dann wud noch över et Weder jekallt, hat et op Angermönger Kermes jerennt, dann freuden wir us, et hieß, de Pille mössen schwemme, dann wor vör us klor, dat op Lengtörper Kermes de Sonn schien. Komen wir dann Samsdags Ovend fresch jebad ut de Bütt, dann wuden die Hoore en kleene Flettches jeflett. Sondeismorjens, wenn die losjemackt wuden, hadden wir die schönste Lockeköpp. Jingen mer dann en der Prozessiu, säten die Lütt: „Do kumen de witte Kenger.“ Am Samsdagnommedag, wenn alles suwied fedig wor, hätt der Vatter die witt on ru-ede Fahne ut em Speicherfenster jedonn, onge an der Fahn hingen zwei dicke Plümmele dran. Dat Fenster wor op der Dörpsitt, wenn die Prozessiu kom, schwenkten die Fahn hu-ech em Wenk on miek alles noch festlicher.

De Sonndagmorje wor ald immer voller Oprejung. Die Kenger moßten betiede en de Kerk, der Altar moßt oppjebout wede, et moßt ju-et jekockt wede, et kom jo de ganze Famillich to Besüek.

Do kom der Wellm Kroll on et Jetta ut Düsseldörp. Wir Kenger seiten immer Onkel Wilhelm on Tante Jettchen, die sproken nämlich mer Huchdütsch. Dann kom der Jus on et Marie vom Krommeweg on et Miena on et Drüttche. Aver die jrötzte Oprejung wor, wenn der Altar oppjebout wud. Use Norber, der Fritz Kiene, wor Schreener, de holp immer. Do wud vör em Hus e Jestell oppjebout, on dodrop kom et Beld met der Kreuzigung Christi. Op em Dösch kom die ru-ede Samt-Döschdeck on dodrop en feine witte Deck, do wor met jeel Perljarn dropjesteckt: „Hochgelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altares.“ Dat war en feine Deck, die han ech mech oft bekieke.

Dann kom noch et Kruzifix, zwei Keezeleuchter mit jesechnete Keeze ut Kevelaer met bonkte Marienbelder drop, on zwei lange schmale Vase met Blu-eme, die fielen immer öm, wenn ne döchtige Wenk kom. Wor dat all fedig, kom och schon die Prozessiu an



Karl-Heinz Krauskopf „Prozession“,
Tempera, 1947, 56 x 40

der Tingelbahn. Die Glocke woren am lüdde, on von wiedem hu-et mer schon de Mentzens Bloskappell, on die Lütt hu-et mer senge. Dann sohr mer schon die Kerkefahne em Wenk flattere, nä, watt

wor dat schüen. An de Fischers-
hüser fingen se schon an, de Blu-
eme te streue. Dann miek de Mot-
ter de Keeze an. Et wor immer e
Jedöns wenn ne starke Wenk
opkom on de Keeze utjingen on
de Blu-emevase ömfielen. Kom
dann die Prozessiu, on et Aller-

Markbällches, dann joef et Renk-
fleisch met Gürkskes (hütt seit
mer Vorspeise), dann kom der
Broode, der ischte Schloot ut em
Jade, Erpel on Zauß, hengerher
Pudding met Himbeersaft. Fröher,
su hant mech aule Lütt vertellt,
joef et op Lengtörper Kermes

joht ju-et domet öm on verliert
nix." Vom Besüek joef et dann och
noch e paar Jröschkes.

Nu aver schnell fott. Von wiedem
huden wir schon Scheidtmanns
Kasell. Die Kermes fing schon am
Kothe an, am Saal vorbei woren
schon die Budes oppjeschlare.
Wir konntn alles koupe, et wor te
doll on te doll. Liebesperle em
Fläschke mit nem Schnuller, Per-
lekette, Renge on Armbänder,
Pöppkes on Hampelmänner,
Wenkmühle on Loftballons, alles
jlänzend on bonkt, aver et hiel mer
von twelf Uhr bes Meddag. Do
lohren de Kokosnüet en Stripe
jeschniede, do wor der Ißware, en
kleene Ißbotter koster fönf Pen-
ning, en jru-et tien Penning. En
Ißbotter woren zwei Waffele on
dodren wor et Iß. Ne Türk ver-
koppten Türkische Honnig. He
had e ru-et Käppke op met ner
schwatte Troddel dran, on e witt
Hemd met wiede Maue, do drüver
ne breide schwatte Gürtel. He riep
immer: „Türki Türki Honie aus
Mazedonie, die süße Leckerei aus
der Türkei.“ Dann schrabt he
met nem breide Metz der Honnig
af. Do woren Budes, do konnt
mer met Renge schmiete, wenn
mer Jlöck hatt, konnt mer en
Flesch Wing oder allerhand
Kömpkes on Figure jewenne.
Alles Krom, der mer nit jebroke
konnt, aver do hant wir et Jeld
verplempert. Do lockten lange
bonkte Zuckerstange, Berliner
Bru-et on jebrannte Mandele. Et



Die Prozession an der Kreuzung Speestraße / Am Löken, Mitte der 50iger Jahre

heiligste trock vorbei, fiel alles op
de Knie.

suhre Kappes met witte Buhne on
e Stöck jekockte Schenk, dann
jedruchte Prume on dicke Ries.

Ja, die Lütt woren fröher noch
fromm. Dann wud sech noch
bekieke, we all dorbei wor, on
watt die Fraue on Weeter för nöe
Hü-et on Kleider anhadren. Die
Prozessiu trock sech lang
dohen. Bei us vorbei, Düsberger
Stroot, trock die Prozessiu reits
eröm über de jetzige Breitschei-
der Weg. Och der Metzger Kar-
renberg had Maie jesatt, he wor
evangelisch, aver die Katholische
komen jo bei em koupe. Beim
Jrußvatter on Jrußmutter Siepertz
wud der Segen jewe. Onger
dem uraule Lindenboum stong e
hölter Krütz, do mieken die
Kamps vom Pieperskamp immer
der Altar, de wor wunderschüen.
Dann wud der Segen jejeve. Et
stongen völl Lütt drömeröm, och
die nit metjejeve woren.

Hatten wir dat all op, konntn wir
nit schnell jenoch nach de Ker-
mes kume. Dann jing der Vatter
met us en der Lade, miek der
Deckel vom Polt ope on krech die
Komp met em Kleenjeld. He joef
us immer Penninge, Tweipennin-
ge, Fönf- on Tienpenningstöcke.
Zwei Häng voll, wir menden dat
wör völl. Dann seit he noch: „Nu

Woröm die Jrußmutter der Altar
nit jemackt hätt, we-it ech nit, ov
se kenn Tied hat? Komen wir
nach Hus, wenn alles am Eng
wor, dann wor schon der janze
Besüek do, on em beste Zemmer
wor der Dösch jedeckt. Do kom et
beste Posseling ut em Vertikow
op der Dösch. Et wud ju-et
jekockt, Renkfleischzupp met



Scheidtmanns Karussell, Kirmes 1933
Auf dem Pferdchen: Änne Holtschneider, geb. Steingen

wor ne Betrieb, mer wud mer jeschove. Die Lütt komen von Angermonk, Brettsche-id, Diepebruek, Ratingen on Düsseldorf. Endlich woren wir an Scheidtmanns Kasell, dat wor et Schönste. Ru-ede Samtsitze, en Wippschaukel, Kaffeemühl, on Peed, die immer ropp on eraf jingen, on en blanke Stang, do moßt mer sech dran festhaule. On dann die Musikmännekes. Die woren nit lebendig, aver die konnten der Kopp hen on her dri-ehne, Arm on Been bewege, on mieken noch em Tackt Musik. Die Kasell wud von nem dicke brunge Peed jetrocke. Dat arme Dier moßt immer

ronk jonn, ov et nit schwindelig wud? Fröher seiten die Männer von dicke Fraue: Dat hätt en Fijur wie e Kasellepeed. Bei Stengkes am Bürgershoff stong die Kasell on die Schiffschaukel von Reminder. Ander Kasse soht die dicke Frau Reminder, die ki-ek immer jeftich dren, ech jlöf, die konnt nit lache, on ech menden immer, op Kermes mößten sech alle Lütt freue.

Dann hant wir noch jeki-eke, wie die jonge Boschte der Luckas hauten, die krejen knallru-ede Köpp, aver der Luckas kom ove an on überschlog sech. Bei der

Wahrsagerin hant wir dann och noch ne Jrosche jeopfert, do stong op em Zettel: „Über Ihrem Leben wird immer die Sonne scheinen.“ Sonne Quatsch, han ech jedeiht, die Sonn schinnt doch über alle Lütt. Wenn et Jeld op wor, wir müed on kleverisch von allem Zuckerzeuch woren, dann jingen wir tefri-ede nach Hus.

Lohren wir endlich em Bett, dann freuden wir ons och schon op der Kermesmondag, dat wor och noch ne schüene Dag.

Maria Molitor



Sonntagsausflug



Die Familie Johann Fleermann macht im Jahre 1925 einen Ausflug an den Rhein



Kurz vor der Fertigstellung dieser „Quecke“ überraschte uns die traurige Nachricht vom plötzlichen Tod unseres Vorstandsmitgliedes

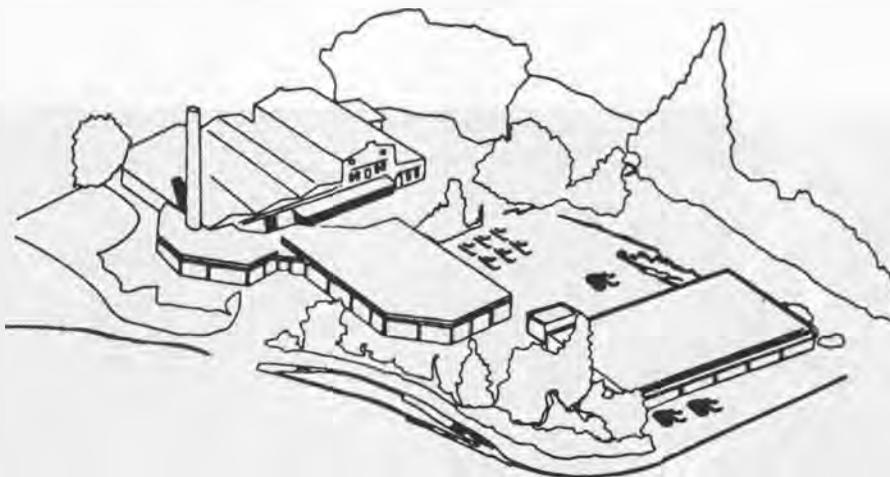
Agnes Weiß

Für uns alle unerwartet starb sie am 30. Oktober 1992.

Sie war eine unserer treuesten Mitarbeiterinnen. Viele Jahre arbeitete sie im Archiv und in der Geschäftsstelle des Vereins, vielen älteren Lintorfern bereitete sie große Freude durch die Gratulationen, die sie im Auftrag des Vorstandes verschickte. Gewissenhaft war sie bemüht, die Mitgliederliste immer auf den neuesten Stand zu bringen. Bei jedem Vortrag, jeder Veranstaltung und jeder Fahrt des Vereins war sie dabei, jeden Montag saß sie hinter ihrem Schreibtisch in unserem Geschäftszimmer, auch wenn es ihr manchmal wegen ihres angegriffenen Gesundheitszustandes schwerfiel.

Selbstdisziplin und Zuverlässigkeit waren die herausragenden Eigenschaften, die sie auszeichneten. Wir werden sie alle sehr vermissen.

Manfred Buer



Ford - Haupthändler
4030 Ratingen • Hauser Ring 70 - 74
Telefon 021 02 / 220 47

Buchbesprechungen:

Walter Gondolf „Lintorfer Kreuzweg“



Seit altersher wird in katholischen Kirchen der Leidensweg des Herrn bildlich dargestellt - meistens in 14 oder 15 Stationen -, um dem Beter die Vorstellung zu ermöglichen, was damals vor 2000 Jahren mit Jesus passierte. Im Laufe der Zeit haben sich Art und Weise der Darstellung gewandelt. Die Volksfrömmigkeit und die Persönlichkeit des Künstlers haben die bildliche Aussage beeinflusst.

In den Jahren 1986/87 schuf der Künstler Walter Gondolf (1912-1989), der in den letzten Jahren in Lintorf lebte, 14 Stationen eines Kreuzwegs, die seitdem in der Pfarrkirche St. Johannes (Pfarrer von Ars) den Betrachter in den Bann ziehen, wenn er sich auf das hier Dargestellte einläßt. Es sind nicht Illustrationen eines historischen Geschehens, sondern ein Hineinholen der Ereignisse von

damals in unsere heutige Zeit: Macht, Spott, Schaulust, aber auch Schmerzen, Mitleid, Trauer sind zu allen Zeiten für den Menschen erfahrbar. So ist der, der sich der Bildaussage zu stellen bereit ist, zutiefst betroffen, weil er wie ein Zuschauer auf eine Bühne blickt, auf der ein ihm bekanntes „Spiel“ abläuft. Er ist aber nicht nur passiver Zuschauer, sondern er steht auch mit den anderen mitten in dem Geschehen. Aktuelle Gegenstände und Kleidungsstücke machen das deutlich.

Immer wieder war der Wunsch an den Pfarrer der St. Johannes-Gemeinde, Pater Christian Aarts, herangetragen worden, die Bilder näher zu erklären, sie meditativ zu erschließen. So lag es nahe, eine Schrift zu veröffentlichen, die diesem Wunsch nachkommt.

Vor mir liegt ein gut gestaltetes Heft (68 Seiten), das die Pfarrgemeinde vor Ostern 1992 herausbrachte:

- Es ist ein kleines „Bilderbuch“, in dem der Leser nun in einer guten Wiedergabe die 14 Kreuzwegstationen von Walter Gondolf direkt und ganz nah anschauen kann.

- Es ist ein Meditationsbuch, in dem Dr. Kurt-Peter Gertz, Pfarrer in Homberg, jedes einzelne Bild einfühlsam beschreibt und damit einen Zugang zur persönlichen Sehweise schafft.

- Es ist ein kleines biblisches Lesebuch, weil jedem Bild eine Schriftstelle zugeordnet ist.

- Das Buch ist wie ein Spiegel, der dem Beter vorgehalten wird, um zu zeigen, wie er heute den Weg des Kreuzes mitbestimmt und mitgeht. Die Aktualisierungen von Pater Martin Jilesen verstehen sich als Anregung zum Weiterdenken und als Aufforderung zur „Umkehr“.

- Es ist schließlich ein kleines Gebetbuch, in dem Pater Christian Aarts die ganz persönlichen Gedanken des Kreuzweggeschehens jeweils in einem Gebetstext zusammenfaßt.

Der „Lintorfer Kreuzweg“ schließt mit einem „Nach-Ruf“ auf Walter Gondolf von Karl Hugo Breuer, und der Leser erfährt, daß der Künstler auch seinen ganz persönlichen Kreuzweg, den er in den letzten Lebensjahren gehen mußte, dargestellt hat.

Hans Müskens

Herausgeber:
Kath. Pfarramt St. Johannes
(Pfarrer von Ars), Ratingen-Lintorf
Fotos: Adolf Habel, Solingen
Gesamtherstellung:
Druckerei Preuß GmbH,
Ratingen-Lintorf
Ratingen 1992

„Die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgeschaffen...“

Zur Industriearchitektur der Textilfabrik Cromford 1783 - 1977

„Allein der symbolträchtige 'Auf-takt' des Unternehmens (Cromford) in Ratingen gäbe ihm heute schon genügend Bedeutung, seine Architekturgeschichte zu untersuchen.“

Mit dem symbolträchtigen Auftakt meint Herausgeberin Gerda Breuer die Übernahme des vor zwei Jahrhunderten weltbekannten englischen Firmennamens durch Johann Gottfried Brügelmann für sein Ratinger Unternehmen. Es sei jedoch dahingestellt, ob alleine die Übernahme eines Namens dies tatsächlich rechtfertigt. Denn es gibt sicherlich andere und gewichtigere Gründe, sich mit der Geschichte der Textilfabrik Cromford zu befassen, auch mit der Geschichte der Architektur der umfangreichen Fabrikgebäude vor den Toren des frühneuzeitlichen Ratingen.

Die Architekturgeschichte der Textilfabrik steht also im Mittelpunkt des über 320 Seiten und 21 Beiträge umfassenden Bandes, so wie es schon im Untertitel angedeutet wird. Wer jedoch etwas über die Menschen erfahren möchte, die in Cromford gearbeitet haben, wird aber bei der Lektüre des Buches enttäuscht sein.

Enttäuschend ist vor allem, daß selbst in den Aufsätzen, die sich beispielsweise mit den Arbeiterwohnungen in Cromford befassen, wie Renate Kastorff-Viehmanns „Die ersten Arbeiterwohnungen“ oder Uwe Kaminskys „Arbeiterwohnungen und soziale Bindung an den Betrieb im Cromford der Nachkriegszeit“, nirgends oder doch nur sehr am Rande die Rede von den in den Arbeiterwohnungen lebenden Menschen ist.

Doch nicht nur derjenige wird enttäuscht, der mehr über die Menschen erfahren möchte, die den technischen Fortschritt in Cromford und den Reichtum der Unternehmerfamilie Brügelmann entscheidend mit ermöglichten, sondern auch derjenige, der neue

und vor allem wesentliche Erkenntnisse über die Architektur der Gebäude erfahren möchte.

In dieser Rezension soll aber nicht jeder einzelne Beitrag des Bandes einer umfassenden Kritik unterzogen werden. Vielmehr wird nur auf einige wenige, dafür aber exemplarische Stellen der umfangreichen Aufsatzsammlung eingegangen.

„Neben all den technischen und betriebsorganisatorischen Neuerungen, die Brügelmann in Cromford bei Ratingen einführt und die seinen Ruf als Industriepionier begründeten, war der erweiterte wirtschaftsgeographische Horizont ein gleichermaßen wichtiges Merkmal dieses aufkommenden Unternehmertyps,“ schreibt Burkhard Dietz in seinem Aufsatz „Aufbruch zu neuen Ufern“ (Seite 16). Daß erfolgreiche Unternehmer über die Grenzen ihres eigenen Firmengebäudes hinaus blicken müssen, ist wirklich keine neue Erkenntnis. Erfolgsorientierte Unternehmer aller Epochen haben sie beherzigt. Aber die hier so deutlich formulierte Erkenntnis ist typisch für den Inhalt der meisten Aufsätze des Bandes.

Dabei ist der Aufsatz sicherlich als eine Art Einführung zu verstehen, denn Dietz beschäftigt sich ja nicht mit der Architekturgeschichte sondern im wesentlichen mit der Frage der Standortwahl des Elberfelder Unternehmers und der Vorbildfunktion des so erfolgreichen Cromfords für andere Firmengründungen.

Der Soziologe Michael Schumacher wiederholt in seinem Beitrag „Cromford als Ensemble“ auch die bereits in zahlreichen älteren Aufsätzen vertretene Behauptung, ohne daß sie dadurch an Qualität gewönne, daß das Gebäude der Spinnerei Cromford in Ratingen der älteste und mithin der erste Fabrikbau auf dem europäischen Kontinent sei: „... und in der Tat ist ein älteres Bauwerk, das die Bezeichnung 'Fabrik' wirklich verdient, auf dem

Kontinent (Europa, Anmerkung des Rezensenten) bislang nicht nachgewiesen worden.“ (S. 43)

Dann zählt er die Komponenten auf, die seiner Meinung nach erstmals in Cromford auftreten und damit dessen Einmaligkeit begründen: Arbeitsteilung, Mechanisierung, zentraler Antrieb, Kapitalisierung und freie Lohnarbeit. Aspekte eines Fabrikbegriffes, die schon Jahrhunderte vor Cromford im spätmittelalterlichen Industrieviertel der Oberpfalz anzutreffen sind.

In Axel Föhls Beitrag „Der 'größte Dieb fremder Erfindungen'?“ sucht der Leser vergebens nach den von Johann Gottfried Brügelmann gestohlenen Erfindungen. Außer der sattem bekannten Tatsache, daß Brügelmann Richard Arkwrights Spinnmaschine illegal - nämlich per Industriespionage - kopiert hat, wird nirgends auch nur angedeutet, welche Erfindungen der Ratinger Unternehmer denn noch gestohlen haben soll, die den Ausdruck „größter Dieb“ im Titel des Aufsatzes rechtfertigen könnten.

Es folgt noch eine ganze Reihe Aufsätze, die sich rein mit der Baugeschichte Cromfords befassen. Da wird beispielsweise im Aufsatz „Industrieanlage Unter-Cromford“ von Gabriele Harzheim über die Genehmigung der Erweiterung des „Vorarbeitsraumes um 2 Sheds (Dächer, Anmerkung des Rezensenten)“ (S. 160) im Jahre 1886 berichtet.

Monika Hartung erläutert in ihrem Beitrag „Herrenhaus Obercromford“, daß die „Backsteingebäude heute auf Wunsch der Eigentümerin weiß verputzt sind. Der Originalputz dürfte dunkler gewesen sein; man fand bei den Arbeiten erdfarbene Putzreste.“

Das sind sicherlich ganz wesentliche Erkenntnisse für die Baugeschichtsforschung zu den Anlagen in Cromford. In einem Buch, das sich auch an eine breite Öffentlichkeit wendet, sind sie aber wohl eher fehl am Platze.

Die zum Teil von großer Detailkenntnis einzelner Autoren zeugenden Aufsätze können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der vorliegende Band keinen geschlossenen Gesamteindruck beim Leser, ob Laie oder Fachmann, hinterläßt. Das gesamte

Buch wirkt zusammengestückt. Ein durchgehendes Konzept ist nicht erkennbar. Es bleibt zu hoffen, daß weitere Bücher über Cromford aus dem Rheinischen Industriemuseum Cromford sich mehr mit den Menschen befassen, die dort gearbeitet haben.

„Die öde Gegend wurde zum Lustgarten umgestaltet...“, Zur Industriearchitektur der Textilfabrik Cromford 1783-1977, Landschaftsverband Rheinland, Rheinisches Industriemuseum, Außenstelle Ratingen, Schriften, Band 5, Köln 1991

Dr. Andreas Preuß



„Ratinger Forum“, Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Heft 2.

Herausgegeben vom Stadtarchiv Ratingen in Verbindung mit dem Verein für Heimatkunde und Heimatpflege e. V., Ratingen 1991

Schon vor mehr als zwei Jahren erschien erstmals das „Ratinger Forum, Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, herausgegeben vom Stadtarchiv Ratingen in Verbindung mit dem Verein für Heimatkunde und Heimatpflege“, wie es im Impressum heißt. Damit verfügen die Herausgeber u.a. über die Möglichkeit, Arbeiten, die sonst vielleicht unveröffentlicht bleiben würden, der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Die Dringlichkeit dieses Anliegens für Ratingen zeigte, um es kurz nachzutragen, schon das erste Heft (1989, 246 Seiten) mit dem auszugsweisen Abdruck von drei Staats- bzw. Magisterarbeiten, angefertigt an den Universitäten Düsseldorf und Essen (Sabine Pittelkow „Katholische Vereine in Ratingen zur Kaiserzeit“, Petra Fuchs „Eine Kleinstadt unter französischer Besatzung - d.i. Ratingen 1921 - 1925“ - und Uwe Kaminsky, „Fremdarbeiter in Ratingen während des zweiten Weltkrieges“).

Der Bogen der Themen des zweiten Heftes ist weit gespannt. So befaßt sich Erika Münster (Zaubererfolgen in Ratingen und Angermund 1499/1500) mit einem Thema, das in Ratinger Geschichte und Geschichtsverständnis einen bedeutenden Platz einnimmt. In einer kritischen Befragung der originalen Quellen (statt des ungenauen Abdrucks in der Quellensammlung von Kessel) begrenzt die Verfasserin die belegten Fälle von Zauberei - der Begriff „Hexe“ taucht nicht auf - auf die Jahre 1499 und 1500 und

auf maximal fünf bis sieben betroffene Personen. Die angebliche Einzigartigkeit und das dadurch ausgelöste Aufsehen dieser ersten Prozesse, die in der herkömmlichen Deutung in Verbindung mit der Suitbertuslegende eine wesentliche Erklärung für die Entstehung der Dumeklemmersage bildeten, werden in Frage gestellt. Interessant ist ferner die Einbeziehung moderner sozialgeschichtlicher Forschungen und Fragestellungen, etwa für die Beschränkung der Ratinger Vorgänge auf den knappen Zeitraum um 1500, während z.B. im benachbarten Gerresheim noch im Jahre 1738 eine letzte Hexenverbrennung stattfand.

Zwei weitere Beiträge beschäftigen sich mit wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen, Michael Lumer mit dem „Lintorfer Bleibergbau im 18. Jahrhundert“ (in Fortführung seiner 1982 verfaßten unveröffentlichten Staatsarbeit über das gleiche Thema bis 1902) und Jörg Engelbrecht mit der „Familie Brügelmann als Agrarunternehmer im Raum Ratingen-Angermund.“ Engelbrecht geht damit einer Frage nach, die bisher noch nicht speziell untersucht wurde, und zeigt, wie der Bestizer von Cromford durch den Kauf mehrerer Rittersitze wie z.B. Gräfenstein und Bockum mit seinem auf den Alleinbesitz beschränkten modernen Eigentumsbegriff in Konflikt mit den Vertretern der traditionellen genossenschaftlichen Nutzung des Oberbusches (gemeinsame Waldweide, Holzrecht usw.) geriet, und erläutert die rechtsge-

schichtlichen Entwicklungen und Hintergründe. Brügelmanns landwirtschaftliches Engagement seit etwa 1794 stellt nach Engelbrecht den Versuch dar, das wirtschaftliche Risiko in den unsicheren Zeitläuften der Koalitionskriege durch Diversifikation abzumildern - parallel dazu befaßte er sich z.B. mit der Zuckerproduktion, mit Weinhandel und mit Bank- und Wechselgeschäften - um die Lebensmittelversorgung seiner bis zu 400 Arbeiter sicherzustellen. Konsequenterweise wurden die Besetzungen nach der politischen Konsolidierung nach 1815 nach und nach wieder verkauft. Es folgen zwei Abhandlungen über zeitgeschichtliche Ratinger Themen, Klaus Wisotzky über „Novemberrevolution und Kapp-Putsch“ und Uwe Kaminsky über „Die Gestapo in Ratingen“, Aufsätze, die in der Differenziertheit ihrer Aussagen auch dem mit der Materie Vertrauten vielerlei neue Aspekte bieten, zumal die Zusammenhänge hier erstmals in Einzeluntersuchungen erforscht werden. Den regelmäßigen Abschluß der Hefte bildet eine „Ratinger Bibliographie“ (in laufender Ergänzung zu der gleichnamigen Veröffentlichung von Wisotzky von 1988). Die Bibliographie, die auch alle kleineren Beiträge etwa in Festschriften von Vereinen erfaßt, weist für die beiden letzten Jahre fast 100 Titel aus und unterstreicht so das breite Interesse, das heimatgeschichtliche Arbeiten derzeit offenbar finden.

Hermann Tapken

Richard Baumann:

„Die Leute vom Schimmershof - 1000 Jahre bäuerliches Leben in Ratingen“

„Über 1000 Jahre ihrer Geschichte war die Stadt Ratingen auf das Engste mit dem bäuerlichen Leben verbunden. Das gilt für die Zeit der ersten Besiedlung und Stadtgründung ebenso wie für die Epoche, in der Ratingen vom Mittelalter bis in die Neuzeit eine blühende Handwerker- und Handelsstadt war, für die folgenden Jahrhunderte des Niederganges auf allen Gebieten wie für das Aufblühen im Zeitalter der beginnenden Industrialisierung. In allen diesen Zeiträumen waren bis in unser Jahrhundert hinein die meisten ihrer Bürger abhängig von den Erträgen der Landwirtschaft, die innerhalb und außerhalb der Tore betrieben wurde. Gute und schlechte Jahre, Klimaveränderungen und -schwankungen, kriegsbedingte Mißernten und dadurch ausgelöste Hungersnöte und Teuerungen, das alles bekam der einzelne Bürger am eigenen Leib zu spüren“.

So beginnt das Vorwort von Johannes (Hanno) Paas, dem Herausgeber der jüngsten stadthistorischen Veröffentlichung:

„Die Leute vom Schimmershof - 1000 Jahre bäuerliches Leben in Ratingen“

Der Schimmershof ist einer der ältesten Ratinger Höfe, der auch heute noch landwirtschaftlich genutzt wird. In unmittelbarer Stadtnähe gelegen, eng verbunden mit der Burg „Zum Haus“, spiegelt sich in der Entwicklung dieses Hofes anschaulich die Geschichte der Bürger in unserer Stadt und der Leute außerhalb ihrer Mauern wieder. Hiermit meine ich: Er ist ein Teil unserer Stadtgeschichte.

Der Untertitel lautet: 1000 Jahre bäuerliches Leben. -In der Einladung zur Vorstellung des Buches am 3. Juli 1992 im Lesecafé des Medienzentrums findet sich die Formulierung: 1000 Jahre bürgerliches Leben. -Ein Druckfehler,

der sich eingeschlichen hat, aber dem Buch durchaus gerecht wird. Wer dieses Buch zur Hand nimmt, sieht sich einer Fülle von dokumentarischem Material gegenüber.

Durch das geschickte Einflechten von Auszügen aus Verwaltungsakten, Hinweisen auf Briefe, Notizen und Pachtverträgen, Bildern usw., und durch Erlebnisberichte von Zeitzeugen entsteht ein gründlicher und anschaulicher Überblick über 1000 Jahre bäuerliches/bürgerliches Leben in Ratingen. In der Veröffentlichung, die in mehrfacher Hinsicht Beachtung verdient, beschreibt der Autor nicht nur die Geschichte des Schimmershofes, sondern erstmals finden wir auch eine Gesamtdarstellung der wechselreichen Tiefenbroicher Geschichte. Gleichsam als roter Faden wird die Familienchronik der Familie Paas dargestellt, die seit über 250 Jahren mit einmaligem Namenswechsel, aber in ununterbrochener Linie der Blutsverwandtschaft diesen Hof bewirtschaftet. Dem Autor, Herrn Dr. Baumann, ist es darüber hinaus hervorragend gelungen, bisher nicht erfaßte Quellen in offiziellen und privaten Archiven auszuwerten. Das 132 Seiten umfassende Buch ist mehr als die „Leute vom Schimmershof“, es dokumentiert „1000 Jahre Leben in Ratingen“, dargestellt und aufgebaut an den Leuten vom Schimmershof.

Der vorliegende Band beschreibt sehr ausführlich die bäuerliche Arbeitswelt, die Wurzeln und die Entstehung des Schimmershofes und die nach dem Erwerb durch die Familie Paas festzustellenden Veränderungen; obwohl es bei den bis heute noch nicht völlig durchschaubaren, vielfältigen Formen des mittelalterlichen Lehns- und Grundherrenwesens mit seinen zahlreichen örtlichen Besonderheiten außerordentlich schwierig ist, die Besitzverhältnisse immer genau zuzuordnen. Herrn Dr. Baumann ist es gelungen.

Ich habe das Buch zweimal gelesen und war auch beim zweitenmal überrascht, über die vielen detaillierten Beschreibungen, z.B. über die mir bis dahin unbekanntesten Wolfsplagen in Ratingen, über Holzrechte, den Ratsbeschluß vom Oktober 1456, „... daß alle Mitbürger ihr Vieh durch den städtischen Hirten auf die Weide treiben lassen mußten“, die Darstellung der Kleidung, der Ernährung, alle diese Detailbeschreibungen stellen gekonnte und lebendige Verbindungen her, es entstand keine trockene Quellenammlung.

Der Texterschließung dienen 100 Abbildungen, Dokumente und Fotos, davon 67 aus privatem Besitz. Überrascht war ich beim erstmaligen Durchblättern über die Bildunterschrift auf Seite 123: „Das Ratinger Prinzenpaar der Session 1978 kam wieder vom Schimmershof, Prinzessin Christa I. und Prinz Hanno I“, aber sie dokumentiert Tradition und Verbundenheit auch zum Ratinger Brauchtum; war doch vor vier Jahrzehnten Johannes Paas (der Vater des Herausgebers) mit Prinzessin Harde Ratingia im Jahre 1937 Prinz Karneval von Ratingen. Die abschließenden Ausführungen über die Lage des Schimmershofes in Tiefenbroich, umgeben von Wirtschaftsindustrie und Gewerbeunternehmen und der Schlußsatz des Vorwortes des Herausgebers, daß er sich für seine Familie wünscht, „daß der Schimmershof auch in das nächste Jahrtausend hinein erhalten bleibt und auch unter den immer schwieriger werdenden Bedingungen eines gesamt-europäischen Agrarmarktes bestehen kann“, runden das gelungene Werk ab und laden ein zum Lesen, mich zum dritten-, Sie hoffentlich bald zum erstenmal.

Friedrich Voßen

Bildnachweis

- Titelbild:** Udo Haafke
- Beiträge:** „Karl-Heinz Krauskopf“
Gretel Krauskopf-Gemmert
- Beitrag:** „Baudenkmäler in Lintorf“
Achim Blazy, Udo Haafke, Reiner Klöckner
- Beitrag:** „Evangelische Kirche in Lintorf“
Dr. Werner Schwanke, Archiv der EvgI. Kirchengemeinde Lintorf, Archiv des VLH
- Beitrag:** „Otto Brües“
Josef Lamerz, Archiv des VLH
- Beitrag:** „Altersaufbau der Lintorfer Bevölkerung“
Diagramme: Friedrich Wagner
- Beitrag:** „Heinrich-Schmitz-Schule“
Rose-Marie Weißenbach, Archiv des VLH
- Beitrag:** „KöB St. Anna Lintorf“
Winfried Hübel
- Beitrag:** „Besuch in Frankreich 1932“
Willy Brockscothen
- Beitrag:** „Erinnerungen an die Nachkriegszeit in Ratingen“
Stadtarchiv Ratingen
- Beitrag:** „Eine Kindheit in Hösel“
Rolf Großterlinden
- Beitrag:** „Homberger Jacobus-Reliquiar“
Wilhelm Höffer
- Beitrag:** „Die Puppensammlung im Stadtmuseum,“
Stadtmuseum Ratingen
- Beitrag:** „Breitscheid“
Otto Wilms, Zeichnung: Tanja Bark
- Beitrag:** „Mataré-Denkmal“
Stadtarchiv Ratingen, Otto Weber, Kleve
Gottfried Evers, Kleve
- Beitrag:** „Die Familie Nofen und der Hohlenweg in Hösel“
Helmut Kuwertz
- Beitrag:** „Hösel im Übergang zur Diktatur“
Volker Straßen
- Beitrag:** „Höseler Straßennamen“
Helmut Kuwertz
- Beitrag:** „Haie und Seekühe“
Fotos und Zeichnungen: Tanja Bark
- Beitrag:** „Reiner Kunze in Ratingen“
Hans Müskens
- Beitrag:** „90 Jahre MGV Eintracht 02“
Archiv des MGV Eintracht
- Beitrag:** „40 Jahre Tambourcorps“
Archiv des Tambourcorps der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf
- Beitrag:** „Bürgerstreiche im alten Lintorf“
Heinz Fleermann, Familie Dietz,
Zeichnung: Bastian Fleermann
- Beitrag:** „Der Lintorfer Norden“
Josef Lamerz, Archiv des VLH
- Beiträge:** „Lengtörper Kermes“
Archiv des VLH, Gretel Krauskopf-Gemmert

Chrestkengd

Ech mag dat Chrestkengd nit mieh lieden,
On dat Woröm es klipp on klor:
Et breit mech mieh en freuhern Tieden,
Domols, es ech noch jönger wor.

Do diet dat all min Muoder maken,
On Muoder, die es lang alt duod.
Jo, die bestaul vör mech die Saken,
On Chrestkengd wor min Muoder guot.

Do kreg ech lecker Appeltaten,
Ouch Belderbücker fehlten nit,
En ganze Schachtel Bleisoldaten
Te Päd, med Zabels an der Sit.

Och jo! Die Tied verget ech nömmer:
Van Dag es dat nit mieh es sös:
Wenn't Chrestkengd kömmt, dann mot ech ömmer
En't Portmoneh, dat es geweß.

Ech krieg ouch gar nit mieh sun Saken
Wie Bleisoldaten on suowatt.
Wat sall ech do ouch noch met maken -
Ouch Appeltaten sin ech satt.

Jo jo, dat sind vergangne Tieden!
On mech es dat ouch ganz suo reit:
Ech mag dat Chrestkengd doch guot lieden,
Denn Gewen macht die grötste Freud.

Carl Schmachtenberg

REBS-Zentralschmiertechnik GmbH

Duisburger Straße 115 · 4030 Ratingen-Lintorf · Telefon (02102) 33041

Lieferprogramm:

Hand- und automatische Zentralschmieranlagen für Öl und Fett

Ölumlaufschmieranlagen, Öl-Luft-Schmierung

Kontrollgeräte · Armaturen · Rohrleitungen · Montagen

PS
PFEIF
KFZ-SERVICE

PS Motorsport
Motor
Fahrwerk
Karosserie

Der Fachmann
rund
um's Auto!

OPEL-Vertragswerkstatt
Reparaturen für alle Pkw-Marken
TÜV-Abnahme nach StVZO im Hause
Zechenweg 33
Ratingen - Lintorf
☎ 3 4235
Fax 3 15 13

Alles aus Holz fertigt für Sie

Karl und Karl Heinz Haafke
Schreinerei - Holzbearbeitung

Lintorf - Rehhecke 5 - Tel.: 1 71 53

WALTER KUNZE

Gas-, Wasserinstallation und Gasheizungen

Brandsheide 20 · 4030 Ratingen-Lintorf

Telefon (02102) 36326

**SANITÄTS- UND
MIEDERFACHGESCHÄFT
ORTHOPÄDISCHE WERKSTATT**



Fleck



Nachf. FRANZ EMSER
Bahnstraße 8a, Ratingen, Ruf 221 20

- Lieferant aller Krankenkassen und Behörden
- Orthopädie
Technik — Bandagen — Maßanfertigung
- Verkauf von Miederwaren der führenden Firmen


*Boutique
Amourette*

Mieder
Wäsche
Bade-Moden

4030 Ratingen-City, Oberstraße 13, Telefon 22649

Kellermann

Bürobedarf · Schreibwaren

Büromöbel · Büropapiere · Hygienepapiere

4030 Ratingen

Düsseldorfer Straße 24,
Telefon (02102) 23081, Telefax (02102) 23026

Filiale Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 35,
Telefon (02102) 34338

Qualität und Leistung - Unsere Referenz

Kunststoff- und Aluminiumfenster - Kunststoff- und Aluminium-Rolläden - Kunststoff-Klappläden - Alu-Haustüren - Hebeschiebeanlagen - Haustürüberdachungen - Garagentore - Markisen - Jalousetten - E-Antriebe für Rolläden und Markisen

Profilbau Hartmut Wendeler

4030 Ratingen 4 (Lintorf), Am Schließkothlen 9

☎ 33943-35046 **PROFILBAU**



Baugesellschaft m.b.H.

Siemensstraße 37 · 4030 Ratingen 4 · Tel. 35805

Wer was besonders Schönes will,
kauft Blumen gern bei

Blumen Chill

Moderne Blumen- und Kranzbinderei

Lintorfer Markt 6 · 4030 Ratingen 4 - Lintorf · Telefon 3 14 24



Ihr MEISTERBETRIEB für Bad und Heizung

seit 1926

Alfons **Weber** GmbH HEIZUNGSBAU · SANITÄRE INSTALLATION

Alfons und Manfred Weber
Angermund, Angermunder Straße 9

Telefon 02 03 / 74 64 78

Lintorf, Lökesfeld 2

Telefon 021 02 / 3 15 92

Rosendahl

Herrenausstattung für Anspruchsvolle
... natürlich mit persönlicher Beratung

H. J. und W. Rosendahl - Schneidermeister

Feinste Maßschneiderei, Modell-Maßkonfektion
für Damen und Herren

Ratingen, Lintorfer Straße 31 a ☎ 28833



GUSTAV KARRENBERG GMBH
HEIZÖL + KOHLEN
TELEFON 3 13 69

lupo[®]

Werbe

Werbegeschenke

4030 RATINGEN 4 - Lintorf

Postfach

Beeker Hof 3 (am Bahnhof)

(gute Parkmöglichkeit)

Telefon 0 21 02 / 3 50 21 / 22



Gebr. Wagner GmbH · Schreinerei

Holz- und Kunststoffbearbeitung
Innenausbau · Reparaturen

Zechenweg 29 · 4030 Ratingen 4 (Lintorf)

Telefon 021 02 / 3 60 32



Metzgerei



F. Reinartz

Lintorf

Duisburger Straße 25 - Telefon 3 21 48

*Wer Preis und Qualität vergleicht,
dem fällt der Kauf bei Reinartz leicht!*

Im Herbst, da liegt bei uns die Quecke
wie selbstverständlich auf der Theke,
wie täglich Brot gehört das Blatt
zu Lintorf und der ganzen Stadt.

Doch sollt man dabei nicht vergessen,
das Brot, das wir gern täglich essen,
das gibt es immer frisch und lecker,
da, wo man's backt,
bei „Ihrem“ Bäcker.

Dorfbäckerei
• Lintorf •
GÜNTER VOGEL 

Duisburger Straße 25 + Speestraße 19
Telefon 32198

Wir sind immer für Sie in Aktion

Hellbach

Lintorf - Speestraße 18-20

Galerie "Les Beaux Arts"

*ständig wechselnde
Ausstellungen*

*Original-Graphiken
Bronzeskulpturen*

Einrahmungen jeder Art in eigener Werkstatt.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Di.-Fr.: 10.00 bis 13.00, 14.00 bis 18.00 Uhr

Do.: bis 20.30 Uhr

Sa.: 10.00 bis 14.00 Uhr · Mo.: geschlossen!

Lintorfer Markt 6 · Ratingen-Lintorf · Telefon 37136

Fliesen - Marmor - Mosaik

Ulrich Giegling

G.m.b.H.

Fliesenlegermeister

Ina-Seidel-Straße 23
4030 Ratingen 4 - Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 12 86

Allen Inserenten möchten
wir herzlich danken.

Sie helfen uns,
die Heimatzeitschrift
„Die Quecke“ weiterhin zu
veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen
wir zum Jahresausklang ein
gesundes und erfolgreiches
Jahr **1993!**

Verein
Lintorfer Heimatfreunde e. V.

Jagen Wandern Loden

LOD

Wir sind einer der größten Jagd-Ausrüster der Welt. Spezialisten für das Leben draußen.

Funktionelle, wind- und wetterfeste Bekleidung und die notwendige Ausrüstung für das Leben im Freien finden Sie bei uns in erstklassigen, erprobten Qualitäten.

LodenMode war für uns schon immer wichtig. Wir führen alle bekannten Marken dieser zeitlosen Moderichtung – die sympathische Linie, für alle, die sich ihre Individualität bewahrt haben.

menmode



SCHNEIDERS

salko



FJÄLL
RAVEN

GEIGER
tyrol

Sanderson

ENFREY

Peter Scott



Bogner

TENSON

Eduard
Kettner



Ratingen · Freizeit Markt Nr. 1 · Tel. 02102 / 33517



GUT, WENN MAN HIER NICHT FREMD IST.

Kapitalanleger profitieren von
den Verbindungen und Erfahrungen
unserer Anlageberater.

**IHR DRAHT ZU
DEN BÖRSENPLÄTZEN
DER WELT**

**Sparkasse
Ratingen**

